Lederstrumpf Erzählungen

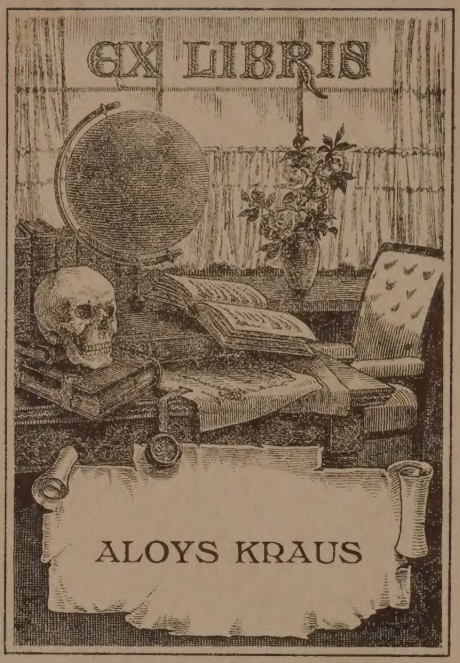
von

James Fenimore Cooper

Buchschmuck und Bilder

von

Max Slevogt


EX LIBRIS
ALOYS KRAUS

Lederstrumpf Erzählungen

Leopold-Franzens
Universität

James Fenimore Cooper

Lederstrumpf Erzählungen

in der ursprünglichen Form

Buchschmuck und Bilder

von

Max Slevogt

Übersetzt und bearbeitet von K. Federn

1922

Verlag Neufeld & Henius Berlin

Buchschmuck und Bilder wurden nach Steinzeichnungen von Max Slevogt hergestellt. Einband und Titel wurden von Lucian Zabel entworfen · An der Herstellung waren beteiligt: Satz und Buchdruck: Gebr. Mann, Berlin Bilderdruck: Gebr. Feyl, Berlin · Einband: Lüderitz & Bauer

Von diesem Werk wurden 150 Exemplare auf echt van Geldern Bütten gedruckt und in der Presse numeriert

Der Pfadfinder

Erstes Kapitel

Mitten in den amerikanischen Urwäldern stößt man bisweilen auf eigentümliche Lichtungen, deren Ursprung noch nicht ganz aufgeklärt ist. Windlichtungen oder Windreihen nennen sie die Leute. Einige schreiben ihre Entstehung den Wirbelwinden zu, die auf dem Ozean Wasserhosen erzeugen; andere halten sie für die Folge plötzlicher und heftiger elektrischer Entladungen. Jedenfalls lassen sie Licht in die dunklen feuchten Tiefen der Wälder dringen und bilden so eine Art von Oasen in ihrem weiten, feierlichen Dunkel. In einer solchen Windlichtung, die sich den Abhang eines kleinen Hügels hinaufzog, befanden sich vier Personen, zwei Männer und zwei Frauen, und suchten die niedergestreckten Bäume zu erklettern. Infolge ihrer Lage bot diese Lichtung an ihrem oberen Rand einen weiteren Ausblick als gewöhnlich; überdies hatte die unbekannte Kraft die Bäume dort übereinandergestürzt, so daß die Männer, die sie erstiegen hatten, sich beinahe dreißig Fuß über der Erdoberfläche befanden. Die ungeheuren Stämme lagen zerbrochen und durcheinander geworfen wie Strohhalme, während ihre immer noch mit duftigem, welkendem Laub bedeckten Zweige so ineinandergriffen, daß sie bequeme Sprossen zum Klettern boten. Einer der Bäume war gänzlich entwurzelt und umgekehrt worden; die breite, erdige Wurzel ragte in die Lüfte und bildete eine Art Mastkorb für die Ausschauenden, die alsbald den zwei unten stehenden Frauen zuriefen, ihnen nachzuklettern, da dies keinerlei Schwierigkeiten bot.

Der eine Mann und die eine Frau waren Eingeborene des Landes; von den beiden Weißen war der eine ein derber Mann von etwa fünfzig Jahren, seine Begleiterin ein einfaches und zierliches junges Mädchen. Als sie oben angelangt waren, leuchtete ihr blaues Auge, so stark war der Eindruck, den der wunderbare Anblick auf ihre Seele machte.

Ein weiter Ozean von Blättern in allen Schattierungen eines reichen Grüns breitete sich vor ihnen nach Westen aus, bestrahlt von jenem üppigen Licht, wie man es unter dem zweiundvierzigsten Breitengrad findet. Die Ulme mit ihrem anmutigen, klagenden Gipfel, die reichen Spielarten des Ahorns, die edlen Eichen des amerikanischen Urwalds und die breitblätterigen Linden, im Lande Bastholz genannt, vereinigten ihre Wipfel und bildeten so einen weiten, dem Anschein nach unendlichen Laubteppich, der sich der sinkenden Sonne zu erstreckte, bis er den Horizont erreichte und mit den Wolken eins ward, wie auf dem Meer Wogen und Himmel am Horizont ineinander übergehen. Da oder dort gestattete eine zufällig oder vielleicht durch einen Sturm entstandene Öffnung einem der geringeren Bäume, sich zum Licht emporzukämpfen und sein bescheidenes Haupt bis beinahe zur grünen Oberfläche des Waldmeeres zu erheben: etwa einer Birke, einem Baum, der in minder reichen Gegenden geschätzt wird, einer zitternden Espe, einer der verschiedenen Nußbaumarten und manchen andern, die so das Volk neben den Großen vertraten. Hie und da erhob sich der schlanke gerade Stamm einer Fichte hoch über das weite Feld empor, einem Monument gleichend, das auf der Waldebene errichtet worden wäre.

So großartig der Anblick durch seine unendliche Weite war, so lieblich waren seine zarten Farben und die Abstufungen von Schatten und Licht, während die feierliche Ruhe dem Beschauer Ehrfurcht einflößte.

„Onkel", sagte das erstaunte und erfreute Mädchen zu dem weißen Mann, an dessen Arm sie sich leicht festhielt, „das muß wohl wie das Meer sein, das ihr so liebt."

„Das kann eben ein unwissendes Mädel sagen, Magnet," erwiderte der Oheim, „nur ein Kind kann diese Handvoll Blätter mit dem Atlantischen Ozean vergleichen. All diese Bäume da zusammen steckt der Meergott Neptun als Strauß in sein Knopfloch!"

„Ob das so ist, Onkel? Seht doch nur, Meilen und Meilen weit sehen wir nichts als Laub! Was könnte denn einer, der auf den Ozean blickt, mehr sehen!"

„Mehr!" erwiderte der Oheim, indem er den Ellenbogen, an dem das Mädchen sich festhielt, ungeduldig bewegte, denn er hatte die Arme über der Brust verschränkt und die Hände in seine rote Weste geschoben, — „mehr, Magnet? Sag lieber, was weniger? Wo ist denn da das blaue Wasser, wo Kämme, Dünung, Brandungen, Walfische, Wasserhosen und alle die endlose Bewegung — wo ist denn so etwas in diesem Stücklein Wald zu sehen?"

„Und wo habt ihr Baumgipfel und Waldesduft und Schweigen und das herrliche Grün, Onkel, auf dem Ozean?"

„Still, Magnet! wenn du was davon verstündest, würdest du wissen, daß grünes Wasser Gift für den Seemann ist, beinah so arg wie ein Grünschnabel."

„Aber grüne Bäume sind was anderes. Sst — hört ihr den Wind durch die Blätter rauschen?"

„Du solltest mal 'nen Nordwester pfeifen hören, Mädel, wenn du Wind hören willst. Wo soll denn da eine steife Kühlte herkommen, oder gar ein Sturm, Passatwinde und Ostwinde in diesem Stücklein Wald! Und wo sollen denn Fische unter diesem zahmen grünen Zeug schwimmen!"

„Daß es hier Stürme gibt, das sehen wir, und wenn keine Fische, so gibt's allerlei Getier unter den Bäumen."

„Ich weiß das nicht. In Albany haben sie uns lange Geschichten von den wilden Tieren erzählt, die wir treffen würden, bisher haben wir nichts gesehen, womit man einen Seehund schrecken könnte. Ich zweifle sehr, ob irgendein Landtier überhaupt sich mit einem Haifisch, wie man ihn in tiefen Breiten findet, vergleichen läßt!"

„Seht nur," rief die Nichte, die so in den Anblick des Waldes versunken war, daß sie auf die Worte ihres Onkels kaum achtete, „dort steigt ein Rauch über den Baumstämmen auf, kann der von einem Haus kommen?"

„Ja, ja, der Rauch sieht nach was Menschlichem aus," erwiderte der alte Seemann, „und das ist mehr als tausend Bäume wert, das muß ich Pfeilspitze zeigen, sonst fahren wir vielleicht an einem Hafen vorbei und wissen's gar nicht. Wo's Rauch gibt, wird wohl auch eine Kambüse sein." Damit zog er die eine Hand unter dem Kleide hervor, berührte den Indianer, der in seiner Nähe stand, leicht an der Schulter und machte ihn auf einen dünnen Rauchstreifen aufmerksam, der sich etwa eine Meile vor ihnen langsam aus der Blätterwildnis erhob und sich in kaum merklichen Fäden in der zitternden Luft ausbreitete. Der Indianer, ein Tuscarora, war einer jener prachtvoll aussehenden Krieger, die man vor hundert Jahren unter den Eingeborenen weit häufiger traf als heute; und obwohl er mit den Kolonisten genug verkehrt hatte, um ihre Sitten und sogar ihre Sprache zu kennen, hatte er noch nichts von der wilden Großartigkeit und einfachen Würde

des Häuptlings verloren. Der Verkehr zwischen ihm und dem alten Seemann war ein freundlicher, aber gemessener gewesen, denn der Indianer hatte zuviel mit den Offizieren der verschiedenen militärischen Posten zu tun gehabt, um nicht sofort zu erkennen, daß die Stellung seines Reisegefährten nur eine untergeordnete war. Ja, so sehr hatte die ruhige Überlegenheit und Zurückhaltung des Indianers dem Seemann imponiert, daß er während der ganzen Woche, die sie zusammen gereist waren, sich weder in seinen vergnügtesten noch in seinen eingebildetsten Augenblicken eine Vertraulichkeit erlaubt hatte. Erst der Anblick des Rauches, der wie das plötzliche Auftauchen eines Segels auf hoher See auf ihn wirkte, hatte ihn so sehr erregt, daß er den Krieger zu berühren wagte.

Das rasche Auge des Tuscarora erblickte den Rauch sofort, und eine volle Minute stand er, sich ein wenig auf den Zehen hebend, mit gedehnten Nüstern, wie ein Bock, der etwas in der Luft wittert, und mit so starrem Blick wie ein Vorstehhund, der den Schuß seines Herrn erwartet. Dann sank er wieder auf seine Füße zurück, tat einen leisen Ausruf in den sanften Tönen, die von den rauheren Lauten der Indianerkrieger so seltsam abstechen, blieb aber sonst völlig ruhig, und nur sein rasches dunkles Adlerauge bewegte sich nach allen Seiten über das Blättermeer, als forschte er nach weiteren Anzeichen, die ihn aufklären sollten. Daß die lange Reise durch die Wildnis, die sie unternommen hatten, nicht ohne Gefahr war, wußten Onkel und Nichte wohl, aber keiner konnte entscheiden, ob das Zeichen, daß andere in ihrer Nähe waren, Gutes oder Schlimmes bedeutete.

„Es müssen Oneidas oder Tuscaroras in unserer Nähe sein, Pfeilspitze," sagte der Seemann. „Wäre es nicht gut, uns ihnen anzuschließen, um ein bequemes Nachtlager in ihrem Wigwam zu bekommen?"

„Kein Wigwam da," antwortete Pfeilspitze in seiner unbeweglichen Art, „zu viel Baum."

„Aber Indianer müssen da sein; vielleicht sind es alte Maten von euch, Meister Pfeilspitze."

„Kein Tuscarora, kein Oneida, kein Mohawk; Bleichgesichtfeuer."

„Der Teufel! Das, Magnet, geht über Seemannslogik, wir alten Seebären können einen Kommistabak von einem Matrosenpriemchen unterscheiden und das Nest einer Landratte von einer Hängematte, aber ich glaube nicht, daß der älteste Admiral in Seiner Majestät Flotte einen königlichen Rauch von dem eines Kohlenschiffes unterscheiden kann!"

Der Gedanke, daß Menschen in dieser weiten Wildnis in ihrer Nähe sein mochten, hatte die Wangen des schönen Geschöpfes gerötet und ihre Augen leuchten gemacht; jetzt aber wendete sie sich erstaunt zu ihrem Verwandten und sagte zögernd — denn beide hatten auf der Reise den Scharfsinn des Tuscarora oft bewundert:

„Ein Bleichgesichtfeuer! Das, Onkel, kann er doch nicht wissen!"

„Vor zehn Tagen, Kind, hätt ich's noch beschworen, aber jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll. Darf ich mir die Freiheit nehmen, zu fragen, Meister Pfeilspitze, warum ihr meint, daß der Rauch dort der Rauch von Bleichgesichtern und nicht von Rothäuten ist?"

„Nasses Holz," erwiderte der Krieger gelassen, „viel naß, viel Rauch, viel Wasser, schwarze Rauch."

„Um Vergebung, Meister Pfeilspitze, der Rauch ist nicht schwarz und ist überhaupt nur ganz dünn. Mir scheint es ein so leichter und feiner Rauch, wie der vom Teekessel

1*

eines Kapitäns, wenn nichts zum Feuern mehr da ist als ein paar Holzschnitzel von der Hobelbank."

„Zu viel Wasser," wiederholte Pfeilspitze mit leichtem Kopfnicken. „Tuscarora zu klug, als machen Feuer mit Wasser; Bleichgesicht zu viel Buch, brennen alles; viel Buch, wenig Wissen."

„Das ist ganz vernünftig, ich geb's zu," sagte der Seemann, der kein Verehrer der Gelehrsamkeit war. „Das geht auf deine Leserei, Magnet, denn der Häuptling hat ganz vernünftige Ideen in seiner Art. Und nun, Pfeilspitze, wie weit sind wir nach eurer Berechnung von dem Teich, den ihr den „Großen See" nennt, auf den wir nun schon seit so vielen Tagen zusteuern?"

Der Tuscarora sah den Seemann mit ruhiger Überlegenheit an und antwortete: „Ontario wie Himmel; eine Sonne, und der große Reiser wird wissen."

„Nun, ich bin ein großer ‚Reiser' gewesen, das kann ich nicht leugnen, aber von all meinen Reisen ist das die längste, die weiteste über Land und die ungemütlichste gewesen. Wenn dieses Stück Süßwasser so nah ist, Herr Pfeilspitze, und so groß, dann müßten es doch ein paar gute Augen ausfindig machen. Denn was innerhalb dreißig Meilen ist, können wir, mein ich, von hier sehen."

„Siehe," sagte Pfeilspitze, den Arm anmutig ausstreckend, „Ontario!"

„Ja, Onkel, ihr seid eben nur gewöhnt, Land ahoi! zu rufen und nicht Wasser ahoi! und so seht ihr's nicht," sagte das Mädchen lachend.

„Was, was, Magnet, du wirst doch nicht glauben, daß ich mein eigenes Element nicht erkenne, wenn's in Sicht ist!"

„Aber Ontario ist nicht euer Element, Onkel, denn ihr kommt vom Salzwasser, und das ist Süßwasser."

„Das mag für einen jungen Seemann einen Unterschied machen, aber für einen alten nicht. Wasser erkenn ich, Kind, und wenn's in China wäre!"

„Ontario!" wiederholte Pfeilspitze nachdrücklich, wieder die Hand nach Nordwesten ausstreckend.

Der Seemann sah den Tuscarora zum ersten Male seit ihrer Bekanntschaft beinahe mit Verachtung an, obwohl er der Richtung folgte, in der Aug' und Arm des Häuptlings, wie ihm schien, ins Leere, nach dem Himmel über der Laubebene wiesen.

„Ja, ja, ungefähr so hab ich mir's gedacht, als ich die Küste verließ, um so einen Südwasserteich aufzusuchen," sagte er achselzuckend. „Meinetwegen mag der Ontario dort sein oder auch in meiner Tasche. Hoffentlich hat er Platz genug, daß wir mit unserem Boot darauf fahren können. Aber, Pfeilspitze, wenn Bleichgesichter in unserer Nähe sind, hätte ich Lust, ihnen auf Rufweite nahe zu kommen."

Der Tuscarora erwiderte nur mit einem ruhigen Neigen des Kopfes, und alle kletterten schweigend wieder hinab. Als sie den Boden erreicht hatten, sagte er, er würde auf das Feuer zugehen und sich vergewissern, wer es angezündet; sein Weib und die beiden andern sollten zu dem Boot zurückgehen und seine Rückkehr abwarten.

„Das mag ganz gut sein in tiefem Ankergrund oder auf offener See, Häuptling," erwiderte der Alte, „aber in so einer unbekannten Gegend liebe ich es nicht, wenn der Lotse sich zu weit vom Schiff entfernt, so mit eurer Erlaubnis bleiben wir beisammen."

„Was mein Bruder wollen?" fragte der Indianer ernst.

„Eure Gesellschaft, Meister Pfeilspitze, sonst nichts, ich werde mit euch gehen und mit den Fremden reden."

Der Tuscarora stimmte ohne weiteres zu und hieß sein demütiges, kleines Weib, das ihn mit großen schwarzen Augen ansah, in denen Bewunderung, Furcht und Liebe sich mischten, zum Boot zurückkehren. Aber nun erschrak Magnet bei der Idee, in dieser unendlichen Wildnis ganz allein zu bleiben, und wünschte gleichfalls mitzugehen.

„Das Gehen wird nach so langem Sitzen im Boot eine Erholung sein," fügte sie hinzu, „und es könnten ja dort auch Frauen sein." Sie war ein wenig bleich geworden, jetzt aber rötete sich ihre Wange wieder.

„Also komm, Kind, es ist nur eine Kabellänge, und wir können noch eine Stunde vor Sonnenuntergang zurück sein."

Während die Indianerin allein zum Boot zurückging, suchten die drei ihren Weg durch das wirre Gestrüpp in der Lichtung, bis sie den Waldrand erreichten. Obwohl Pfeilspitze führte, stellte der Alte doch die Richtung des Rauchs bedachtsam mit einem Taschenkompaß fest, ehe er sich in den Schatten der Bäume wagte.

„Dieses Steuern nach der Nase, Magnet, mag ja für einen Indianer ganz gut sein, aber ein vollblütiger Weißer weiß die Nadel zu schätzen," sagte er, während er dem leicht ausschreitenden Tuscarora nachstampfte. „Amerika wäre nie entdeckt worden, wenn Kolumbus nur der Nase nachgefahren wäre. Hast du je so eine Maschine gesehen, Freund Pfeilspitze?"

Der Indianer wendete sich um, warf einen Blick auf den Kompaß und antwortete ruhig: „Bleichgesichtauge! Tuscarora sehen im Kopf. Salzwasser jetzt ganz Auge; keine Zunge."

„Er meint, wir müssen still sein, Onkel, wir wissen ja nicht, wer die Leute sind."

„Ja, 's ist die Indianerweise, ins Gefecht zu gehen. Siehst du, er hat ja auch das Zündkraut auf seiner Büchse untersucht, und ich werde nach meinen Pistolen sehen."

Das Mädchen hatte sich an solche Vorbereitungen während der Reise gewöhnt und erschrak nicht darüber, sondern folgte mit ebenso leichtem Schritt wie der Indianer. Über die erste halbe Meile gingen sie in lautlosem Schweigen, dann aber wurde ihre Vorsicht noch weit größer. Der Wald hatte, wie es in der Gegend allgemein ist, wenig Unterholz, denn alle Vegetation drängte zum Licht, und unter dem Laubdach bildete er gleichsam ein weites Gewölbe, das von unzähligen Säulen getragen wurde. Je näher sie der Stelle kamen, auf die Pfeilspitze mit unfehlbaren Sinnen zuschritt, desto leichter wurden seine Fußtritte, desto wachsamer sein Auge, desto sorgfältiger achtete er darauf, daß alle drei hinter den Stämmen gedeckt blieben.

„Sieh, Salzwasser," sagte er plötzlich mit leisem Triumph, „Bleichgesichtfeuer!"

„Beim Himmel, der Bursch hat recht!" murmelte der Seemann. „Da sitzen sie und essen ihre Grütze, so ruhig, als wären sie in der Kabine eines Dreideckers."

„Pfeilspitze hat nur halb recht," flüsterte das Mädchen, „denn da sind zwei Indianer und nur ein weißer Mann."

Der Tuscarora hielt zwei Finger in die Höhe und sagte: „Bleichgesicht", dann einen und sagte: „Roter Mann".

„Schwer zu sagen, wer recht hat und wer unrecht," meinte der Seemann. „Der eine ist jedenfalls weiß und sieht wie ein hübscher, anständiger Bursch aus; der andere ist eine Rothaut, wie Natur und Bemalung sie nur immer machen; aber der dritte Bursch hat eine merkwürdige Takelage: so'n Mittelding — weder Brigg noch Schoner."

Pfeilspitze hielt nochmals zwei Finger in die Höhe und sagte: „Bleichgesicht", und dann einen und wiederholte: „Roter Mann".

„Er wird recht haben, Onkel, denn sein Auge scheint unfehlbar. Aber ob's am Ende Franzosen sind?"

„Das werden wir gleich wissen," erwiderte der Oheim. „Stell du dich hinter den Baum, Magnet, sonst könnten die Schufte am Ende eine Breitseite noch vor dem Parlamentieren abfeuern, und ich werde gleich wissen, unter welcher Flagge sie segeln."

Er hatte bereits seine beiden Hände wie eine Trompete vor den Mund gehalten und wollte seinen Ruf ertönen lassen, als eine rasche Bewegung des Indianers das improvisierte Instrument zerstörte und seine Absicht vereitelte.

„Roter Mann Mohikaner," sagte der Tuscarora. „Gut; Bleichgesichter Jengis."

„Das sind himmlische Nachrichten," murmelte das Mädchen, dem die Aussicht auf einen tödlichen Kampf in dieser Wildnis nicht gerade erfreulich gewesen war. „Gehen wir gleich hin, lieber Onkel, und sagen wir, daß wir Freunde sind."

„Gut," sagte der Tuscarora, „rote Mann kühl und wissen, Bleichgesicht eilig und feuern. Lassen Squaw gehen."

„Was?" rief der Alte erstaunt, „den kleinen Magnet auf den Ausguck vorausschicken, während zwei alte Kerle wie ihr und ich beidrehen und zusehen, was für Land sie antun wird; wenn ich das tue, will ich . . ."

„Es ist das klügste, Onkel," unterbrach ihn das Mädchen, „und ich fürchte mich nicht. Kein Christ wird feuern, wenn er ein Weib kommen sieht. Und daß ich komme, ist schon ein Friedenszeichen. Laßt mich gehen, wie Pfeilspitze will, und es wird gut sein. Sie haben uns noch nicht gesehen, und so werden sie nur überrascht, aber ohne Sorge sein."

„Gut," sagte Pfeilspitze und verhehlte seine Anerkennung für den Mut des Mädchens nicht.

„Es sieht unseemännisch aus, aber da wir in den Wäldern sind, wird das ja niemand merken. Wenn du also glaubst, Mabel . . ."

„Onkel, ich weiß, daß ich nichts zu fürchten habe, und ihr seid ja in der Nähe, um mich zu beschützen."

„So nimm eine meiner Pistolen."

„Nein, nein," sagte das Mädchen lächelnd, „meine Jugend und Schwäche wird mich am besten beschützen. Von Waffen versteh ich nichts und will nichts davon verstehen."

Der Onkel drängte nicht weiter, und nachdem ihr der Tuscarora noch einige Verhaltungsmaßregeln gegeben, nahm Mabel all ihren Mut zusammen und schritt auf die Gruppe zu, die am Feuer saß. Obschon ihr Herz schneller schlug, war doch ihr Schritt fest, und sie ging rasch vorwärts. Totenstille herrschte im Walde; denn auch jene, auf die sie zuging, waren viel zu sehr damit beschäftigt, ihren Hunger zu stillen, als daß sie dieses wichtige Geschäft auch nur einen Augenblick unterbrochen hätten. Als Mabel jedoch nur noch etwa hundert Fuß von dem Feuer entfernt war, trat sie auf einen trockenen Zweig, und das winzige Geräusch, das hierdurch entstand, genügte, daß der Indianer und der andere, über dessen Charakter sie im Zweifel gewesen, rasch wie ein Gedanke aufstanden. Beide griffen nach ihren Büchsen, die an einem Baum lehnten, aber keiner rührte die Hand, da sie das Mädchen bereits erblickt hatten. Der Indianer sprach ein paar Worte zu seinem Gefährten, dann nahm er seinen Sitz wieder ein und aß so ruhig weiter, als wäre überhaupt nichts vorgefallen. Der andere hingegen verließ das Feuer und schritt Mabel entgegen. Als er herankam, sah sie wohl, daß es ein Mann ihrer Farbe war, obschon seine Kleidung so seltsam aus der beider Rassen zusammengesetzt war, daß man ihn in der Nähe sehen mußte, um sicher zu sein. Er war von mittlerem

Alter, und in seinem sonst nicht eben hübschen Gesicht lag ein Ausdruck von Geradheit und Ehrlichkeit, der Mabel sofort klarmachte, daß ihr von diesem Manne keine Gefahr drohte. Dennoch blieb sie stehen.

„Fürchtet nichts, junge Frau," sagte der Jäger, denn dies war, nach seinem Gewande zu schließen, sein Stand und Beruf, „ihr habt Christen in der Wildnis getroffen, die jeden gut behandeln, der selbst nichts Unrechtes will. Ich bin in diesen Gegenden sehr bekannt, und vielleicht ist einer meiner Namen auch an eure Ohren gedrungen. Die Franzosen und die Rothäute auf der andern Seite der großen Seen nennen mich ‚La Longue Carabine', die Mohikaner ‚Falkenauge', und das Militär und die Waldläufer auf dieser Seite der Wasser nennen mich ‚Pfadfinder', und das darum, weil mir noch niemals das eine Ende einer Spur entgangen ist, wenn ein Mingo oder ein Freund, der mich brauchte, am andern Ende war."

Dies ward ohne Prahlerei gesprochen, mit dem ruhigen Selbstbewußtsein eines Mannes, der seine Namen ehrlich verdient hatte und sie getrost nennen konnte. Sowie Mabel den letzten Beinamen hörte, schlug sie ihre Hände zusammen und wiederholte: „Pfadfinder!"

„So nennen sie mich, junge Frau, und manch ein großer Herr hat seinen Titel nicht halb so ehrlich verdient, obschon, die Wahrheit zu sagen, mein eigentlicher Stolz ist, daß ich den Weg dort finde, wo kein Pfad ist. Aber die Regulären, die achten auf solche Unterschiede nicht und meistens wissen sie gar nicht, was für ein Unterschied zwischen einem Pfad und einer Spur ist, obschon der eine was für's Auge ist, während 's bei der andern mehr auf die Witterung ankommt."

„Dann sind Sie der Freund, den mein Vater uns entgegenzuschicken versprach!"

„Wenn ihr die Tochter des Sergeanten Dunham seid, dann hat selbst der große Prophet der Delaware nie ein wahreres Wort gesprochen!"

„Ich bin Mabel, und dort hinter den Bäumen steht mein Onkel Cap und ein Tuscarora, der Pfeilspitze heißt. Wir dachten, wir würden euch erst am Seeufer treffen."

„Ich wünschte, ein gerechterer Indianer wäre euer Führer gewesen; ich liebe die Tuscaroras nicht, und Pfeilspitze ist ein ehrgeiziger Häuptling. Ist Junitau mit ihm?"

„Sein Weib ist auch mit, und sie ist ein gutes, demütiges Geschöpf!"

„Ja, und auch ein treues, und das ist mehr, als die, die ihn kennen, von Pfeilspitze sagen können. Nun, wir müssen nehmen, was uns die Vorsehung gibt, solange wir auf der Lebensfährte gehen; vielleicht gibt's auch schlechtere Führer als den Tuscarora, obschon er zuviel Mingoblut hat für einen, der sich immer an die Delaware gehalten hat."

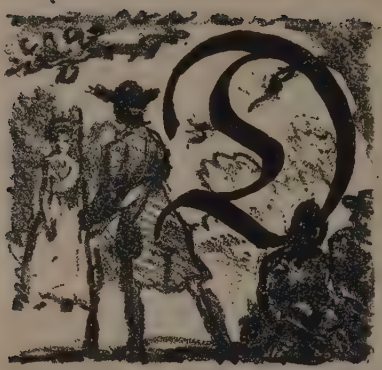
„Dann ist's vielleicht ein Glück, daß wir uns getroffen haben!" sagte Mabel.

„Ein Unglück ist's jedenfalls nicht, denn ich versprach dem Sergeanten, ich würde sein Kind sicher in die Garnison bringen, und wenn ich darüber sterben müßte. Wir wollten euch eigentlich bei den Fällen treffen, bei denen wir unser Kanoe gelassen haben. Aber wir dachten, es könnte nichts schaden, ein paar Meilen weiter heraufzukommen, um euch, wenn nötig, zu Diensten zu sein. Und es ist ganz gut so, denn ich zweifle sehr, ob Pfeilspitze der Mann ist, der euch sicher durch die Strömung bringen kann!"

„Da kommt mein Onkel und der Tuscarora, und nun können wir beisammen bleiben."

Cap und Pfeilspitze, die bemerkt hatten, daß die Besprechung einen freundlichen Verlauf genommen, waren nähergetreten, und wenige Worte genügten, ihnen zu sagen, was das Mädchen bereits erfahren hatte. Dann schritten alle auf die zwei zu, die beim Feuer geblieben waren.

Zweites Kapitel



er Mohikaner ließ sich im Essen nicht stören; der andere weiße Mann hingegen stand auf und nahm höflich seine Mütze ab. Er war jung, gesund und von männlicher Erscheinung; seine Kleidung, wenn auch nicht so streng berufsmäßig wie die des Onkels, verriet dennoch einen Mann, der auf dem Wasser lebte. In jenen Tagen bildeten die wirklichen Seeleute eine Klasse für sich; ihre Denkweise, ihre Redensarten, ihr Anzug verrieten ihren Beruf so deutlich, wie Meinungen, Sprache und Gewandung eines Türken den Muselmann verraten. Dem Pfadfinder, der ein Mann in seinen besten Jahren war, war Mabel fest entgegengetreten; aber vor dem bewundernden Blick, mit dem der junge Mann am Feuer sie begrüßte, senkte sie ihre Augen.

„Hier", sagte Pfadfinder mit einem biederen Lächeln, „sind die Freunde, die euer braver Vater euch entgegengeschickt hat. Dies ist ein großer Delaware, der Ehren und Mühen genug erlebt hat. Er führt einen indianischen Namen, der für einen Häuptling schicklich ist; aber die Unkundigen können ihn nicht leicht aussprechen, darum übersetzen wir ihn ins Englische und nennen ihn die Große Schlange. Ihr dürft aber nicht glauben, daß wir mit diesem Namen sagen wollen, daß er falsch wäre, mehr als für eine Rothaut rechtschaffen ist, nein, das soll nur sagen, daß er weise und klug ist, wie sich's für einen Krieger schickt. Pfeilspitze weiß wohl, was ich meine."

Während der Pfadfinder diese kleine Rede hielt, hatten die beiden Indianer einander unverwandt angesehen; nun trat der Tuscarora vor und redete den andern offenbar freundlich an.

„Das seh ich gerne," fuhr Pfadfinder fort, „die Begrüßung zweier Rothäute in den Wäldern, Meister Cap, ist wie das Anrufen zweier befreundeter Schiffe auf dem Ozean. Aber weil wir vom Wasser sprechen, da ist mein junger Freund, Jasper Western, der wohl sagen kann, daß er etwas davon versteht, da er sein Leben am Ontario verbracht hat.

„Ich freue mich, euch zu sehen, Freund," sagte Cap, dem jungen Mann herzlich die Hand schüttelnd, „obschon ihr nach dieser Schule natürlich noch so manches zu lernen haben müßt. Da ist meine Nichte Mabel; ich nenne sie Magnet, aus einem Grunde, den sie nicht ahnt, aber ihr werdet vielleicht Bildung genug haben, um ihn zu erraten, denn ihr werdet doch etwas vom Kompaß verstehen wollen."

„Der Grund ist leicht zu erraten," sagte der junge Mann, unwillkürlich seine scharfen, dunklen Augen auf das errötende Gesicht des Mädchens heftend, „und ich bin ganz sicher, daß der Seemann, der nach eurem Magneten steuert, niemals unrichtiges Land antun wird."

„Ah, ich sehe, ihr gebraucht einige unserer Ausdrücke, und ihr gebraucht sie mit richtigem Verständnis, obgleich ich fürchte, ihr habt mehr grünes als blaues Wasser gesehen!"

„Es ist nicht überraschend, wenn unsere Sprache auch was vom Land an sich hat, denn es kommt uns selten für mehr als vierundzwanzig Stunden aus dem Gesicht."

„Schade, Junge, schade. Ein Seemann soll nicht zuviel Land sehen, sage ich. Aber die Wahrheit wird wohl sein, Meister Western, daß es um euren See überall mehr oder weniger Land gibt."

„Und, Onkel, gibt es nicht mehr oder weniger Land überall um den Ozean?" sagte Mabel schnell.

„Nein, Kind, es gibt mehr oder weniger Ozean überall rings um das Land. Und das ist's, was ich den Leuten immer wieder sagen muß, mein guter Bursch. Sie leben alle mitten in der See, ohne daß sie's wissen; sie müssen es wohl, weil das Wasser soviel gewaltiger und breiter ist. Aber die Welt ist voll Einbildung, und ein Kerl, der noch nie Salzwasser gesehen hat, glaubt oft, er versteht mehr davon als einer, der Cap Horn umsegelt hat. Nein, nein, die Erde ist mehr oder weniger eine Insel, und alles, was nicht Erde ist, ist Wasser."

„Was ihr da sagt, Herr," antwortete Western bescheiden, „mag wohl wahr sein, was den Atlantischen Ozean betrifft; aber wir auf dem Ontario haben einen Respekt vor dem Land hier."

„Weil ihr immer mitten im Land liegt," erwiderte Cap herzlich lachend, „aber da ist der Pfadfinder, wie sie ihn nennen, mit rauchenden Schüsseln und lädt uns zu seiner Messe ein; und ich gestehe gern, daß es auf der See kein Wildbret gibt. Meister Western, in euren Jahren ist das feine Benehmen gegen Damen so leicht, wie es leicht ist, eine Flaggenleine steifzuholen, und wenn ihr ein Auge auf Speise und Trank für sie haben würdet, während ich mit dem Pfadfinder und unseren indianischen Freunden teile, wird sie es euch gewiß gedenken." Meister Cap sagte mehr, als er zu sagen dachte. Jasper Western hatte ein Auge auf Mabel, und er sorgte für sie in unbefangener liebenswürdiger Weise, schob ihr das Ende eines Baumstammes zum Sitzen herbei, versorgte sie mit einem köstlichen Stück Wildbraten und brachte ihr das reinste Wasser vom Quell. Und lange gedachte sie der männlich freundlichen Aufmerksamkeit, die ihr der junge Seemann bei ihrem ersten Zusammentreffen erwies.

Die Indianer aßen indessen eifrig und schweigend. Der Appetit der amerikanischen Ureinwohner für Wildbret ist dem Anschein nach unstillbar. Die beiden Weißen hingegen unterhielten sich eifrig, da jeder in seiner Weise redselig und eigensinnig war.

„Euer Leben, Herr Pfadfinder, muß ein ganz angenehmes sein," sagte Cap, als der erste Hunger gestillt war und sie bereits wählerisch nach den schmackhaftesten Bissen zu suchen begannen, „es hat etwas von der Ungewißheit, die wir Seeleute lieben, wenn es auch bei dem unsern nur Wasser und bei dem euren nur Land gibt."

„Nee, wir haben auch Wasser auf unseren Reisen und Märschen," erwiderte der andere. „Wir Grenzleute brauchen das Ruder und die Speerstange beinahe so oft wie die Büchse und das Jagdmesser."

„Ja, aber darum gibt's bei euch noch lange keine Brassen, kein Steuer, keine Lotleine, vom Reffzeising und von einer Stengenwindreepleine gar nicht zu reden! So ein Schlagruder ist gewiß ganz gut in einem Kanoe, aber was wollt ihr in einem Schiff damit machen?"

„Ich respektiere jeden Beruf und glaube euch gern, daß das Zeug, von dem ihr da sprecht, Nutz und Zweck hat. Einer, der wie ich mit vielen Stämmen gelebt hat, begreift, daß die Gebräuche verschieden sind. Ein Mingo bemalt sich nicht so, wie ein Delaware, und wer einen Krieger so wie 'ne Squaw gekleidet zu sehen erwartet, der wird sich irren.

Ich bin noch nicht sehr alt, aber ich hab in den Wäldern gelebt und habe einige Kenntnis von der menschlichen Natur. Von dem, was die Leute in den Städten lernen, allerdings, halt ich nicht viel, denn ich hab noch nie einen getroffen, der ein Auge für die Büchse oder für eine Fährte gehabt hätte!"

„Ganz meine Meinung, Meister Pfadfinder, aufs Haar. Das in den Straßen Herumstreichen und Sonntags in die Kirche gehen und predigen hören, dabei ist noch nie einer ein Mann geworden. Schickt den Jungen auf die hohe See hinaus, wenn er die Augen aufmachen soll, und laßt ihn fremde Völker sehen, oder was ich das Gesicht der Natur nenne, dann erst wird er sich selber kennenlernen. Seht, da ist mein Schwager, der Sergeant, ein so guter Kerl in seiner Art, wie irgendeiner, der je Schiffszwieback gegessen hat, aber was ist er schließlich? Ein Soldat und sonst nichts. Ein Sergeant, jawohl, aber das ist doch auch nur ein Soldat. Als er die arme Brigitta, meine Schwester, heiraten wollte, sagte ich dem Mädel, was er war, wie's meine Pflicht war, und was sie von solch einem Manne erwarten konnte; aber ihr wißt ja, wie's mit den Mädels ist, wenn die Verliebtheit ihnen den Verstand einzwickt. Gewiß, der Sergeant ist avanciert, und man sagt, er gilt was im Fort; aber seine arme Frau hat's nicht mehr erlebt, denn sie ist nun schon an die vierzehn Jahre tot."

„Das Soldatenhandwerk ist ein ehrbares Handwerk, wenn einer nur auf der Seite kämpft, die das Recht hat," erwiderte der Pfadfinder, „und da die Französischen immer im Unrecht sind und Seine Allergnädigste Majestät und die Kolonien immer im Recht, so wird der Sergeant wohl ein ruhiges Gewissen haben, so, wie er einen guten Charakter hat. Ich wenigstens schlafe nie besser, als wenn ich's mit den Mingos zu tun gehabt, obschon 's ein Gesetz für mich ist, immer wie ein weißer Mann zu kämpfen, nie wie ein Indianer. Die Schlange hier hat ihre Art und ich hab meine, und doch kämpfen wir nun schon viele Jahre Seite an Seite und hat keiner noch schlimm von der Weise des andern gedacht. Ich sage, es gibt nur einen Himmel und eine Hölle, was immer sein Volk berichtet und glaubt. Aber es gibt wohl viele Wege, die zu beiden führen."

„Das ist nur vernünftig, und er muß euch glauben; obschon ich vermeine, daß die meisten Wege nach unten übers trockene Land führen. Die See ist, was meine arme selige Schwester Brigitta einen Reinigungsort zu nennen pflegte, und wenn man einmal das Land außer Gesicht hat, ist man auch außer dem Bereich der Versuchung. Und ich zweifle, ob ihr soviel auch von euren Seen hier sagen könnt."

„Daß Städte und Ansiedlungen zu einem sündigen Lebenswandel verführen, geb' ich zu; aber unsere Seen sind vom weiten Wald umgeben, und das ist ein Tempel, in dem man jeden Tag den Herrgott nah fühlt und an ihn glauben muß. Daß aber die Menschen auch in der Wildnis nicht immer die gleichen sind, muß ich zugeben; denn der Unterschied zwischen einem Mingo und einem Delaware ist gerade so deutlich wie der Unterschied zwischen Sonne und Mond. Doch ich freue mich, Freund Cap, daß wir uns getroffen haben, denn nun könnt ihr der Großen Schlange hier sagen, daß es Seen gibt, in denen das Wasser salzig ist. Wir sind so ziemlich allezeit eines Sinnes gewesen, seitdem unsere Bekanntschaft angefangen hat, und, wenn der Mohikaner mir nur halb so viel vertraut wie ich ihm, dann muß er alles glauben, was ich ihm von den Gebräuchen der weißen Männer und von den Gesetzen der Natur erzählt hab; aber seht, mir war's immer, als ob keine Rothaut es einem so ganz glauben möchte — so wie's ein ehrlicher Mann gern hat —, was man ihnen von den großen Salzseen erzählt, und daß es Flüsse gibt, die stromaufwärts fließen."

„Das kommt davon, wenn man die Sachen beim unrechten Ende anpackt," antwortete Cap mit herablassendem Kopfnicken. „Eure Seen und eure Stromschnellen, die sind für euch das Schiff gewesen, und der Ozean und die Gezeiten das Boot. Weder Pfeilspitze noch die Schlange brauchen zu bezweifeln, was ihr darüber gesagt habt; aber ich gestehe, daß es mir selber schwer wird, die andere Geschichte zu verschlucken: nämlich, daß es Binnenmeere überhaupt gibt, und noch gar solche, die süßes Wasser haben. Und ich sage euch, ich habe diese lange Reise gemacht, eben so sehr, um mich mit eigenen Augen und eigener Zunge davon zu überzeugen, wie um dem Sergeanten und Magnet gefällig zu sein, obschon jener mein Schwestermann ist und ich das Mädel so lieb hab wie mein eigenes Kind."

„Ihr seid im Unrecht — ihr seid im Unrecht, Freund Cap, es ist sehr unrecht, der göttlichen Allmacht zu mißtrauen," erwiderte Pfadfinder ernst. „Die Leute, die in den Ansiedlungen und in den Städten leben, die bekommen mit der Zeit ganz enge und unrechtfertige Vorstellungen von der Macht seiner Hände; aber wir, die wir unser Leben, wenn's zu sagen erlaubt ist, in seinem Angesicht verbringen, wir sollten die Sache anders anschauen, zum mindesten die von uns, die von weißer Natur sind. Eine Rothaut hat ihre Ideen, und das ist auch ganz recht, und wenn's auch nicht gerade dieselben Ideen sind, wie ein Weißer und ein Christ sie hat, so ist da weiter nichts dabei. Aber es gibt Dinge, die gehören ganz und gar zu dem, was die Vorsehung sichtbarlich geschaffen hat, und die Salz- und Süßwasserseen sind darunter. Ich sage nicht, daß ich es erklären kann, aber ich sage, es ist die Pflicht aller, daran zu glauben. Was mich betrifft, so glaub ich, daß dieselbe Hand, die das Süßwasser geschaffen, auch das Salzwasser schaffen kann."

„Halt da, Meister Pfadfinder," unterbrach ihn Cap mit Hitze. „Wenn von einem anständigen männlichen Glauben die Rede ist, so will ich darin keinem nachgeben, sobald ich mal an Bord bin. Obschon es mehr meine Gewohnheit ist, an Deck und in der Takelage alles in Ordnung zu bringen und die richtigen Segel beizusetzen, als zu beten, wenn der Orkan kommt, so weiß ich doch, daß wir zu Zeiten nur hilflose Menschenkinder sind, und ich darf sagen, ich habe allen Respekt, wo der Respekt hingehört. Alles, was ich sagen will, und auch das will ich lieber nur so gewissermaßen hinstellen, als sagen, ist das: ich will mir nämlich nur die Bemerkung erlauben, daß ich, wo viel Wasser beisammen ist, es immer salzig gefunden hab und daß ich's daher erst kosten möchte, ehe ich glauben kann, daß es süß ist."

„Gott hat dem Wild die Salzlecke gegeben und den Menschen, rot oder weiß, den süßen Quell, seinen Durst zu stillen. Es ist daher nur unvernünftig, zu denken, daß er nicht dem Westen Seen mit reinem Wasser und dem Osten solche mit unreinlichem Wasser gegeben haben soll!"

Die feierliche Weise, in der Pfadfinder diese Worte sprach, schüchterte Cap ein, obschon er nur ungern bereit war, eine Tatsache zuzugeben, die er durch Jahre hartnäckig geleugnet hatte. Da er nun weder nachgeben wollte noch auf die Logik Pfadfinders etwas Stichhaltiges zu erwidern wußte, so sagte er ausweichend:

„Nun ja, Freund Pfadfinder, wir wollen die Sache da stoppen, wo sie ist, und da der Sergeant euch geschickt hat, um uns an den selbigen See zu lotsen, so können wir das Wasser ja kosten, wenn wir dort sind. Aber hört meine Worte: ich sage nicht, daß es nicht an der Oberfläche möglicherweise süß sein könnte, auch das atlantische Meer ist manchmal in der Nähe der großen Flüsse süß an der Oberfläche; aber verlaßt euch drauf, ich werd' euch zeigen, wie man das Wasser kostet, das viele Faden tief ist, und

das ist etwas, wovon ihr euch nie habt träumen lassen; und dann wollen wir weiter reden."

Der Späher gab sich damit zufrieden und sagte nach einer kurzen Pause: „Wir bilden uns durchaus nicht zuviel auf unsere Gaben ein; und wir wissen wohl, daß die Leute, die in den Städten leben oder an der See . . ."

„Auf der See —" unterbrach Cap.

„Auf der See, wenn ihr es so haben wollt, Gelegenheiten haben, die uns in der Wildnis fehlen. Aber wir haben auch unsern Beruf, und zwar ist es, sag ich, immer ein natürlicher Beruf, und keiner wird da durch Eitelkeit oder Lüsternheit zu einem verkehrten Lebenswandel verleitet. Was meine Gaben betrifft, so sind sie für die Büchse und zeigen sich auf der Fährte und überhaupt bei allem, was mit der Jagd und der Kundschafterei zu tun hat; ich kann wohl auch mit dem Speer und dem Ruder umgehen, aber darauf bilde ich mir nichts ein. Der junge Mann dort, Jasper, der mit der Tochter des Sergeanten redet, mit dem ist's anders, von dem kann man sagen, er lebt im Wasser wie ein Fisch. Die Indianer und die Franzer am Nordufer nennen ihn Eau-douce, weil er eben dafür seine Gaben hat. Er versteht sich viel besser darauf, das Steuerruder zu handhaben oder ein Tau, als ein Feuer auf der Fährte anzumachen."

„Es muß wohl etwas an diesen Gaben sein, von denen ihr so viel redet," sagte Cap. „Da das Feuer zum Beispiel, ich geb's zu, das hat all meine Seemannskunst geschlagen. Pfeilspitze sagte, der Rauch komme von einem Bleichgesichtfeuer, und das ist ein Kunststück, das mir nicht geringer scheint, als wenn einer in einer dunklen Nacht nach den Regenwolken steuerte!"

„Das ist keine große Kunst und steckt auch weiter kein Geheimnis dahinter," erwiderte der Pfadfinder, indem er von ganzem Herzen, aber völlig geräuschlos lachte, wie er sich's durch die Vorsicht langer Jahre angewöhnt hatte. „Leute wie wir, die ihre Zeit in der großen Schule der Vorsehung verbringen, lernen das alles leicht. Wir würden auch auf einer Fährte oder für den Nachrichtendienst so wenig zu brauchen sein, wie Waldhühnchen, wenn wir diese Zierlichkeiten nicht bald lernen würden. Eau-douce, wie wir ihn nennen, hat das Wasser so gern, daß er ein oder zwei feuchte Holzscheite zu unserem Feuer nahm, denn es liegen ebensoviel nasse wie trockene Hölzer herum: und nasses Holz gibt schwarzen Rauch, das, denke ich, werdet auch ihr Seeleute wissen. Das ist wahrhaftig keine Kunst. Obschon für die, die Gottes Wege nicht kennen, alles Geheimnis ist."

„Pfeilspitze muß aber ein scharfes Auge haben, um solch geringen Unterschied zu sehen."

„Da wär er ein schöner Indianer, wenn er das nicht könnte! Nein, nein, wir haben Kriegszeit, und heut ist keine Rothaut draußen, die nicht ihre Sinne gebrauchen würde. Jede Haut hat ihre Natur, und jede Natur hat ihre Gesetze, so gut wie sie ihre Haut hat. Es hat manches Jahr gebraucht, ehe ich so die höheren Schulen von dem, was man im Walde lernen kann, bewältigt hatte, denn das Wissen der Rothäute wird einer weißen Natur nicht so leicht wie das Bücherstudieren, was wohl das den Weißen bestimmte Wissen sein wird; doch darf ich darüber nicht viel sagen, denn von dem Bücherwissen hab ich nicht viel, weil ich die meiste Zeit eben in der Wildnis verbracht."

„Ihr habt jedenfalls tüchtig studiert, Meister Pfadfinder, das erkennt man daran, daß ihr diese Sachen so gut versteht. Ich denke mir ja wohl, daß es für einen regelrechten Seemann nicht schwer wäre, diese Kleinigkeiten zu erlernen, wenn er sich nur dazu verstehen könnte, sich mal ordentlich damit abzugeben."

„Ich weiß das nicht; es ist recht schwierig für den weißen Mann, sich die Bräuche der Rothaut anzueignen, geradeso, wie's für den Indianer schwierig ist, weiße Sitten zu erlernen. Und was die wahre Natur anlangt, so ist's meine Meinung, daß keiner die des andern wirklich kriegen kann."

„Und doch sagen wir Seeleute, die wir so viel in der Welt herumkommen, daß die Menschen alle nur eine Natur haben, ob's nun ein Chinese sei oder ein Holländer. Was mich betrifft, so habe ich mich derselbigen Meinung angeschlossen; denn ich habe gewöhnlich gefunden, daß alle Völker Gold und Silber gern haben, und daß den meisten Leuten der Tabak schmeckt."

„Dann wißt ihr seefahrenden Leute nichts von den Rothäuten. Habt ihr je von einem Chinesen gehört, der seine Totenlieder singen konnte, während man ihm das Fleisch mit Holzsplittern zerfetzte oder es mit Messern herausschnitt, während das Feuer um seinen nackten Leib zischte und der Tod ihm ins Gesicht starrte? So lang ihr mir nicht einen Chinesen oder einen Christenmenschen findet, der das kann, so lange habt ihr auch noch keinen Mann mit einer Rothautnatur gefunden, und wenn er noch so tapfer täte und wenn er alle gedruckten Bücher lesen könnte, die's gibt."

„Nur diese verfluchten Wilden wahrhaftig tun einander so höllische Streiche an," sagte Meister Cap, indem er unruhig um sich unter die endlosen Laubgänge des Waldes blickte. „Ein weißer Mann wird ja auf eine solche Probe gar nicht gestellt."

„Da seid ihr wiederum im Irrtum," erwiderte der Pfadfinder, indem er gelassen ein besonders zartes Stück Wildbret sich zum Dessert aussuchte; „obwohl diese Martern der Rothautnatur angehören, was das tapfere Aushalten anbetrifft, so sind doch schon oft weiße Naturen damit zu Tode gequält worden."

„Zum Glück," sagte Cap, und er versuchte natürlich zu sprechen, „zum Glück wird wohl keiner von den Verbündeten Seiner Majestät solche verdammten Grausamkeiten gegen irgendeinen getreuen Untertan Seiner Majestät versuchen wollen. Ich habe zwar nicht lange in der Königlichen Marine gedient, aber ich hab doch gedient — und das ist etwas, und außerdem hab ich in der Kaperei mein gutes Teil geleistet und dem Feind an seinen Schiffen und Ladungen Schaden genug getan. Französische Wilde, die gibt's doch auf dieser Seite des Sees gewiß nicht, und ihr sagtet doch, daß der Ontario ein breites Wasser sei?"

„Für uns ist er schon breit," erwiderte Pfadfinder, während ein Lächeln über sein sonnverbranntes Angesicht spielte, „manche Leute werden ihn vielleicht schmal finden, und schmal ist er auch, wenn man sich den Feind damit vom Leib halten will. Der Ontario hat zwei Enden, und wenn der Feind nicht die Courage hat, über ihn herüber zu kommen, na, so kommt er eben um ihn herum."

„Das kommt von euren verdammten Süßwasserteichen," brummte Cap so laut, daß es ihm augenblicklich leid tat, „kein Mensch hat je davon gehört, daß ein Seeräuber oder sonst ein Schiff um ein Ende des Atlantischen Ozeans herumgekommen wäre."

„Vielleicht hat der Ozean keine Enden?"

„Hat er auch nicht, und auch keine Seiten und keinen Grund. Das Volk, das an einer seiner Küsten sicher verankert ist, braucht von einem, das querab verankert ist, nichts zu fürchten, und wenn es noch so wild wäre, ausgenommen, es verstünde die Kunst, Schiffe zu bauen. Nein, die Leute, die am Ufer des Atlantischen leben, die brauchen nicht viel für ihre Haut oder ihren Skalp zu fürchten. Da kann sich ein Mann

des Nachts niederlegen und findet am Morgen noch alle seine Haare auf dem Kopf, ausgenommen, er trägt eine Perücke."

„So ist das hier nicht. Ich möchte das junge Frauenzimmer dort nicht aufregen und darum will ich nichts Besonderes sagen, obschon sie ganz auf Eau-douce zu hören scheint; aber wäre nicht mein Wissen und meine Erziehung, würde ich es heute für recht riskiert halten, die kurze Reise von hier nach dem Fort zu machen, wie's auf der Grenze jetzt zugeht. Es sind ebensoviel Irokesen auf dieser Seite des Ontario wie auf der andern. Eben darum, Freund Cap, hat der Sergeant uns geschickt, damit wir euch führen."

„Was? Wagen die Schufte so nah vor den Kanonen in einem von Seiner Majestät Forts zu kreuzen?"

„Gehen die Raben nicht aufs Aas, obschon der Vogelsteller dicht daneben ist? Natürlich kommen sie hierher, denn es sind immer mehr oder weniger Weiße zwischen den Forts und den Ansiedlungen unterwegs, und die Indianer sind eben auf ihren Fährten. Die Schlange ist auf der einen Seite des Flusses heraufgekommen, ich auf der andern, während Jasper das Kanoe heraufbrachte als ein beherzter Seemann, der er ist. Der Sergeant erzählte ihm mit Tränen in den Augen von seinem Kind und wie sehr sein Herz nach ihr verlangte und wie lieb und gehorsam sie wäre, bis der Junge, glaub ich, sich eher allein unter die Mingos gestürzt hätte, als daß er zurückgeblieben wäre."

„Wir sind ihm recht dankbar, recht dankbar; ich habe die beste Meinung von ihm nach dieser Bereitwilligkeit; doch sagt mal, ich denk mir wohl, der Junge hat sich dabei keiner großen Gefahr ausgesetzt?"

„Nur der Gefahr, aus der Deckung erschossen zu werden, während er das Kanoe durch eine Schnelle trieb oder um eine Windung des Flusses bog, die Augen auf die Wirbel geheftet. Von allen riskierten Reisen ist die auf einem Fluß, wenn die Feinde im Hinterhalt liegen, meines Erachtens die riskierteste, und das ist die Gefahr, der Jasper sich ausgesetzt hat."

„Und warum, zum Teufel, läßt mich der Sergeant hundertundfünfzig Meilen in so einer ausländerischen Weise reisen? Gebt mir eine offene See und den Feind in Sicht, und ich will ihm in seiner Art mitspielen, so lang's ihm gefällt, von weitem oder beim Entern im Handgemenge, aber abgeschossen werden wie ein schlafender Vogel, das paßt mir nicht. Wenn's nicht um die kleine Magnet wäre, würde ich augenblicklich anbrassen und Kurs auf New York nehmen und den Ontario Ontario sein lassen, ob er nun Salzwasser oder Süßwasser ist."

„Damit würdet ihr nicht viel gewinnen, Freund Seemann, denn der Rückweg ist noch viel länger und mit seiner Sicherheit steht's nicht viel besser als mit dem Weg vor uns. Aber verlaßt euch auf uns: wir bringen euch heil ins Fort oder wir kommen selber um unsere Skalps."

Cap trug einen dicken, starren Zopf in Aalhaut, während sein Schädel nahezu kahl war, und er fuhr jetzt mechanisch über beide, als wollte er sich überzeugen, ob noch alles an seinem Platze war.

„Ich zweifle nicht, Meister Pfadfinder," sagte er nach kurzem Bedenken und manchem innern Fluch über die Rücksichtslosigkeit seines Schwagers, „daß wir den Hafen sicher erreichen werden. Wie weit mögen wir noch vom Fort sein?"

„Nicht viel mehr als fünfzehn Meilen, und rasche Meilen, wie der Fluß sie läuft, wenn die Mingos uns nur klar durchlassen."

„Und ich vermute, die Wälder laufen weiter entlang an Backbord wie Steuerbord?"

„Wie? Was?"

„Ich meine, ob wir unsern Weg weiter zwischen diesen verdammten Bäumen suchen müssen?"

„Nein, ihr bleibt im Kanoe, die Truppen haben den Oswego vom Treibholz gereinigt. So geht's in rascher Strömung den Fluß hinunter."

„Und wer, zum Teufel, hindert die Minguße oder wie sie heißen, uns niederzuschießen, während wir eine Landspitze umschiffen oder klar von den Felsen zu steuern suchen?"

„Gott der Herr! Er hat uns schon durch größere Schwierigkeiten geholfen. Oft und oft hätte ich Haut und Haar vom Kopf verloren, wäre der Herrgott nicht auf meiner Seite gewesen. Ich ging nie zu einem Scharmützel, Freund Seemann, ohne an diesen großen Alliierten zu denken, denn der kann in einer Schlacht mehr als alle Bataillone vom Sechzigsten zusammengenommen."

„Schon recht, das mag für einen Kundschafter gut sein; aber wir Seeleute lieben ein offenes Wasser, und wenn wir ins Gefecht gehen, wollen wir nichts auf der Seele haben als das Geschäft vor uns; eine freie Breitseite und Breitseitenarbeit, aber keine Bäume oder Felsen, die das Wasser versperren."

„Und wohl auch keinen Herrgott, wenn man die Wahrheit sagen dürfte. Nehmt mein Wort darauf, Meister Cap, es ist ganz gut, wenn man in einer Schlacht den Herrgott auf seiner Seite hat. Seht euch da mal den Kopf der Großen Schlange an, da längs seinem linken Ohr, — seht ihr die Narbe eines Messerschnitts? Es war eine Kugel aus meiner langen Büchse, die an dem Tag seinen Skalp rettete, und es war hohe Zeit, denn das Messer war bereits an der Arbeit, und eine halbe Minute später wär's um seine Skalplocke geschehen. Wenn der Mohikaner mir die Hand drückt und angeben will, daß ich ihm da einen guten Dienst erwiesen, dann sag ich ihm: ‚nein', es war der Herrgott, der mich an den Platz führte, wo ich seine Not am Rauch erkennen und von dem aus ich etwas tun konnte. Natürlich, als ich einmal in der rechten Stellung war, da führte ich die Sache selbst zu Ende, denn wenn ein Freund unterm Tomahawk liegt, da gehen die Gedanken rasch und man überlegt nicht lang und tut, wie ich damals; sonst jagte der Geist der Großen Schlange auch jetzt bereits in den glücklichen Jagdgründen seines Volkes ..."

„Nun hört aber auf, Pfadfinder, diese Rederei ist ja gerade so arg, als würde einem selber die Haut von vorn bis hinten abgezogen. Wir haben nur noch ein paar Stunden Tageslicht und täten besser, die Strömung, von der ihr redet, hinabzutreiben, solange es noch geht. Magnet, mein Liebling, bist du bereit, aufzubrechen?"

Magnet fuhr auf, errötete und traf sogleich die Vorbereitungen zum Aufbruch. Keine Silbe von dem Gespräch hatte sie gehört, denn Eau-douce hatte ihr das Fort beschrieben und von ihrem Vater erzählt, den sie seit ihrer Kindheit nicht gesehen hatte, und ihr geschildert, wie die Leute in der Grenzgarnison leben. Und mit solchem Interesse hatte sie zugehört, daß all die unangenehmen Dinge, von denen die andern geredet hatten, ihr völlig entgangen waren. Jetzt aber hörte das Gespräch ganz auf und das geringe Gepäck der Führer war in wenigen Minuten bereit gemacht. Zu aller Erstaunen sammelte Pfadfinder noch eine gute Anzahl Zweige und warf sie auf das ersterbende Feuer; ja, er warf mit Fleiß einige feuchte Hölzer dazwischen, so daß der Rauch recht schwarz und dicht aufstieg.

„Wenn man seine Spuren verbergen kann, Jasper," sagte er, „dann bringt der Rauch im Lager, das man verläßt, Nutzen und keinen Schaden. Wenn nur ein Dutzend

Mingos auf zehn Meilen im Umkreis sind, so sind ein paar von ihnen auf den Anhöhen oder in den Bäumen und schauen nach Rauch aus; sie sollen den da nur sehen, und wohl bekomm's ihnen. Der Platz ist frei für sie."

„Aber werden sie nicht unsere Spur finden und folgen?" fragte der junge Mann. „Unser Pfad zum Fluß wird breit sichtbar werden."

„Je breiter, desto besser; wenn sie aber einmal dort sind, dann werden selbst die Mingos nicht schlau genug sein, um zu sagen, ob das Kanoe stromaufwärts oder abwärts gegangen ist. Wasser ist das einzige Ding in der Natur, das eine Spur gründlich wegwäscht. Und selbst Wasser tut's nicht immer, wenn die Witterung stark ist. Seht ihr nicht, Eau-douce, daß, wenn welche von den Mingos unsere Spur unter den Fällen gesehen haben, sie sogleich auf diesen Rauch hier losgehen werden, und natürlich werden sie schließen, daß die, die bis hierher stromaufwärts gekommen sind, auch weiter stromaufwärts ziehen werden. Wenn sie überhaupt was wissen, so wissen sie, daß ein Trupp aus dem Fort aufgebrochen ist; aber soviel geht selbst über Mingowitz, herauszukriegen, daß wir nur hierhergekommen, um wieder umzukehren, bloß um das Vergnügen zu haben, unsere Skalps zu riskieren."

„Sie können doch nichts von der Tochter des Sergeanten wissen," fügte Jasper hinzu, der mit Pfadfinder allein sprach, während beide auf die Lichtung zuschritten. „Es ist ja das strengste Geheimnis beobachtet worden."

„Und hier werden sie nichts erfahren," erwiderte Pfadfinder, indem er seinen Begleiter darauf aufmerksam machte, daß er mit äußerster Sorgfalt auf all die Spuren trat, die Mabels kleiner Fuß auf den trockenen Blättern gelassen, „wenn dieser alte Salzwasserfisch seine Nichte nicht in der Windrichtung herumgeführt hat wie ein Hirschkälbchen, das neben der alten Kuh spielt."

„Bock, meint ihr, Pfadfinder."

„Ist er nicht ein komischer Kerl? Seht, mit so einem Seemann, wie ihr einer seid, Eau-douce, kann ich umgehen und finde nichts Widersprechendes in unsern Gaben, obschon die euren den Seen angehören und die meinen den Wäldern. Hört mal, Jasper," fuhr der Kundschafter fort, leise lachend, „wollen wir mal seine Schneid' probieren und ihn über die Fälle schießen lassen?"

„Was sollen wir aber mit der hübschen Nichte inzwischen tun?"

„Der darf nichts geschehen; sie muß rund herumgehen; aber ihr und ich, wir wollen diesen atlantischen Meermann auf die Probe stellen, dann kennt jeder den andern besser. Wir kriegen heraus, ob sein Stahl Feuer gibt, und er wird einen Grenzerstreich kennenlernen."

Der junge Jasper lächelte, denn er war einem Spaß nicht abgeneigt, und Caps Hochmut hatte ihn empfindlich gemacht; aber Mabels hübsches Gesicht, ihre leichte Gestalt und ihr Lächeln standen wie ein Schild vor ihrem Oheim.

„Vielleicht wird die Tochter des Sergeanten erschrecken," sagte er.

„Das glaub ich nicht, wenn sie etwas von ihrem Vater hat. Sie sieht gar nicht wie ein schreckhaftes Ding aus. Überlaßt es mir, Eau-douce, ich mache die Sache schon."

„Nein, Pfadfinder, ihr würdet beide ersaufen. Wenn das Kanoe über den Fall soll, so muß ich drin sein."

„Gut, ihr sollt es nach eurem Willen haben; sollen wir eine Pfeife rauchen, daß wir handelseinig sind?"

Jasper nickte lachend, sie sprachen nicht weiter, da sie beim Kanoe angekommen waren.

Drittes Kapitel

Die Gewässer, die sich vom Süden in den Ontario ergießen, sind fast alle eng, träge und tief. Doch gibt es Ausnahmen; in manchen Flüssen fehlt es nicht an Schnellen, und zu diesen gehörte auch der Oswego. Der Oswego entsteht durch die Vereinigung des Oneida und des Onondaga, die ihrerseits aus zwei Seen kommen, er strömt dann ein paar Meilen durch ein sanft hügeliges Land, bis er an den Rand einer Art natürlicher Terrasse gelangt und über etwa zehn bis fünfzehn Fuß hinabstürzt, um dann wieder mit der lautlosen und verborgenen Bewegung tiefer Wasser durch flaches Land zu fluten, bis er sich in das breite Becken des Ontario ergießt.

Es gab damals zwei große militärische Verbindungswege zwischen dem bewohnten Teil der Kolonie New York und der kanadischen Grenze: der eine führte über die Seen, den Champlain und den Georgesee, der andere ging dem Mohawk, dem Wood Creek und dem Oneida entlang, bis an den Oswego. Auf beiden Kommunikationslinien waren zahlreiche militärische Posten errichtet, nur zwischen dem letzten Fort an den Quellen des Mohawk und dem Ausfluß des Oswego war eine völlig unbewohnte Strecke von etwa hundert Meilen zurückzulegen. Das Kanoe, in dem Cap und seine Gesellschaft von Fort Stanwix — so hieß das erwähnte Fort — bis hierher gekommen waren, lag am Ufer des Oswego, und alle stiegen jetzt hinein mit Ausnahme des Pfadfinders, der auf dem Lande blieb, um das leichte Fahrzeug abzustoßen.

„Richtet das Boot mit dem Hinterende stromabwärts, Jasper," sagte der Waldläufer zu dem jungen Seeschiffer, der Pfeilspitze das Ruder abgenommen und sich selbst ans Steuerende gesetzt hatte, „laßt es mit der Strömung treiben. Wenn einer von den Teufeln auf unserer Spur bis hierher kommt, dann werden sie nach den Zeichen im Schlamm schauen, und wenn sie sehen, daß wir das Ufer mit der Nase stromaufwärts verlassen haben, werden sie natürlich schließen, daß wir diesen Weg nahmen."

Die Weisung wurde befolgt, und nachdem er dem Kanoe einen mächtigen Stoß gegeben, sprang der Pfadfinder, der sich damals auf der Höhe seiner Kraft befand, mit einem leichten Sprung ins Kanoe und gelangte an dessen vorderes Ende, ohne das Gleichgewicht des Fahrzeuges zu erschüttern. Sowie sie die Mitte des Flusses erreicht hatten, wo die Strömung am stärksten war, wendeten sie das Boot, und geräuschlos glitt es den Strom hinab.

Das Fahrzeug war eines jener Rindenkanoes, wie die Indianer sie verfertigen und die infolge ihrer außerordentlichen Leichtigkeit für eine Schiffahrt, die so oft durch Untiefen, Treibholz und andere Hindernisse erschwert wird, außerordentlich geeignet sind, weil der leichteste Stoß sie über weite Strecken treibt. Zwei Männer konnten es mit Leichtigkeit tragen, und selbst einer hätte es zur Not heben können. Dabei war es ziemlich lang und für ein Flußboot auch breit, sein Hauptfehler in den Augen der Ungeübten war ein Mangel an Stabilität. Doch genügten ein paar Stunden im Boot, um sich daran zu gewöhnen, und sowohl Mabel wie ihr Onkel hatten bereits gelernt,

jeder Bewegung des Bootes zu folgen und ihre Plätze sicher zu behalten; selbst das Mehrgewicht der drei Führer stellte seine Kräfte auf keine zu harte Probe: die Breite des gewölbten Bodens gestattete die Verdrängung einer hinreichenden Wassermenge, ohne daß das Heckbrett sich allzu sichtlich der Oberfläche des Stroms näherte. Das Kanoe war sauber gearbeitet; die Rippen waren schmal und mit Riemen gefestigt, und so leicht und gebrechlich das ganze Fahrzeug dem Auge erschien, hätte es dennoch vermutlich die doppelte Zahl von Personen befördern können.

Cap saß auf einer niedrigen Querlatte in der Mitte des Kanoes, die Große Schlange kniete neben ihm. Pfeilspitze und sein Weib hatten ihre Plätze vor ihnen eingenommen; Mabel saß halbliegend auf ihrem eignen Gepäck hinter ihrem Onkel, während der Pfadfinder und Eau-douce aufrecht standen, der eine an der Spitze, der andere am Steuerende, jeder mit langen, stetigen, geräuschlosen Bewegungen ein Ruder führend. Alle sprachen leise, jeder fühlte, daß Vorsicht um so notwendiger wurde, je näher sie dem Fort kamen, da die Deckung der Wälder ihnen nunmehr fehlte.

Der Oswego war hier ein tiefer, dunkler, nicht gar breiter Strom, der seinen ruhigen, düstern, gewundenen Lauf zwischen überhängenden Bäumen nahm, die an manchen Stellen beinahe das Tageslicht ausschlossen. Hier und da streckte sich ein halb gesunkener Waldesriese beinahe quer über die Wasserfläche, so daß sie acht geben mußten, seinen Ästen auszuweichen, und fast überall waren die niederen Zweige und Blätter der minder hochgewachsenen Bäume vom Wasser umspült. Die Ufererde war schwarz von Lehm und üppig gedüngt durch die verwesten Vegetationsreste vieler Jahrhunderte; der Strom füllte seine Ufer fast zum Überfließen, und rings um sie dehnten sich die frischgrünen endlosen Wälder. Es war eins jener Bilder, wie Bryants Verse sie so lebhaft geschildert haben.

„Ich wünschte manchmal, wir hätten wieder Frieden," sagte der Pfadfinder, „daß man durch die Wälder streifen könnte, ohne nach andern Feinden zu spähen, als Tieren und Fischen. Ach ja, manchen Tag haben wir, die Schlange und ich, glücklich hier zwischen den Gewässern verbracht und von Wildbret, Lachs und Forellen gelebt, ohne auch nur an einen Mingo oder einen Skalp zu denken! Ich wünschte manchmal, diese seligen Tage würden wiederkommen, denn es ist eigentlich gar nicht meine Gabe, meinesgleichen ums Leben zu bringen. Die Tochter des Sergeanten hält mich doch nicht für so einen elenden Kerl, dem es Freude macht, Menschengeschöpfen nachzustellen?"

Er sah sich um, und obgleich niemand seine harten, sonnverbrannten Züge hätte hübsch finden können, so fand doch selbst Mabel sein Lächeln anziehend, soviel Geradheit und Aufrichtigkeit glänzte aus jeder Linie des ehrlichen Angesichts.

„Ich glaube nicht, daß mein Vater solch einen Menschen geschickt hätte, seine Tochter durch die Wildnis zu führen," antwortete sie, während sie das Lächeln ebenso unbefangen erwiderte.

„Das hätt' er auch nicht, wahrhaftig! Der Sergeant ist ein Mann von Gefühl; auf manchem Marsch und in manchem Gefecht sind wir Schulter an Schulter gestanden, wie er sagen würde, obschon ich mir immer freien Raum für meine Glieder halte, wenn ich einen Franzer oder einen Mingo in der Nähe weiß."

„So sind Sie der junge Freund, von dem mein Vater so oft in seinen Briefen sprach?"

„Sein junger Freund — nun ja, der Sergeant ist mir um dreißig Jahre vor, er ist dreißig Jahre älter, jawohl, und ebensoviel besser als ich."

„Vielleicht nicht in den Augen der Tochter, Freund Pfadfinder," warf Cap ein, der wieder aufzuleben begann, als er Wasser um sich fließen sah. „In den Augen eines neunzehnjährigen Mädels pflegen diese dreißig Jahre nicht gerade ein Vorzug zu sein."

Mabel errötete und, da sie ihr Gesicht abwendete, um den Augen derer, die vorne saßen, zu entgehen, begegnete sie dem bewundernden Blick des jungen Mannes am rückwärtigen Ende des Bootes. So suchten ihre lebhaften blauen Augen denn schließlich eine Zuflucht in der Flut. In diesem Augenblick trug die leichte Luft, die kaum das Wasser kräuselte, einen schweren dumpfen Ton an ihr Ohr.

„Das klingt ja ganz angenehm," sagte Cap, die Ohren spitzend wie ein Hund, der ein fernes Bellen vernimmt. „Das ist wohl schon die Brandung an eurem Seeufer?"

„Nein, das nicht," antwortete der Pfadfinder; „es ist der Fluß selber, der eine halbe Meile weiter unten über die Felsen fällt."

„Ist ein Wasserfall im Strom?" fragte Mabel, während ihre Wangen sich noch tiefer färbten.

„Der Teufel! Meister Pfadfinder, oder ihr, Herr Odius, tätet ihr nicht besser, das Kanoe zu drehen und näher an den Strand zu halten? Über diesen Wasserfällen finden sich meist Stromschnellen, und es wäre gerade so gut, in den Maelstrom zu geraten, als in so ein saugendes Wasser zu laufen!"

„Verlaßt euch nur auf uns, Freund Cap," antwortete Pfadfinder; „wir sind zwar nur Süßwasserleute, und ich eigentlich nicht einmal das; aber auf Wirbel, Schnellen und Wasserfälle verstehen wir uns, und wenn wir den da hinunterfahren, werden wir uns schon anstrengen, unserer Profession keine Schande zu machen."

„Hinunterfahren!" rief Cap. „Der Teufel, Mann, ihr denkt doch nicht dran, in dieser Eierschale da einen Wasserfall hinunterzufahren?"

„Gewiß, der Weg geht über die Fälle, und es ist viel leichter, hinabzuschießen, als das Kanoe auszuladen und das ganze Gepäck und das Kanoe selbst eine Meile weit über Land zu tragen."

Mabel wendete ihr bleiches Gesicht dem jungen Manne hinter ihr zu; eben hatte ein Luftstrom das Brüllen des Katarakts wieder an ihr Ohr getragen, das jetzt wirklich schrecklich schien.

„Wir dachten, die Frauen und die zwei Indianer ans Land zu setzen", sagte Jasper ruhig, „während wir drei Weißen, die wir alle ans Wasser gewöhnt sind, das Kanoe sicher hinüberbringen könnten, denn wir schießen oft über die Fälle hinunter."

„Wir rechneten auf euch, Freund Seemann, für die Balance," sagte Pfadfinder, indem er Jasper über die Schulter zublinzelte. „Denn ihr seid daran gewöhnt, die Wogen um euch spritzen zu sehen, und wenn niemand da ist, der das Zeug im Gleichgewicht hält, könnte all der feine Putz der Tochter des Sergeanten ins Wasser gespült werden und verlorengehen."

Cap war in arger Verlegenheit. Die Idee, den Wasserfall hinabzuschießen, war für ihn eine ernstere, als sie für einen hätte sein können, der von Schiffen überhaupt nichts verstand; er kannte die Macht des Elements und die Hilflosigkeit des Menschen vor seiner Wut. Aber sein Stolz gestattete ihm nicht, das Boot zu verlassen, während andere mutig, ja ganz gelassen vorschlugen, drin zu bleiben. Vielleicht würde er trotzdem lieber gegangen sein, wenn die Vorstellung skalpierender Indianer nicht bereits so lebhaft in ihm gewesen wäre, daß er das Kanoe für eine Art Sicherheitsasyl hielt.

„Was soll aber mit Magnet geschehen?“ fragte er, „wir können doch Magnet nicht landen lassen, wenn feindliche Indianer in der Nähe sind.“

„Nein, nein, in der Nähe des Tragwegs ist ganz gewiß kein Mingo zu finden. Das ist ein viel zu öffentlicher Platz für ihre Teufeleien,“ antwortete der Pfadfinder. „Natur ist Natur, und eines Indianers Natur ist, daß man ihn immer dort findet, wo man ihn am wenigsten erwartet. Auf einem gebahnten Weg braucht man ihn nicht zu fürchten; er wünscht über euch herzufallen, wenn ihr nicht auf ihn gefaßt seid. Die feurigen Schurken sind immer darauf aus, euch zu foppen, so oder so. Wir wollen wenden, Eau-douce; wir wollen die Tochter des Sergeanten da bei dem Baumstamm ans Land setzen, so kann sie das Ufer mit trockenem Fuß erreichen.“

In wenigen Minuten hatten alle, bis auf Pfadfinder und die zwei Seemänner, das Kanoe verlassen. Cap hätte gern das gleiche getan, aber er konnte unmöglich in Gegenwart eines Süßwasserseemanns eine so unverkennbare Schwäche zeigen.

„Ich rufe alle Maaten zu Zeugen an,“ sagte er, als die andern sich entfernt hatten, „daß ich diese Sache für nichts mehr halte, als eine Kanoerei in den Wäldern. Es ist gar nichts Seemännisches daran, einen Wasserfall hinabzurutschen, und die größte Landratte kann das ebensogut wie der älteste Matrose.“

„Ihr müßt die Oswegofälle nicht verachten,“ sagte Pfadfinder; „sie sind wohl nicht der Niagara, noch der Genesee, noch der Cahoos, noch der Glenn's Fall, sind auch nicht so schlimm wie die kanadischen Fälle, aber für den Anfänger sind sie gerade genug. Wenn die Tochter des Sergeanten,“ rief er lauter, „dort auf den Felsen steigt, so kann sie sehen, wie unwissende Hinterwäldler wie wir über eine Schwierigkeit wegkommen, der wir nicht aus dem Weg gehen können. Und jetzt, Eau-douce, eine feste Hand und ein sicheres Auge, denn auf euch kommt jetzt alles an, denn Meister Cap können wir ja doch nur als Passagier gelten lassen.“

Das Kanoe hatte das Ufer verlassen, während Mabel rasch und zitternd den Felsen bestieg. Dabei beklagte sie, daß ihr Onkel sich so unnötig der Gefahr aussetzte, aber ihre Augen waren auf die geschmeidige und kräftige Gestalt Jaspers geheftet, der aufrecht am hinteren Ende des leichten Bootes stand und seine Bewegungen lenkte. Als sie die Spitze erreicht hatte, von der sich ihr der volle Anblick der Fälle bot, stieß sie einen unterdrückten Schrei aus und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Im nächsten Augenblick senkte sie wieder die Hand, und nun stand sie wie bezaubert, unbeweglich wie eine Bildsäule, sie atmete kaum und wartete, was geschehen würde. Die beiden Indianer setzten sich indessen gleichgültig auf einen Baumstamm und blickten kaum aufs Wasser, während Pfeilspitzes Weib sich Mabel näherte und die Bewegungen des Kanoes mit ähnlicher Neugier zu verfolgen schien, mit der ein Kind den Sprüngen eines Tümmlers folgt.

Sobald das Boot in der Strömung war, ließ Pfadfinder sich auf seine Knie nieder; er fuhr wohl fort zu rudern, aber ganz langsam und so, daß er Jasper in keiner Weise störte. Dieser stand noch immer aufrecht und blickte nach irgendeinem Gegenstand jenseits des Falles aus, offenbar suchte er sorgfältig nach der geeigneten Stelle für die Durchfahrt.

„Mehr nach Westen, Junge, mehr nach Westen,“ murmelte Pfadfinder, „dort, wo das Wasser so schäumt. Wenn ihr die Spitze der toten Eiche in eine Linie mit dem Stamm des verdorrten Schierlingsbaumes bringt, dann ist's recht.“

Eau-douce gab keine Antwort; das Kanoe war bereits in der Mitte des Stroms, die Spitze auf den Wasserfall gerichtet, und seine Bewegung fing an, eine beschleunigte

zu werden. Jetzt hätte Cap gerne allen Anspruch auf die Ehre aufgegeben, die er bei der Sache einlegen konnte, wenn er nur sicher am Ufer gewesen wäre. Er hörte das Brüllen der Wasser, die gleichsam hinter einer Wand zu donnern schienen und jeden Augenblick lauter und lauter tosten; vor sich sah er die Wasserlinie die Baumwipfel des unten liegenden Waldes durchschneiden, während das grüne zornige Element sich darüber zu strecken und zu sprühen schien, als wollten seine Teilchen ihren Zusammenhang verlieren.

„Rum mit dem Ruder! Mann!" schrie er, unfähig, seine Angst noch länger zu unterdrücken, als das Kanoe rasch dem Rand der Fälle zuglitt. „Tiefer mit dem Heck, tiefer!"

„Ja, ja, es kommt schon tiefer, ganz sicher," antwortete Pfadfinder, sah sich einen Augenblick um und lachte. „Tiefer kommen wir, das ist gewiß! Höher hinauf mit dem Hinterende, Junge, höher hinauf!"

Was nun folgte, war wie das Vorüberbrausen des unsichtbaren Windes. Eau-douce machte den letzten nötigen Schlag mit dem Ruder, das Kanoe schoß in den Kanal, und einige Sekunden lang schien es Cap, als würde er in einem siedenden Kessel umhergeschleudert. Er fühlte, wie die Spitze des Kanoes über den Rand des Falles kippte, sah die rasenden, schäumenden Wasser wie wahnsinnig an ihm vorübertosen, fühlte, daß das leichte Fahrzeug wie eine Eierschale umhergeschleudert wurde, und jetzt entdeckte er zu seiner ebenso großen Freude als Überraschung, daß es über das ruhige Wasserbecken unter dem Fall glitt, von Jaspers gleichmäßigen Ruderschlägen getrieben.

Der Pfadfinder lachte noch immer, aber er hob sich von seinen Knien, holte ein Zinngefäß und einen Hornlöffel hervor und begann bedächtig das Wasser auszumessen, das ins Boot gedrungen war.

„Vierzehn Löffel voll, Eau-douce, vierzehn reichlich gemessene Löffel voll. Ihr müßt gestehen, ich hab euch schon mit nur zehn herüberkommen sehen."

„Meister Cap drückte so schwer stromaufwärts, erwiderte Jasper mit ernsthaftem Gesicht, „daß ich das Kanoe kaum flotthalten konnte."

„Das wird es sein, ja, es war gewiß das, da ihr es sagt, aber ich habe euch schon mit zehn Löffeln Wasser herüberkommen sehen."

Cap räusperte sich fürchterlich, fühlte nach seinem Zopf und sah dann hinter sich, um die bestandene Gefahr abzuschätzen. Die Sache war leicht erklärlich. Wohl fiel der größte Teil des Flusses senkrecht über eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß herab; aber ungefähr in der Mitte hatte die Gewalt der Strömung den Felsen so ausgewaschen, daß das Wasser unter einem Winkel von etwa vierzig bis fünfundvierzig Grad durch einen engen Kanal schoß. Diese gefährliche Straße war das Kanoe heruntergeschossen, zwischen Felsentrümmern, Wirbeln, Schaum und durch das rasende Toben des Elements, ein unerfahrenes Auge mußte die Vernichtung des gebrechlichen Fahrzeugs für unvermeidlich halten. Aber gerade die Leichtigkeit des Kanoes kam ihm zugute, denn auf den Kämmen der Wogen dahingetragen, von einem sichern Auge und einem muskulösen Arm gelenkt, war es wie eine Feder von einer Schaummasse zur andern geglitten, so leicht, daß seine feuchtglänzenden Seiten beinahe überhaupt nicht benetzt wurden. Ein paar Felsen mußten vermieden, die Richtung streng eingehalten werden, und die wilde Strömung besorgte das übrige*).

*) Der Autor hat ein langes, schwerbeladenes Boot denselben Fall sicher herunterfahren sehen.

Zu sagen, daß Cap erstaunt war, wäre viel zu wenig gewesen. Er war buchstäblich eingeschüchtert, ja entsetzt, denn die gewaltige Furcht vor Klippen, wie sie die meisten Seeleute hegen, vermehrte noch seine Bewunderung für die Kühnheit der Leistung. Aber er wollte doch dem süßen Wasser und der Binnenschiffahrt nicht zuviel zugestehen; kaum hatte er sich die Kehle freigeräuspert, als er auch schon mit der gleichen Superiorität wie früher begann: „Ich bestreite eure Kenntnis der Straße nicht, Meister Odius, und darauf, daß man den Weg kennt, kommt ja schließlich alles an. Ich habe Bootsleute gehabt, die hätten da auch runterschießen können, sie hätten nur den Kanal wissen müssen."

„Es genügt nicht, den Kanal zu wissen, Freund Seemann," sagte Pfadfinder, „man muß auch Nerven haben und sehr geschickt sein, um das Kanoe in der Richtung und von den Felsen klar zu halten. Es gibt keinen einzigen Schiffer in der ganzen Gegend außer Eau-douce, der den Oswego mit Sicherheit herunterschießen kann, obschon sich hie und da einer durchgestümpert hat. Ich selber kann's nicht, wenn mir die Vorsehung nicht hilft; man muß Jaspers Hand und Jaspers Aug' haben, wenn man sicher sein will, daß man trocken durchkommt. Vierzehn Löffel voll sind schließlich keine große Sache, obschon ich wünschte, es wären nur zehn gewesen, da die Tochter des Sergeanten zugeschaut hat."

„Und doch habt ihr das Kanoe geführt. Ihr sagtet ihm, wie er es richten und wie er es wenden müßte."

„Menschliche Schwäche, Meister Seemann, da kam eben die weiße Natur heraus. Wäre die Schlange im Boot gewesen, nicht ein Wort hätte er gesprochen, nicht einen Gedanken hätte er verraten. Der Indianer versteht den Mund zu halten; aber wir weißen Leute, wir bilden uns immer ein, wir wären klüger als die andern. Ich bin schon dran, mich von dieser Schwäche zu heilen, aber es braucht Zeit, einen Baum auszugraben, der mehr als dreißig Jahre lang gewachsen ist."

„Ich halte nicht viel von der Sache, Herr, ja gar nichts, wenn ich aufrichtig sprechen soll. Das ist ja nur ein Schaumspritzer gegen die Durchfahrt unter der Londoner Brücke, die täglich von Hunderten von Personen und von den feinsten Damen im Land unternommen wird. Seine Majestät der König in höchsteigener königlicher Person ist unter der Brücke durchgeschossen."

„Nun, ich möchte keine feinen Damen und keine Majestäten — Gott erhalte sie — im Kanoe haben, wenn ich über diesen Fall fahre, denn eine Bootsbreite nach einer Seite, und es geht ans Ersaufen. Eau-douce, wir müssen den Schwager des Sergeanten über den Niagarafall führen, damit er sieht, was wir an der Grenze können."

„Der Teufel, Meister Pfadfinder, ihr wollt wohl einen Witz machen? Das ist doch unmöglich, daß ein Rindenkanoe über den Katarakt hinabfahren kann!"

„Da seid ihr im größten Irrtum, Meister Cap. Nichts ist leichter als das, und ich habe genug Kanoes mit eigenen Augen über den Niagarafall fahren sehen. Wenn wir beide am Leben bleiben, so hoffe ich euch zu beweisen, daß es ausführbar ist. Ich für meinen Teil glaube, das größte Schiff, das übers Meer segelt, kann hinüber, wenn es nur einmal in die Schnellen kommt."

Cap bemerkte die Blicke nicht, die Pfadfinder und Eau-douce austauschten, und schwieg. Das hätte er nie gedacht, daß man den Niagara hinabfahren könnte, obschon die Sache jedem, der sich's überlegt, ausführbar scheinen muß: die Schwierigkeit liegt nur darin, oben richtig anzukommen.

Inzwischen hatten sie die Stelle erreicht, an welcher Jasper sein eigenes Kanoe in den Büschen verborgen hatte, und alle schifften sich wieder ein: Jasper, Cap und seine Nichte gingen in das eine Boot, Pfadfinder, Pfeilspitze und dessen Weib in das andere. Der Mohikaner war bereits zu Lande dem Flußufer weiter gefolgt, das er vorsichtig und mit der ganzen Geschicklichkeit seines Volkes nach irgendwelchen Anzeichen von Feinden durchspähte.

Mabels Wangen röteten sich erst wieder, als das Kanoe wieder in der Strömung war, die es, von einem gelegentlichen Ruderstoß Jaspers angetrieben, rasch hinunterglitt. Der Schrecken, mit dem sie der Fahrt durch den Fall zugesehen, hatte sie stumm gemacht; doch noch größer war ihre Bewunderung für die sichere Festigkeit, mit welcher der junge Mann das Kanoe gelenkt hatte. Selbst während des Hinabschießens war er aufrecht stehen geblieben, und die am Ufer standen, hatten deutlich gesehen, wie seine geschickte und kräftige Hand das Kanoe rechtzeitig wendete, so daß es an einem gefährlichen Felsen vorüberflog, über den die siedenden Wasser ihre Strahlen schossen, und bald den braunen Stein sichtbar werden ließen, bald ihn wieder mit durchsichtiger Flut bedeckten, in so regelmäßigen Absätzen, als ob eine Maschine sie getrieben hätte. Mabel hatte genug gesehen, und seit diesem Augenblick des Schreckens waren das Bild des hinabtauchenden Bootes und das des unbeweglichen Steuermanns für immer ihrem Geiste eingeprägt. Sie fühlte sich sicher unter dem Schutze solch eines Mannes, und zum erstenmal, seitdem sie Fort Stanwix verlassen, fühlte sie sich in dem leichten Rindenboot völlig geborgen. Das andere Kanoe fuhr dicht neben dem ihren, und Pfadfinder führte das Gespräch, denn Jasper redete nur selten und fast nur, wenn er angesprochen wurde.

„Wir kennen die Gaben der Frauen zu gut, als daß wir die Tochter des Sergeanten über die Fälle geführt hätten," sagte Pfadfinder, der Mabel ansah, während er zu dem Onkel sprach, „obschon ich einige ihres Geschlechts aus der Gegend hier kenne, die nichts dabei finden würden."

„Mabel ist ein zages Ding, wie ihre Mutter," erwiderte Cap, „und ihr habt recht getan, auf ihre Schwäche Rücksicht zu nehmen. Ihr müßt bedenken, das Kind ist nie zur See gewesen."

„Das war leicht zu merken, man brauchte nur eure Furchtlosigkeit daneben zu sehen, euch war es ja ein reines Nichts! Einmal fuhr ich über den Fall mit einem Neuling, der sprang aus dem Kanoe, gerad' als es kippte, und ihr könnt euch denken, wie wohl ihm war!"

„Was ist aus dem armen Kerl geworden?" fragte Cap, denn Pfadfinder sprach so trocken, daß er nicht recht wußte, wie er die Worte nehmen sollte. „Wer den Weg gemacht hat und kennt, dem muß er leid tun."

„Er konnte einem auch leid tun, wie ihr sagt. 's war ein armer Grenzer, der herkam, uns unwissenden Leuten seine Geschicklichkeit zu zeigen. Was mit ihm geschehen ist? Nun, er schoß kopfüber den Fall hinab, und einem Haus oder einem Fort würd' es auch nicht anders ergehen . . ."

„Wenn es aus einem Boot springen würde!" unterbrach Jasper lächelnd.

„Der Junge hat recht," sagte Pfadfinder, „er hat absolut recht — wenn es aus einem Boot springen würde, sonst nicht." Und er lachte Mabel ins Gesicht, während die Boote einander beinahe berührten. „Ihr habt uns noch nicht gesagt, was ihr von unserem Stücklein dachtet?"

„Es war ein gefährliches Stück," sagte Mabel, „und als ich zusah, wünschte ich, ihr hättet's nie versucht. Jetzt aber bewundere ich, wie kühn und sicher es ausgeführt wurde."

„Glaubt nur nicht, daß wir es taten, um uns vor euren Augen herauszustreichen. Eau-douce und ich, wir gehören nicht zu dieser Sorte. Meine Natur, die Schlange könnte es bezeugen, ist gerade und kennt nicht viel Schliche, und wenn ich im Dienst bin, würde ich am wenigsten irgendwas aus Eitelkeit tun. Und Jasper, der fährt lieber über die Oswegofälle, wenn er keine Zuschauer hat, als wenn ihn hundert Augen sehen. Ich kenne den Jungen gut, Prahlerei ist sein geringster Fehler."

Mabel dankte dem Kundschafter mit einem Lächeln, und die Kanoes blieben noch länger beisammen, denn Jugendschönheit und Anmut waren in jenem Grenzland nicht so oft zu sehen.

„Wir taten es zu gutem Zweck," fuhr Pfadfinder fort; „hätten wir das Kanoe über Land getragen, so wäre viel Zeit verlorengegangen, und nichts ist so kostbar wie Zeit, wenn man sich vor den Mingos in acht nehmen muß."

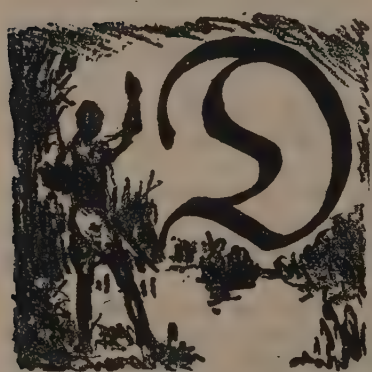
„Jetzt aber können wir nicht mehr viel zu fürchten haben! Die Kanoes schwimmen schnell, und in zwei Stunden, sagtet ihr, können wir am Fort sein."

„Das müßte ein schlauer Irokese sein, der euch ein Haar krümmt, hübsches Kind, denn wir sind alle dem Sergeanten verpflichtet, euch sicher durchzubringen. He, Eau-douce, was ist das dort im Fluß, an der Wendung unten, dort auf dem Felsen unter den Büschen?"

„Es ist die Große Schlange, Pfadfinder; er macht uns Zeichen, die ich nicht verstehe."

„Es ist die Schlange, so wahr ich ein Weißer bin. Er will, daß wir näher zu ihm fahren. Es muß irgendein Unheil los sein, sonst würde er sich nicht so viel Mühe machen. Courage, Leute, wir sind Männer und müssen uns halten, wie's für unsere Farbe und unsern Beruf ziemt. Ja, vom Prahlen kommt kein Gutes, — da rühm' ich unsere Sicherheit, und schon kommt die Gefahr!"

Viertes Kapitel



Der Lauf des Oswego ist unterhalb der Fälle reißender und ungleichmäßiger als über ihnen. An einzelnen Stellen strömt der Fluß still wie tiefes Wasser, aber Untiefen und Stromschnellen sind nicht selten; und in jenen fernen Tagen, da der Fluß sich noch völlig in seinem natürlichen Zustand befand, waren einige Durchfahrten nicht ganz ungefährlich. Die Bootführer brauchten sich im allgemeinen nur sehr wenig anzustrengen; nur an den Stellen, wo es Wirbel oder Felsen gab, war beträchtliche Kraft und Geistesgegenwart notwendig.

Der Mohikaner hatte sorgfältig eine ruhige Stelle ausgewählt, um ihnen seine Mitteilungen zu machen.

Mit einem kräftigen Ruderschlag wendete Pfadfinder die Spitze seines Bootes dem Ufer zu, Jasper folgte, und eine Minute später glitten beide Kanoes still den Strom hinab, auf Armeslänge von den überhängenden Büschen entfernt. Alle beobachteten das tiefste Schweigen, die einen aus Angst, die andern aus gewohnter Vorsicht. Als sie den Indianer erreichten, hatten der Pfadfinder und er eine kurze ernste Besprechung in der Delawaresprache.

„Warum hält der Häuptling uns an?" fragte der Weiße.

„Mingos sind in den Wäldern."

„Das glauben wir schon seit zwei Tagen: weiß es der Häuptling jetzt?"

Der Mohikaner hielt einen steinernen Pfeifenkopf in die Höhe. „Er lag auf einer frischen Spur, die zur Garnison führt."

„Er kann einem Soldaten gehören. Viele rauchen Indianerpfeifen."

„Sieh," sagte die Große Schlange und hielt seinen Fund dem Freund nochmals unter die Augen.

Der Pfeifenkopf war sorgfältig und zierlich aus Seifenstein geschnitzt. In der Mitte sah man ein kleines katholisches Kreuz, so deutlich, daß an seiner Bedeutung kein Zweifel blieb.

„Das bedeutet Teufelei und Bosheit," sagte der Pfadfinder, dem das heilige Symbol den ganzen Abscheu einflößte, den man damals in der Provinz vor allem Katholischen empfand. „Kein Indianer, den die schlauen Pfaffen in den Kanadas nicht verdorben haben, würde solch ein Ding in seine Pfeife schneiden! Ich möchte wetten, der Schuft betet es jedesmal an, wenn er irgendeinen Unschuldigen überlisten und eine von seinen niederträchtigen Bosheiten ausführen will. Es sieht auch frisch aus, Chingachgook?"

„Der Tabak brannte, als ich es fand."

„Da heißt's rasche Arbeit, Häuptling. Wo war die Spur?"

Der Mohikaner wies nach einer Stelle, die keine hundert Schritt von dem Platz entfernt war, an dem sie standen.

Die Sache sah sehr ernst aus; die beiden Führer berieten noch einige Minuten leise, dann stiegen beide das Ufer empor, begaben sich an die Stelle und untersuchten die Spur mit äußerster Sorgfalt. Nach etwa einer Viertelstunde kehrte der weiße Mann allein zurück, sein roter Freund war im Wald verschwunden. Pfadfinders Gesicht trug einen so besorgten Ausdruck, daß alle betroffen wurden.

„Was gibt's, Meister Pfadfinder?" fragte Cap, indem er seine tiefe Stimme, die sonst laut und sicher genug klang, vorsichtig dämpfte. „Kreuzt der Feind zwischen uns und dem Hafen?"

„Was?"

„Haben sich einige dieser bemalten Hanswürste vor dem Hafen verankert, auf den wir losteuern, in der Hoffnung, uns bei der Einfahrt abzuschneiden?"

„Es mag alles so sein, wie ihr sagt, Freund Cap, aber ich kann euch nicht verstehen. Je einfacher ein Mensch in kitzligen Zeiten redet, desto besser. Von Hafen und Anker weiß ich nichts, aber nur hundert Schritte von hier entfernt gibt's eine schreckliche Mingospur, so frisch wie Wildbret ohne Salz. Mindestens ein Dutzend von den feurigen Teufeln ist da vorübergekommen und, was das Schlimmste ist, in der Richtung auf die Garnison zu, so daß niemand durch die Lichtung ums Fort passieren kann, ohne daß sie ihn entdecken, und dann gibt's Flintenschüsse!"

„Kann das Fort nicht eine Breitseite abgeben und alles reinfegen, was im Bereich seiner Stückpforten liegt?"

„Die Forts hier sind nicht wie die Forts in den Ansiedlungen. Sie haben höchstens zwei oder drei Kanonen da unten, und dann Breitseiten, die man auf ein Dutzend Mingos abfeuert, die hinter Stämmen versteckt liegen, bedeuten nur verschossenes Pulver. Wir haben nur einen Weg; wir liegen hier an einem ausgepichten Platz, beide Kanoes sind vom Ufer und den Büschen verborgen, und kein Auge kann sie sehen, das nicht gerade vom Ufer gegenüber späht. Hier haben wir also im Augenblick nichts zu fürchten und können da bleiben; aber wie sollen wir die blutdürstigen Teufel wieder stromaufwärts kriegen? — Ha — ich hab's! Wenn's nichts nützt, so kann's nichts schaden. Seht ihr die breitgipflige Kastanie, Jasper, an der letzten Windung? Auf unserer Seite, mein' ich."

„Die bei der gefallenen Fichte?"

„Ja, die. Nehmt Feuerstein und Zunder, kriecht das Ufer hinauf und zündet dort ein Feuer an; vielleicht lockt sie der Rauch hinauf, und der Weg unten wird frei. In der Zwischenzeit lassen wir die Kanoes vorsichtig um die Spitze weiter unten treiben und suchen ein anderes Versteck."

„Ich tu's, Pfadfinder," sagte Jasper, ans Ufer springend. „In zehn Minuten soll das Feuer brennen!"

„Und, Eau-douce, nehmt diesmal reichlich feuchtes Holz," flüsterte der andere lachend, „wir brauchen Rauch, und das Wasser macht ihn dicker."

Ein schwacher Versuch Mabels, auf die Gefährlichkeit des Unternehmens hinzuweisen, blieb unbeachtet, und der junge Mann war rasch unterwegs. Die andern gingen indessen vorsichtig ans Werk, den Platz zu wechseln, da ihr Versteck von der Stelle, wo Jasper das Feuer anzünden sollte, sichtbar war. Sie zogen die Kanoes unter den Büschen hervor, ließen sie den Strom hinuntergleiten, bis sie eine Stelle erreichten, von der sie die Kastanie gerade noch sehen konnten, da hielten sie an, und aller Augen blickten in der gleichen Richtung.

„Da steigt der Rauch," rief Pfadfinder, als ein Luftstrom eine kleine weiße Dampfsäule vom Ufer wehte, die sich in zarten Windungen über dem Flußbett verbreiterte. „Ein guter Feuerstein, ein Stückchen Stahl und ein Haufen trockenes Laub geben ein rasches Feuer! Da, wie es dampft!"

„Zuviel Rauch — zuviel klug!" sagte Pfeilspitze kurz.

„Wahr wie das Evangelium, Tuscarora, wenn die Mingos nicht wüßten, daß Soldaten in der Nähe sind, die aber denken mehr an ihr Essen als an Vorsicht und Gefahr. Nein, nein, der Junge soll nur so viel Rauch als möglich machen. Es wird alles der Dummheit irgendeines schottischen oder irischen Strohkopfes zugeschrieben, der mehr an seine Grütze oder seine Kartoffeln denkt als an alle Indianerlist."

„Ich hätte gedacht, die Grenzsoldaten wären an die Listen ihrer Feinde gewöhnt," sagte Mabel, „und fast so schlau wie die Rothäute selber."

„Die? Die lernen nichts aus der Erfahrung! Die exerzieren hier in Kolonnen und P'lotons und Bataillons im Urwald, gerade, wie sie's in ihren Parks zu Haus getan, von denen sie soviel erzählen. Eine Rothaut hat mehr Schlauheit in ihrer Natur, als ein ganzes Regiment von drüben — von der Schlauheit nämlich, die man im Wald braucht. Aber nun haben wir wirklich Rauch genug und wir müssen sehen, in ein anderes Versteck zu kommen. Der Junge hat ja den ganzen Fluß auf sein Feuer geschüttet, und die Mingos glauben am Ende, daß ein ganzes Regiment draußen ist und kehren erst recht nicht um."

Damit ließ der Pfadfinder den Busch los, den er festgehalten; das Kanoe trieb hinab, und nach wenigen Minuten verbarg eine Krümmung des Flusses den Baum und den Rauch. Und gerade da fanden sie eine ganz kleine Einbuchtung des Ufers, nur wenige Schritte von der Landspitze entfernt, die sie eben umfahren hatten, und trieben die beiden Kanoes hinein.

Einen besseren Platz hätten sie nicht finden können. Die dichten Büsche hingen über dem Wasser und bildeten ein Blätterdach. Am Ende der kleinen Bucht war eine schmale kiesige Stelle, an der die meisten ausstiegen, um bequemer sitzen zu können, und der einzige Punkt, von dem sie möglicherweise gesehen werden konnten, war die Stelle, die am andern Flußufer gerade gegenüber lag. Doch diese Gefahr war gering, da das Dickicht dort besonders dicht war und der Boden dahinter so sumpfig, daß er nur schwer durchschritten werden konnte.

„Das ist ein ganz gutes Versteck," sagte der Pfadfinder, nachdem er die Stelle sorgfältig untersucht hatte, „aber wir wollen's noch sicherer machen. Meister Cap, von euch verlang ich nur Stille; haltet um Himmels willen die Gaben im Zaum, die ihr auf der See erworben habt. Der Tuscarora und ich werden Vorkehrungen für die Stunde der Not treffen."

Damit stiegen der Führer und der Indianer in die Büsche und schnitten mit äußerster Vorsicht, jedes Geräusch vermeidend, ein paar kräftige Erlenstämmchen und anderes Buschwerk ab. Die Enden dieser kleinen Bäumchen steckten sie vor der Öffnung der Bucht in den Schlamm, denn das Wasser war dort nicht tief, und ehe zehn Minuten vergingen, waren die Kanoes hinter einer dichten Buschwand verborgen. Der Pfadfinder war so vorsichtig gewesen, lauter gebogene Stämmchen abzuschneiden, die er so in die Erde steckte, daß die Krümmung gerade die Wasserfläche berührte, so daß die Büsche nicht aussahen, als wüchsen sie aus dem Wasser heraus, denn das hätte Verdacht erregen können, sondern wer vorüberkam, mußte glauben, daß die Büsche horizontal vom Ufer herüberschossen, ehe sie sich zum Lichte erhoben. Kurz, das Versteck war so schlau hergerichtet, daß nur ein besonders argwöhnisches Auge, das nach einem Versteck suchte, die Stelle überhaupt beachtet hätte.

„Das ist das beste Versteck, in dem ich noch je war," sagte der Pfadfinder mit seinem stillen Lachen, nachdem er es von draußen angesehen. „Die Blätter unserer neuen Bäume stoßen an die obern, und nicht einmal der Maler, der jüngst in der Garnison war, könnte sagen, welche die Vorsehung gepflanzt hat und welche von uns sind. Da kommt Eau-douce und watet, kluger Junge, der er ist, damit die Spuren im Wasser bleiben. Wir werden gleich sehen, was unser Versteck taugt."

Die hinter den Büschen waren, konnten natürlich leicht zwischen den Blättern hinauslugen, und Jaspers Bewegungen verrieten deutlich, daß er keine Ahnung hatte, wo Pfadfinder sich verborgen hatte. Sowie er um die Uferkrümmung gekommen war, hatte er angehalten und sorgfältig das Ufer mit den Augen abgesucht. Von Zeit zu Zeit machte er ein paar Schritte und blieb wieder stehen. Das Wasser war hier sehr seicht, und er kam so dicht an ihrer künstlichen Pflanzung vorbei, daß er sie fast mit der Hand hätte berühren können. Dennoch entdeckte er nichts und wollte eben vorüber, als Pfadfinder eine Öffnung unter den Zweigen machte und ihn leise hereinrief.

„Das ist ganz gut," sagte der Pfadfinder lachend, „obschon zwischen Bleichgesichtaugen und Rothautaugen noch ein großer Unterschied ist: ich würde mit der Tochter des Sergeanten um ein Pulverhorn gegen einen Wampumstreifen zum Gürtel für sie

wetten, daß das ganze Regiment ihres Vaters an unserm Hinterhalt vorüber marschieren würde, ohne auf den Betrug zu kommen! Freilich, wenn die Mingos in das Flußbett kommen, so wie Jasper, dann wär' mir um meine Pflanzung bange! Aber über den Strom hinüber wird sie selbst ihren Augen standhalten."

„Glaubt ihr nicht, Meister Pfadfinder," sagte Cap, „daß es doch das Klügste wäre, wir würden sogleich aufbrechen und mit vollen Segeln stromabwärts fahren, sobald wir nur einmal wissen, daß die Schufte wirklich hinter uns sind? Wir Seeleute sagen, daß eine Jagd hinter einem Schiff her eine lange Jagd ist."

„Nicht für alles Pulver im Fort gehe ich hier von der Stelle, solange wir nichts von der Schlange gehört! Wir haben ja die hübsche Tochter des Sergeanten in unserer Gesellschaft, ja, wenn so'n zartes Ding durch den Wald laufen könnte, wie wir alten zähen Kerle hier, dann wär's vielleicht ganz gut, die Kanoes zu verlassen, denn auf einem Umweg könnten wir die Garnison vor dem Morgen erreichen. So aber wär's sichere Gefangenschaft oder sicherer Tod."

„Nein, nein," sagte Mabel, „ich bin jung und kann tüchtig gehen, besser als mein Onkel. Ich will kein Hindernis sein. Ich möchte nicht, daß ihr alle für mich euer Leben laßt."

„Nein, nein, mein hübsches Kind, wir halten euch gar nicht für ein Hindernis und würden gern zweimal so viel wagen, um euch und dem Sergeanten einen Gefallen zu tun. Nicht wahr, Eau-douce?"

„Um ihr einen Gefallen zu tun," sagte Jasper. „Ich werde Mabel Dunham nicht verlassen, bevor sie sicher bei ihrem Vater ist."

„Gut gesagt, Junge, brav und ehrlich; und mit Herz und Hand stimme ich bei. Nein, nein, ihr seid nicht die erste eures Geschlechts, die ich durch die Wildnis geführt; und nur eine einzige ist dabei zu Schaden gekommen; das war wohl ein trauriger Tag, aber so einer kommt hoffentlich nicht wieder."

Mit Tränen in den Augen sah Mabel ihre Beschützer an; sie reichte jedem eine Hand und antwortete mit erstickter Stimme: „Ihr dürft euch nicht für mich in Gefahr begeben. Mein Vater wird euch's danken, — ich dank euch — Gott wird euch's lohnen, aber setzt euch keiner unnötigen Gefahr aus. Ich kann gut gehen und bin oft meilenweit gegangen, bloß zum Vergnügen oder weil ich etwas durchaus haben wollte; sollte ich's jetzt nicht können, wo's ums Leben geht?"

„'s ist eine gute Taube, Jasper," sagte der Pfadfinder, und keiner ließ die Hand los, die er hielt, bis das Mädchen selber sie zurückzog, „und wunderlieb ist sie! Wir werden rauh und manchmal sogar hartherzig in den Wäldern, Mabel; aber so ein Anblick wie der eure, der tut uns gut und läßt uns wieder fühlen, wie wir jung waren, nicht wahr, Jasper? Wir haben nicht viele solche gesehen!"

„Ich frage, ob's viele so wie Mabel Dunham gibt," erwiderte der junge Mann mit ehrlicher Galanterie, „und nicht nur hier, sondern selbst in den Ansiedlungen und in den Städten!"

„Wir täten besser, die Kanoes zu verlassen," sagte Mabel rasch, „ich fühl' es, wir sind hier nicht mehr sicher."

„Ihr könnt's nicht, Kind, ihr könnt's nicht. Es ist ein Marsch von mehr als zwanzig Meilen über Wurzeln und durchs Dickicht und Sümpfe und noch dazu im Dunkeln; überdies gäbe es eine große Spur, und am Schluß müßten wir uns vielleicht doch durchschlagen und hätten nichts gewonnen. Wir wollen auf den Mohikaner warten."

Niemand sagte mehr etwas; sie teilten sich in Gruppen, Pfeilspitze und seine Frau saßen für sich unter den Büschen und redeten leise miteinander, der Mann sprach in strengem Ton, die Frau antwortete mit der unterwürfigen Sanftmut der Indianerfrau. Pfadfinder und Cap saßen leise schwatzend in dem einen Kanoe, während Jasper und Mabel in dem andern in einer Stunde eine intimere Freundschaft knüpften, als unter andern Umständen in einem Jahr geschehen wäre. Die Zeit verflog schnell.

„Wenn man nur rauchen könnte, Meister Pfadfinder," sagte der alte Seemann, „wäre die Koje soweit ganz gut. Allen Respekt! Ihr habt die Kanoes da in einer Weise vor Anker gelegt, daß ein Monsun uns nichts anhaben kann. Schlimm ist's nur, daß man sich die Pfeife versagen muß."

„Der Tabaksgeruch würde uns verraten; und wo wäre der Nutzen so vieler Vorsicht, um den Augen der Mingos zu entgehen, wenn wir ihnen durch die Nase sagen, wo wir versteckt sind? Haltet eure Begierden im Zaum, jawohl, und lernt eine Tugend von den Rothäuten, die eine ganze Woche ohne Essen aushalten, um einen einzigen Skalp zu kriegen. Hörtet ihr nichts, Jasper?"

„Die Schlange kommt."

„Nun wollen wir sehen, ob Mohikaneraugen besser sind als die eines Burschen, der einen Wasserberuf hat."

Der Mohikaner kam in derselben Richtung, in der Jasper gekommen war. Er kam jedoch nicht heran wie dieser, sondern kaum hatte er die Uferkrümmung passiert, als er sich dicht am Ufer und mit äußerster Vorsicht an einer Stelle unter den Büschen verbarg, von der er zurückschauen konnte, ohne selbst von oben gesehen zu werden.

„Die Schlange sieht die Schufte," flüsterte Pfadfinder, „so wahr ich ein Christ und ein Weißer bin, sie haben angebissen und belauern den Rauch."

Er lachte herzlich und lautlos und stieß Cap mit dem Ellbogen in die Seite. Volle zehn Minuten blieb der Mohikaner so regungslos wie der Fels, an dem er stand. Dann zog er sich plötzlich und eilig zurück, sah scharf und besorgt dem Ufer entlang und schritt rasch herunter, stets sorgfältig ins seichte Wasser tretend. Bald sah er sich um, bald warf er hastige Blicke auf jede Stelle am Ufer, an der ein Kanoe verborgen sein konnte.

„Ruft ihn herein," flüsterte Jasper ungeduldig, „ruft ihn herein, bevor es zu spät ist. Er geht schon vorüber."

„Es drängt nicht, Junge, verlaß dich drauf," erwiderte der andere, „sonst würde die Schlange kriechen. Der Herr helfe uns und gebe uns Weisheit! Ich glaube, selbst Chingachgook, dessen Gesicht so sicher ist wie die Witterung eines Jagdhundes, findet unser Versteck nicht heraus!"

Aber er triumphierte zu früh: die Worte waren kaum gesprochen, als der Indianer, der tatsächlich bereits einige Schritte weiter stromabwärts gekommen war, sich plötzlich umwendete, einen scharfen, stetigen Blick auf die verpflanzten Büsche heftete, ein paar rasche Schritte rückwärts machte und, tiefgebückt und vorsichtig die Zweige teilend, unter ihnen erschien.

„Die verfluchten Mingos!" sagte Pfadfinder, sobald sein Freund ganz nahe war.

„Irokesen," erwiderte der Indianer.

„Macht nichts. Irokesen, Mingos, Mengwes oder Teufel, ist alles gleich. Ich nenne alle Schufte Mingos. Komm hierher, Häuptling, wir wollen vernünftig reden."

Damit traten beide beiseite und redeten ernsthaft in der Delawaresprache miteinander. Dann teilte Pfadfinder den andern mit, was er gehört hatte.

Der Mohikaner war der Spur der Feinde eine Strecke weit in der Richtung nach dem Fort gefolgt, bis diese den Rauch von Jaspers Feuer erspähten, worauf sie sofort kehrt machten. Dadurch geriet Chingachgook in größte Gefahr, und es war vielleicht ein Glück für ihn, daß die Wilden durch ihre neue Entdeckung zu sehr beschäftigt waren, um mit gewohnter Sorgfalt auf die übrigen Zeichen des Waldes zu achten. Jedenfalls kamen sie an seinem Versteck vorüber, fünfzehn an der Zahl, jeder leicht in die Spur des andern tretend, und er vermochte wieder, ihnen im Rücken zu folgen. Als die Irokesen an die Stelle gelangt waren, wo die Fußspuren Pfadfinders und des Mohikaners mit der Hauptfährte zusammentrafen, bogen sie zum Fluß ab, den sie erreichten, als Jasper eben hinter der Krümmung verschwunden war. Dann tauchten sie ins Dickicht und versuchten, ungesehen ans Feuer heranzukommen. Diese Gelegenheit hatte Chingachgook benutzt, um seinerseits ans Wasser und um die Krümmung zu gelangen, und er glaubte, unentdeckt geblieben zu sein.

Er vermutete, daß die Irokesen die List bereits entdeckt hätten, denn er hatte noch beobachtet, daß sie den Platz untersucht und sich sogleich wieder getrennt hatten: einige waren sofort wieder in den Wäldern verschwunden, während sechs oder acht der Fußspur Jaspers den Strand hinab gefolgt waren, der Stelle zu, wo die Kanoes früher gelandet hatten. Er hielt es für wahrscheinlich, daß die Feinde ihnen auch weiter das Ufer entlang folgen würden, doch war er dessen nicht gewiß, da die Gefahr für ihn selbst zu groß geworden war und er seinen Beobachtungsposten hatte verlassen müssen.

„Schaffen wir die Kanoes schnell hinaus," sagte Jasper eifrig, „die Strömung ist stark, und wenn wir tüchtig rudern, kommen wir bald aus dem Bereich der Schufte."

„Und diese arme Blume da, die in den Rodungen aufgeblüht ist, soll sie im Wald welken?" bemerkte sein Freund, der durch den langen Verkehr mit den Delaware unwillkürlich viel von ihrer poetischen Sprache angenommen hatte.

„Eher müßten wir alle sterben," antwortete der junge Mann, während eine Röte seine Wangen färbte. „Mabel und Pfeilspitzes Weib können sich in den Kanoes niederlegen, und wir tun unsere Pflicht wie Männer."

„Ja, ja, ihr versteht euch aufs Rudern und Steuern, Eau-douce, ich geb's zu; aber so ein verfluchter Mingo versteht sich noch besser auf seine Schurkereien; die Kanoes sind schnell, aber eine Flintenkugel ist schneller."

„Der Vater hat sein Vertrauen auf uns gesetzt, und wir müssen's wagen, das ist unsre Pflicht . . ."

„Aber 's ist nicht unsere Pflicht, unklug zu sein."

„Unklug! Mancher Mann treibt die Klugheit so weit, daß er die Courage vergißt."

Der Pfadfinder stand auf seine Büchse gelehnt, der Kolben ruhte auf dem kiesigen Strand, während seine beiden Hände in Schulterhöhe das Rohr umfaßten. Als Jasper diese Worte sprach, preßten die Finger sich krampfhaft um den eisernen Lauf.

„Ihr seid jung und hitzköpfig," sagte er mit Ruhe, und alle fühlten, wie überlegen er in diesem Augenblick dem andern war. „Ich habe mein Leben unter solchen Gefahren verbracht und lasse meine Erfahrung und meine Gaben nicht von einem ungeduldigen Jungen belehren. Und was Courage anlangt, Jasper, so will ich ein in der Hitze gesprochenes unbedachtes Wort nicht mit Gleichem erwidern, denn ich weiß, ihr seid an eurer Stelle ein wackrer Bursch. Aber nehmt den Rat eines Mannes, der mit den Mingos zu tun gehabt, als ihr noch in den Windeln lagt, und der weiß, daß man ihrer Schlauheit mit Überlegung eher beikommt, als durch tollkühne Dummheiten."

„Ich bitte euch um Vergebung, Pfadfinder," sagte Jasper, rasch nach des andern Hand greifend, „ich bitt' euch aufrichtig um Vergebung. Es war dumm und schlecht von mir, euch sowas zu sagen."

Jetzt erst wurde die Röte auf Pfadfinders Wangen tiefer; der Ernst schwand aus seinem Gesicht und aus seiner Haltung; er erwiderte den Händedruck des jungen Mannes herzlich und sagte lachend:

„'s ist schon gut, Jasper; ich trag euch nichts nach, und niemand soll's um meinetwillen. Ich habe eine weiße Natur. Es wäre kitzlig gewesen, der Schlange nur halb so viel zu sagen, obschon er ein Delaware ist, denn die Farbe läßt nicht ihre Art . . ."

Etwas berührte leicht seine Schulter, und er verstummte. Mabel stand aufrecht in dem Kanoe, die leichte, aber volle Gestalt anmutig vorgebeugt, einen Finger auf den Lippen und die Augen auf eine Öffnung in den Büschen geheftet, während sie in der andern Hand eine Angelrute hielt, mit der sie Pfadfinder berührt hatte. Dieser beugte den Kopf so tief, daß er durch eine andere Öffnung in seiner Nähe blicken konnte, dann flüsterte er: „Die verfluchten Mingos! Haltet die Waffen bereit, Leute, aber liegt still wie gefallene Bäume."

Geräuschlos war Jasper ins Kanoe gestiegen und hatte Mabel mit sanfter Gewalt gezwungen, sich so niederzulegen, daß ihr ganzer Körper verborgen war. Er selbst nahm seinen Posten in ihrer Nähe ein, den Hahn gespannt und das Gewehr in Anschlag. Pfeilspitze und Chingachgook krochen bis an die Deckung und lagen wie lauernde Schlangen mit bereitgehaltenen Waffen da, während das Weib des ersteren ihren Kopf zwischen die Kniee beugte, ihr Kalikokleid überzog und regungslos sitzen blieb. Cap lockerte die Pistolen in seinem Gürtel, wußte aber nicht, was er weiter tun sollte. Der Pfadfinder rührte sich nicht. Er hatte von Anfang an eine Stellung eingenommen, aus der er mit tödlicher Sicherheit durch die Blätter feuern und die Bewegungen der Feinde beobachten konnte. Der Augenblick war allerdings kritisch. Als Mabel die Schulter des Führers berührte, waren drei Irokesen an der Krümmung des Flusses erschienen; kaum hundertfünfzig Schritt von dem Versteck entfernt, standen sie im Wasser und blickten fortwährend den Strom hinab. Alle drei waren bis zum Gürtel nackt, völlig bewaffnet und in Kriegsbemalung. Sie waren offenbar uneins, welchen Weg sie nehmen sollten. Der eine zeigte den Strom hinab, der zweite stromaufwärts und der dritte nach dem gegenüberliegenden Ufer.

Fünftes Kapitel

temlos lauschten und blickten die Flüchtigen. Sicherlich hatte bereits ein anderer Trupp die Verfolgung zu Land begonnen, und die ganze List mit dem Feuer war umsonst gewesen. Aber das fiel in diesem Augenblick gering ins Gewicht, angesichts der Gefahr einer augenblicklichen Entdeckung durch die Feinde, die im Flußbett waren. Geräuschlos näherte sich Pfadfinder den beiden Indianern und Jasper und sagte ganz leise:

„Wir müssen uns bereithalten. Die Skalpierteufel sind nur drei, und wir sind fünf, von denen mindestens vier erprobte Krieger in solchen Scharmützeln sind. Ihr, Eau-douce, nehmt den Burschen, der wie der Tod angemalt ist; euch, Chingachgook, geb' ich den Häuptling, und Pfeilspitze muß den Jungen ins Aug' fassen. Und nun kein Versehen; denn zwei Kugeln in denselben Leib wäre sündhafte Verschwendung. Ich bleibe in der Reserve, es könnte ein viertes Reptil auftauchen oder einer von euch unsicher sein. Feuert keiner, bevor ich's sage. Kein Schuß darf knallen, als in äußerster Not, sonst ziehen wir all' die Schufte her. Jasper, Junge, sowie ihr etwas hinter uns am Ufer hört, müßt ihr mit dem Kanoe durchbrechen und die Tochter des Sergeanten mit Gottes Hilfe in die Garnison bringen."

Der Pfadfinder hatte diese Weisungen kaum gegeben, als die Feinde so nahe herankamen, daß das tiefste Schweigen nötig wurde. Die Irokesen im Flusse kamen langsam herunter und hielten sich selbstverständlich dicht an den Büschen, die übers Wasser hingen, während das Rauschen der Blätter und das Krachen der Zweige furchtbar deutlich bewies, daß ein anderer Trupp ebenso langsam gerade über ihnen auf dem Ufer hinabzog. Da die kleine Bucht, in der sie sich befanden, an dieser Stelle die Distanz zwischen dem wirklichen Ufer und dem Flußbett vergrößerte, wurden die beiden Indianertrupps an dieser Stelle füreinander sichtbar und redeten miteinander über die Köpfe der Versteckten hinweg; diese hatten keinen andern Schutz als Zweige und Blätter, die sich in jedem Lufthauch bewegten und die ein einziger stärkerer Windstoß umblasen konnte. Zum Glück mußten die Augen ihrer Feinde beim Sprechen über das Buschwerk wegsehen; das Laub war dicht, und vielleicht sicherte gerade die Verwegenheit des Mittels, das sie angewendet hatten, sie vor Entdeckung. Die Indianer redeten mit gedämpften Stimmen und in einer Sprache, die die beiden Krieger und der Pfadfinder verstanden.

„Das Wasser hat die Spur verwaschen," sagte einer von unten, der dem künstlichen Versteck so nahe stand, daß Jasper ihn mit dem Lachsspeer, der auf dem Boden seines Kanoes lag, hätte erreichen können. „Nicht einmal ein Jagdhund der Jengies könnte ihr folgen."

„Die Bleichgesichter haben das Ufer in ihren Kanoes verlassen," antwortete der vom Ufer.

„Das kann nicht sein. Dann hätten wir die Büchsen unserer Krieger unten gehört."

Der Pfadfinder warf Jasper einen Blick zu und preßte die Zähne zusammen, um womöglich das Geräusch seines Atems zu unterdrücken.

„Mögen meine jungen Leute spähen, als ob ihre Augen Adler wären," sagte der älteste Krieger im Fluß. „Wir sind einen ganzen Monat auf dem Kriegspfad und haben nur einen Skalp gefunden."

Die Wilden hörten auf zu sprechen, und die Versteckten hörten, wie die am Ufer sich langsam und vorsichtig durch die Büsche weiterbewegten.

Aber die drei im Wasser waren noch immer da und durchforschten das Ufer mit Augen, die wie glühende Kohlen unter der Kriegsbemalung flammten. Noch zwei oder drei Minuten, dann begannen auch diese drei den Fluß hinabzuwaten, Schritt für Schritt, wie Leute, die nach einem verlorenen Gegenstand suchen. So kamen sie an der künstlichen Wand vorüber, und Pfadfinder öffnete bereits den Mund zu seinem eigentümlichen Lachen, als der letzte der drei Indianer einen Blick hinter sich warf und stehenblieb: seine starre Haltung und sein stetiger Blick machten es in erschreckender Weise klar, daß irgendein Zeichen, das sie vernachlässigt hatten, seinen Verdacht erweckt hatte.

Es war vielleicht ein Glück für die im Versteck, daß dieser Krieger noch jung war und mehr als alles andere die Lächerlichkeit und die Verachtung fürchten mußte, die einem voreiligen Ruf gefolgt wären. Er rief daher seine Gefährten nicht zurück, sondern, während die anderen weiter den Fluß hinabstiegen, näherte er sich vorsichtig den Büschen, auf die seine Augen sich noch immer wie gebannt hefteten. Einige der Blätter, die der Sonne ausgesetzt gewesen, hingen jetzt herab, und so winzig diese Abweichung von der Regel auch war, den auf dem Kriegspfad geschärften Sinnen des Indianers war sie nicht entgangen. Aber gerade weil das Zeichen so gering war, zögerte er auch, die andern zu früh zu rufen. Langsam und vorsichtig näherte er sich dem Versteck, und die übrigen waren bereits mindestens sechzig Schritte entfernt, ehe der junge Wilde den Büschen Pfadfinders wieder nahe genug war, um sie mit der Hand berühren zu können.

Alle hinter der Deckung hatten ihre Blicke auf das Gesicht des jungen Irokesen geheftet. Deutlich konnten sie darin seine streitenden Empfindungen lesen, die eifrige Hoffnung, zu finden, dann wieder Zweifel, als das Laub sich im Winde bewegte, und Furcht vor der verborgenen Gefahr. Er wollte sich offenbar überzeugen, ob die winzige Veränderung, die er beobachtet hatte, wirklich etwas bedeutete oder nicht, und so schob er die Zweige vorsichtig zur Seite, machte einen Schritt in das Versteck hinein und sah plötzlich die darin Verborgenen vor sich, starr wie ebenso viele Bildsäulen. Sie sahen eine leichte Bewegung, die rollenden Augen, hörten einen leisen Ruf, da war Chingachgooks Arm bereits erhoben, und der Tomahawk des Delaware sauste auf das geschorene Haupt nieder. Der Irokese warf seine Hände hoch empor, machte einen Sprung und fiel rücklings ins Wasser, die Strömung riß den Körper fort, während die zuckenden Glieder sich noch im Todeskampf bewegten. Vergeblich versuchte der Delaware einen Arm zu ergreifen, um sich den Skalp zu sichern, die blutigen Wasser wirbelten mit ihrer Beute den Strom hinab.

All dies hatte kaum eine Minute gewährt, und so plötzlich und unerwartet war es gekommen, daß die des Waldkriegs Ungewohnten in schaudernder Betäubung dasaßen. Aber Jasper riß bereits die Büsche aus dem Schlamm. „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren!" rief er mit leiser, energischer Stimme. „Tut wie ich, Meister Cap, wenn ihr eure Nichte retten wollt, und ihr, Mabel, legt euch der Länge nach ins Kanoe." Und die Spitze des leichten Bootes ergreifend, schleppte er es, durchs Wasser watend, das Ufer entlang; Cap half ihm von hinten, beide hielten sich so dicht als möglich am Ufer, um von den Wilden nicht gesehen zu werden und trachteten, die Flußkrümmung weiter

oben zu erreichen, die sie völlig verbergen mußte. Der Delaware war bereits an den Strand gesprungen und im Wald verschwunden, während Pfeilspitze dem Pfadfinder, dessen Kanoe weiter innen in der Bucht gelegen, mit der Hand ein Zeichen machte, das Boot vorne zu fassen. All dies war das Werk eines Augenblicks. Aber als Pfadfinder die Strömung an der Krümmung erreichte, fühlte er, wie das Boot, das er schleppte, plötzlich schwerer wurde; er sah sich um: weder der Tuscarora noch seine Frau waren zu erblicken. Die Ahnung, daß sie ihn verraten, blitzte in ihm auf, aber er hatte nicht, Zeit, sich aufzuklären, denn ein wehklagender Ruf aus dem Flußbett weiter unter verkündete, daß der hinabtreibende Leichnam des jungen Kriegers von seinen Freunden erblickt worden war. Der Krach eines Schusses folgte, und nun sah er Jasper, der bereits um die Krümmung herumgekommen war, aufrecht am rückwärtigen Ende des Kanoes stehend, zum andern Ufer steuern, während Cap vorne saß, und beide das leichte Boot mit kräftigen Ruderschlägen über den Strom trieben. Blick, Gedanke und Tat waren eins: Pfadfinder sprang in sein eigenes Kanoe, trieb es mit einem kräftigen Stoß in die Strömung und begann auf der Stelle über den Strom zu setzen. Sofort wurde er selbst das Ziel der feindlichen Büchsen, da er ihnen so viel näher war als seine Gefährten.

„Haltet nur fest stromaufwärts, Jasper," rief der wackere Mann, während er mit langen stetigen Schlägen sein eignes Boot durchs Wasser trieb, „haltet fest stromaufwärts und auf die Erlenbüsche zu. Rettet die Tochter des Sergeanten vor allem und überlaßt die Mingoschufte mir und der Schlange."

Jasper schwang sein Ruder, zum Zeichen, daß er verstanden, während Schuß auf Schuß in rascher Folge krachte und jeder dem einsamen Mann in dem nächsten Kanoe galt.

„Ja, schießt nur, ihr Pinsel," murmelte der Pfadfinder, der in der Einsamkeit seiner Wälder die Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, angenommen hatte, „schießt nur auf das unsichere Ziel; es wird euch schon schwer werden. Ich will euch nicht beschimpfen wie ein Indianer, aber soviel sag' ich euch, ihr seid nicht viel besser als die Stadtleute, die auf Spatzen schießen! Das war gut gemeint," sagte er, den Kopf zurückwerfend, als eine Kugel ihm eine Haarlocke an der Schläfe abschnitt, „aber das Blei, das um einen Zoll fehlt, ist genau so nutzlos wie eins, das nie aus dem Lauf kommt. Brav, Jasper, brav!"

Er war indessen in der Mitte des Stroms angelangt, während das andere Kanoe, von Caps und Jaspers kräftigen Armen getrieben, das entgegengesetzte Ufer beinahe an der bezeichneten Stelle erreicht hatte. Nur noch wenige Ruderschläge, und das Kanoe schoß in die Büsche; rasch hob Jasper Mabel ans Land, und für den Augenblick waren die drei Flüchtlinge in Sicherheit.

Pfadfinders selbstaufopfernde Kühnheit hatte ihn in eine viel gefährlichere Lage gebracht; die Strömung hatte ihn weit abwärts in die Nähe der Feinde getrieben, und überdies waren inzwischen die andern Indianer eilig das Ufer herab und ihren Freunden im Wasser zu Hilfe gekommen. Die Breite des Oswego betrug an dieser Stelle etwa eine Kabellänge; da das Kanoe sich in der Mitte befand, so war es kaum hundert Schritt von den Mündungen ihrer Büchsen entfernt, und Schuß folgte auf Schuß. Pfadfinder wußte, das alles Heil in beständiger Bewegung lag; ein ruhender Gegenstand wäre sofort getroffen worden. Und auch die Bewegung allein genügte nicht, denn die Wilden, gewohnt, auf den Hirsch im Sprunge zu feuern, hätten ihr Ziel danach eingerichtet. Daher änderte er unaufhörlich den Kurs; bald ließ er das Kanoe pfeilschnell die Strömung hinabschießen, bald hielt er es an und trieb es quer durch die Wellen. Zum Glück konnten die

Irokesen ihre Büchsen im Wasser nicht wieder laden, und traten sie an den umbuschten Strand, so konnten sie den Fliehenden nicht im Auge behalten. Infolgedessen vergrößerte sich die Entfernung zusehends, und Pfadfinder wähnte sich schon in Sicherheit, als eine neue Gefahr vor ihm auftauchte.

Unter ihm brauste der Strom zwischen Felsen und Untiefen hindurch, Wirbel und Schnellen bildend. Nur eine einzige Stelle gestattete eine sichere Durchfahrt, und gerade an dieser hatten sich nicht weniger als zehn Irokesen auf den Felsen postiert, dieselben, die den Reisenden weiter unten aufgelauert hatten und auf das Krachen der Schüsse heraufgeeilt waren. Es galt, das Westufer noch vor der Enge zu erreichen, denn die Feinde befanden sich alle auf der Ostseite des Flusses. Aber das ging über Menschenkraft, und überdies hätte ihn jeder Versuch, sich gegen den Strom zu stemmen, zum sicheren Ziel der feindlichen Kugeln gemacht. Sein Entschluß war daher rasch gefaßt: zwischen den Felsen hindurchzufahren, bedeutete Gefangenschaft oder Tod; anstatt daher auf den Kanal zuzuhalten, steuerte er ins seichte Wasser, faßte Büchse und Gepäck, sprang aus dem Boot und begann von Fels zu Fels nach dem westlichen Ufer zu waten. Das Kanoe drehte sich in der wütenden Strömung wie ein Kreisel, bald rollte es über irgendeinen schlüpfrigen Stein, bald füllte es sich mit Wasser und leerte sich wieder, bis es nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo die Irokesen warteten, am Ufer liegen blieb.

Staunen über die Kühnheit und Entschlossenheit ihres Feindes hatte die Indianer starr gemacht. Bald aber fuhr wieder Blitz auf Blitz aus ihren Flintenläufen, und die Kugeln pfiffen im Toben der Wasser dem Flüchtigen um das Haupt. Er aber schritt weiter, als wäre sein Leben gefeit; wohl wurde sein rauher Anzug an mehreren Stellen durchschnitten, aber nicht einmal die Haut wurde ihm geritzt. Das Wasser war an vielen Stellen so tief, daß es ihm bis zum Gürtel ging, und er mußte sich nicht nur in der wilden Strömung aufrecht erhalten, sondern auch seine Büchse und Munition vor dem Naßwerden schützen; er fühlte, wie er ermattete, und war froh, einen kleinen Felsen zu erreichen, der hoch genug aus dem Wasser ragte, um oben trocken zu bleiben. Auf diesen Stein legte er sein Pulverhorn, während er selbst sich nach Möglichkeit dahinter deckte. Das westliche Ufer war jetzt nur mehr fünfzig Fuß von ihm entfernt, aber das stille dunkle Wasser, das zwischen Fels und Ufer hinabschoß, zeigte ihm deutlich, daß es von da an schwimmen hieß.

Die Indianer hatten inzwischen das Feuer eingestellt, sie hatten sich ums Boot versammelt, hatten die Ruder gesucht und gefunden und schickten sich an, über den Fluß zu setzen.

„Pfadfinder!“ rief plötzlich eine Stimme aus den Büschen am Ufer.

„Was wollt ihr, Jasper?“

„Seid guten Muts, die Freunde sind zur Hand, und kein Mingo soll über den Strom setzen, der es nicht bereuen wird. Aber laßt doch eure Büchse auf dem Felsen und schwimmt zu uns herüber, ehe die Schurken dort fertig sind.“

„Ein ordentlicher Waldmann läßt seine Büchse nicht im Stich, solange er Pulver im Horn und eine Kugel in der Tasche hat. Ich habe heute noch nicht ein einziges Mal den Hahn gezogen, Eau-douce, und ich möchte von dem Ungeziefer nicht Abschied nehmen, ohne ihnen einen Grund zu geben, sich meiner zu erinnern. Ein wenig Wasser tut meinen Beinen keinen Schaden. Ihr habt doch die Tochter des Sergeanten nicht hier herunter gebracht, Jasper?“

„Sie ist für den Augenblick sicher. Alles kommt darauf an, daß wir den Fluß zwischen ihnen und uns behalten, aber sie müssen nun wissen, wie wenige wir sind, und wenn sie übersetzen, werden sie sicher Leute auch auf dem andern Ufer lassen."

„Das Kanoefahren berührt mehr eure Gaben als die meinen, obschon ich sicher so gut rudern kann wie der beste Mingo, der je einen Lachs spießte. Wenn sie unter der Schnelle übersetzen, nun so setzen wir oben im ruhigen Wasser hinüber und spielen Bäumchenverwechseln mit den Hunden."

„Das wird nicht gehen, weil sie Leute drüben lassen werden, ist auch zu gefährlich für das Frauenzimmer."

„Die Tochter des Sergeanten muß sicher ins Fort gebracht werden. Also was tun? Wenn wir sie nur eine Stunde oder zwei am Übersetzen verhindern können, dann können wir unser Heil in der Dunkelheit versuchen."

„Gut, Pfadfinder, wenn es nur geht. Aber sind wir stark genug?"

„Der Herr ist mit uns, Junge, wäre doch unvernünftig, anzunehmen, daß eine wie die Tochter des Sergeanten von der Vorsehung in solcher Not verlassen würde! Es ist kein Boot zwischen den Fällen und der Garnison außer diesen zweien, das weiß ich gewiß, und ich meine, es geht über Rothautgaben, unter den Mündungen zweier Büchsen, wie eure und meine, über den Fluß zu setzen. Ich will mich nicht rühmen, Jasper, aber das weiß man an der ganzen Grenze, daß Wildtot selten fehlschießt."

„Jeder kennt eure Geschicklichkeit, Pfadfinder, aber das Laden einer Büchse braucht Zeit; auch seid ihr nicht auf dem Land und in guter Deckung, wo ihr allerlei Vorteil habt. Wenn ihr unser Kanoe hättet, könntet ihr nicht mit trockener Büchse herüberkommen?"

„Kann ein Vogel fliegen, Jasper?" erwiderte der andere lachend. „Aber es wäre unklug, euch aufs Wasser zu wagen, denn die Halunken haben sich schon wieder an Pulver und Blei erinnert!"

„Es kann ohne alle Gefahr geschehen. Meister Cap ist zum Boot gegangen und wirft oben einen Baumzweig in den Fluß, um die Strömung zu versuchen. Da kommt er schon, wenn er ordentlich auf euch zutreibt, so hebt den Arm, und das Kanoe folgt, und wenn es an euch vorbeitreiben sollte, so treibt's der Wirbel unten ans Land, und ich kann's wieder holen."

Jasper redete noch, da kam der schwimmende Zweig schon in Sicht, und mit der steigenden Kraft der Strömung trieb er rasch und rascher auf Pfadfinder zu, der ihn im Vorübertreiben ergriff und in die Höhe hielt. Cap verstand das Signal, und jetzt ließ er das Kanoe in die Strömung mit all dem Verständnis und der Vorsicht, die ihm seine seemännische Erfahrung gebot. Es trieb in der gleichen Richtung wie der Zweig, und eine Minute später hatte Pfadfinder es angehalten.

„Das habt ihr mit Grenzerklugheit gemacht, Jasper," sagte der Führer lachend, „aber ihr habt eure Gaben fürs Wasser und ich die meinen für die Wälder. Nun können die Mingoschufte ihre Büchsen spannen und zielen, so gut sie können, denn das ist ihre letzte Chance, mich ungedeckt zu treffen."

„Nein, nein, was hat es für Sinn, euch auszusetzen, richtet das Kanoe auf den Strand schief durch die Strömung, gebt ihm einen tüchtigen Stoß und werft euch hinein. Wir brauchen euch ja."

„Könnt ihr es so fangen?"

„Wenn ihr kräftig genug abstoßt, gewiß."

Pfadfinder tat es, die leichte Barke schoß quer übers Wasser, und Jasper faßte sie, sowie sie ans Land stieß. Das Boot sichern und die richtige Stellung in der Deckung zu nehmen war das Werk eines Augenblicks. Dann schüttelten die Freunde einander herzlich die Hände.

„Und nun wollen wir sehen, Jasper, ob ein Mingo über den Oswego kommt! Ihr seid wohl mit Ruder und Steuer und Segel handiger als mit der Büchse, aber ihr habt eine sichere Hand und fürchtet euch nicht, und das zählt. Seht nur, Jasper, drei von den Schurken sind schon im Kanoe, sie müssen rein glauben, daß wir geflohen sind."

Drei Krieger waren in der Tat im Kanoe, zwei knieten und hielten die Büchsen in Anschlag, der dritte stand aufrecht und ruderte. So verließen sie das Ufer, und zwar hatten sie das Kanoe, ehe sie einstiegen, so weit stromaufwärts gezogen, daß sie über verhältnismäßig ruhiges Wasser setzen konnten. Der Wilde, der das Boot führte, schien ein geschickter Ruderer, denn seine langen und stetigen Schläge trieben die leichte Barke über die glasige Fläche, wie eine Feder auf der Luft schwebt.

„Soll ich feuern?" flüsterte Jasper, zitternd vor Erregung.

„Noch nicht, Junge, noch nicht; sie sind nur drei, und wenn Meister Cap dort oben die Knallbüchschen, die er in seinem Gürtel trägt, zu gebrauchen versteht, so können wir sie sogar landen lassen, denn dann kriegen wir gleich das Kanoe zurück."

„Aber Mabel!"

„Keine Furcht für die Tochter des Sergeanten. Wenn ihr sie in dem hohlen Baum sicher verborgen habt und Öffnung und Spur in den Brombeeren versteckt sind, so kann sie da einen Monat liegen und die Mingos auslachen."

„Ach, wir sind nie sicher. Ich wollte, ich hätte sie näher hierher gebracht."

„Warum, Eau-douce? Um ihr hübsches Köpfchen und das kleine klopfende Herz den Kugeln auszusetzen? Nein, nein, dort, wo sie ist, ist sie sicher."

„Wir können nie sicher sein. Wir glaubten auch, wir wären's unter den Büschen, und doch wurden wir entdeckt."

„Und der Mingobengel zahlte seine Neugier teuer, wie's die Schufte dort auch ..."

In diesem Augenblick tönte der scharfe Knall eines Schusses, der Indianer, der im Boot ruderte, sprang hoch in die Luft und fiel, das Ruder noch immer festhaltend, ins Wasser. Ein dünner Rauchfaden kam unter den Büschen am Ostufer hervor und verzog sich rasch.

„Da zischt die Schlange!" rief Pfadfinder jubelnd. „Ein kühneres und treueres Herz gibt's nicht. Tut mir leid, daß er sich dreingemischt. Aber er konnte ja nicht wissen, was wir vorhaben."

Das führerlose Kanoe trieb indessen den Strom hinab, und bald hatten es die Wirbel ergriffen. Vollkommen hilflos starrten die beiden andern Indianer wild um sich, völlig unfähig, dem tobenden Element irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen. Es war ein Glück für Chingachgook, daß alle Irokesen gespannt auf das Schicksal des Bootes warteten, sonst wäre ihm das Entkommen schwer, wenn nicht unmöglich gewesen. Aber alle waren hinter die Deckung gesprungen und hatten die Augen aufs Wasser geheftet. Die beiden Indianer hatten sich auf dem Boden des Kanoes ausgestreckt, das sich wirbelnd in der Strömung drehte und umhergeschleudert ward. Jetzt stieß es an einen Felsen, überschlug sich, und beide Krieger fielen ins Wasser. Aber dieses pflegt in den Schnellen nicht tief zu sein, ausgenommen dort, wo es sich seine Kanäle ausgewaschen hat; die Gefahr des Ertrinkens ist daher nicht groß; auch die beiden Wilden waren nur um

ihre Waffen gekommen, und bald erreichten sie watend und schwimmend das Land. Das Kanoe selbst blieb auf einem Felsen mitten im Flusse liegen.

„Nun ist's Zeit!" rief Jasper, als die beiden Irokesen durch das seichte Wasser wateten, „der weiter oben gehört mir, und ihr könnt den unten nehmen."

Er war so aufgeregt, daß die Kugel aus seinem Rohr flog, noch während er sprach, aber die beiden Indianer hoben nur verächtlich ihre Arme. Der Pfadfinder feuerte nicht.

„Nein, Eau-douce," sagte er, „ohne Grund vergieß' ich kein Blut, und meine Kugel hab' ich für die Not in den Lauf getrieben. Ich liebe die Mingos nicht, wie sich's für einen gehört, der mit den Delaware gelebt hat, aber ich schieße auf keinen, wenn sein Tod nicht einen guten Zweck hat. Keinen Hirsch hat meine Hand je mutwillig erlegt. Wer viel in der Wildnis lebt, der lernt verstehen, was hier recht ist. Ein Leben war für uns im Augenblick genug, und wer weiß, ob ich nicht Wildtod noch für die Schlange brauche, die recht unzeitig geschossen hat, denn nun wissen die Teufel, daß er in ihrer Nähe ist. So wahr ich ein armer Sünder bin, da kriecht schon einer das Ufer hinauf, wie die Jungen in der Garnison, wenn sie sich hinter einen gefallenen Baum schleichen, um ein Eichhörnchen zu schießen."

Pfadfinder wies mit dem Finger hinüber, und Jaspers rasches Auge hatte bald entdeckt, was er meinte. Einer der jungen Krieger hatte offenbar eine Stellung gefunden, aus der er den Delaware sehen konnte. Sie erkannten dies daraus, daß er sich anschickte, zu feuern, denn Chingachgook selbst war für sie nicht sichtbar. Der Oswego krümmte sich an der Stromenge in entgegengesetzter Richtung wie weiter oben, so daß Chingachgook seinem Feinde in der Luftlinie ganz nahe war, obgleich er zu Lande mehrere hundert Schritt hätte zurücklegen müssen, um ihn zu erreichen. Und beide waren etwa gleich weit vom Versteck Pfadfinders und Jaspers entfernt.

„Die Schlange muß da irgendwo sein," bemerkte der Pfadfinder, der kein Auge von dem jungen Krieger gewendet hatte, „aber es ist doch kaum glaublich, daß er sich den blutigen Mingoteufel so nahe kommen läßt!"

„Seht!" unterbrach Jasper, „da ist der Körper des Indianers, den der Delaware getroffen hat. Er ist auf den Felsen getrieben, und die Strömung hat den Kopf übers Wasser gehoben."

„Kann schon sein, Junge, kann schon sein. Die Menschennatur ist nicht viel besser als ein Stück Holz, wenn das Leben, das ihm eingeblasen wird, einmal daraus entflohen ist. Der Irokese wird niemandem mehr Schaden tun. Aber der schleichende Wilde dort hat's auf den Skalp meines besten Freundes abgesehen . . ."

Der Pfadfinder brach ab, hob seine Büchse, deren Rohr eine ungewöhnliche Länge hatte, und feuerte. Der Irokese am Ufer gegenüber hatte gleichfalls angelegt, als der tödliche Bote aus Pfadfinders Rohr kam. Er feuerte noch seinen Schuß ab, aber der ging hoch in die Luft, während er selbst in die Büsche fiel.

„Das schleichende Reptil ist selber schuld," murmelte Pfadfinder finster, während er den Kolben seiner Büchse sinken ließ und sie sorgfältig frisch zu laden begann. „Chingachgook und ich sind gute Gesellen gewesen seit unserer Knabenzeit, am Horican, am Mohawk, am Ontario haben wir zusammen gekämpft, und in all den andern blutigen Pässen, die zwischen dem Franzosenland und dem unsrigen liegen. Glaubt der Schuft, ich werde dabeistehen und meinen besten Freund aus dem Hinterhalt erschießen lassen!"

„Nun haben wir der Schlange den gleichen Dienst erwiesen, wie er uns. Die Kerle sind bestürzt, Pfadfinder, sie suchen alle Deckung, das hätten sie nicht gedacht, daß wir sie über den Fluß erreichen können."

„An dem Schuß ist nichts Besonderes, Jasper. Jeder Soldat vom Sechzigsten kann euch ganz andere Dinge von Wildtod erzählen. Dieser Schuß war nichts Besonderes. Und der unkluge Vagabund hat ihn selber verschuldet!"

„Ist das ein Hund oder ein Hirsch, was da ans Ufer schwimmt?"

Pfadfinder fuhr auf, denn tatsächlich kam etwas quer über den Fluß geschwommen, das durch die Gewalt der Strömung allmählich der Schnelle zugetrieben wurde. Auf den nächsten Blick schien es beiden, daß es ein Mensch, und zwar ein Indianer, war, obschon er sich so gut verborgen hatte, daß sie noch zweifelten. Sie verfolgten seine Bewegungen mit äußerster Aufmerksamkeit.

„Er stößt beim Schwimmen etwas vor sich hin, und sein Kopf sieht aus wie ein treibender Busch," sagte Jasper.

„Indianerteufelei, Junge, aber ehrliche Christen werden ihn schon zu fangen wissen."

Als der Schwimmer langsam näher kam, begannen sie wieder zweifelhaft zu werden. Sowie er aber zwei Drittel des Stromes durchquert hatte, rief Pfadfinder: „Die Große Schlange, so wahr ich lebe!" Und er lachte vor Freude über die gelungene List, bis ihm die Tränen ins Auge kamen. „Er hat sich Büsche um den Kopf gebunden, um sich zu verstecken, hat das Horn darauf gelegt und die Flinte auf den Holzklotz gebunden, den er vor sich hintreibt, und ist so zu uns herübergekommen. Ach Gott, wie oft haben er und ich den Mingos solche Streiche gespielt, die auf der großen Straße rings um Ty nach unserem Blut dürsteten."

„Vielleicht ist es doch nicht die Schlange, Pfadfinder! Ich kann seine Züge nicht erkennen."

„Züge? Wer erkennt einen Indianer an den Zügen? Nein, Junge, da gilt die Bemalung, und so ist nur ein Delaware bemalt. Das sind seine Farben, Jasper, gerade wie euer Schiff auf dem See das Kreuz Sankt Georgs trägt, und die Franzosen ihre fleckigen Tischtücher ausspannen. Jetzt könnt ihr auch seine Augen sehen, es sind die eines Häuptlings. Aber, Eau-douce, wild und glasig, wie sie jetzt durch die Blätter schauen," und hier legte Pfadfinder seinen Finger leicht auf Jaspers Arm, „ich hab' es schon voll Tränen gesehen. Es ist eine Seele und ein Herz unter dieser roten Haut, obschon es eine Seele und ein Herz von andern Gaben sein mögen als die unsern."

„Niemand, der den Häuptling kennt, kann daran zweifeln."

„Ich weiß es," erwiderte der andere stolz, „denn in Freud und Leid sind wir Gefährten gewesen, und in dem einen blieb er immer ein Mann, in der andern ein Häuptling, der wußte, daß niemand den Frauen seines Stammes in zierlicher Lustbarkeit gleichkommt. Aber still, wir machen's ja wie die Leute in den Ansiedlungen und führen süße Reden. Die Schlange hat scharfe Sinne, und er weiß wohl, daß ich gut von ihm rede, aber ein Delaware hat Bescheidenheit in sich, obschon er sündhaft prahlen würde, wenn er an den Pfahl gebunden wäre."

Indessen hatte die Schlange, die ihre Stellung genau kennen mußte, gerade vor ihnen das Ufer erreicht, stieg aus dem Wasser, schüttelte sich wie ein Hund und stieß den üblichen Ruf „Hugh" aus.

Sechstes Kapitel

War das recht, Chingachgook," sagte Pfadfinder vorwurfsvoll, „ein Dutzend Mingos allein anzugreifen? Wenn Wildtod auch selten fehlt, über den Oswego ist's eine tüchtige Distanz, und der Schurke zeigte kaum mehr als Kopf und Schulter. Daran hättest du denken sollen, Häuptling."

„Die Große Schlange ist ein Mohikanerkrieger; wenn er auf dem Kriegspfad ist, sieht er nur seine Feinde, und seine Väter haben die Mingos aus dem Hinterhalt erlegt, seitdem die Wasser zu fließen begonnen.

„Ich kenne deine Gaben und habe allen Respekt davor. Mich wird keiner darüber klagen hören, daß eine Rothaut nach ihrer Natur handelt. Aber Vorsicht ist für einen Krieger so nötig wie Tapferkeit, und hätten die Irokesenteufel nicht nach ihren Freunden im Wasser gesehen, so hätten sie dir die Fährte heiß gemacht."

„Was tut der Delaware?" rief Jasper, da der Häuptling plötzlich wieder an den Wasserrand getreten war, in der deutlichen Absicht, noch einmal in den Fluß zu springen. „Er wird doch nicht so verrückt sein und ans andere Ufer zurückschwimmen, weil er vielleicht etwas vergessen hat!"

„O nein, er ist schon klug genug, wenn er auch bei diesem Überfall ganz sich selbst vergessen hat." Sie hörten, wie der Indianer ins Wasser sprang. „Seht, Junge, Chingachgook ist kein Christ und kein Weißer wie wir, sondern ein Mohikanerhäuptling, der seine Gaben und seine Gebräuche hat, und wer mit Leuten zu tun hat, die nicht von seiner Art sind, der soll sie nach ihrer Natur und ihren Bräuchen leben lassen. Die Soldaten fluchen und trinken, und man kann sie davon nicht abbringen; ein Herr liebt seine feinen Sachen und eine Dame ihren Putz, und man kann nichts dagegen tun; aber die Natur und die Gaben eines Indianers sind noch viel stärker, und der Herr in seiner Weisheit hat sie geschaffen und wird schon wissen, warum, wenn auch wir es nicht immer verstehen können."

„Was will der Delaware? Er schwimmt auf den Felsen zu, wo die Leiche liegt. Warum tut er das?"

„Um Ehre und Ruhm, wie große Herren ihre schönen Häuser über der See verlassen, wo sie alles haben, was sie sich wünschen können und hier herüberkommen, um von Wildbret zu leben und gegen die Franzosen zu fechten."

„Er will den Skalp holen!"

„'s ist seine Gabe, wir müssen ihm die Freude lassen. Wir sind weiße Männer und können einen toten Feind nicht verstümmeln, aber für die Rothaut ist's eine Ehre. Es mag euch seltsam scheinen, Eau-douce, aber ich habe auch schon weiße Männer und brave Leute von großen Namen, die die sonderbarsten Ideen von ihrer Ehre haben, gesehen, jawohl!"

„Ein Wilder bleibt doch ein Wilder, Pfadfinder, in welcher Gesellschaft er immer leben mag."

„Das läßt sich ganz gut sagen, Junge, aber wie ich euch eben sagte, auch die weiße Ehre richtet sich nicht immer nach der Vernunft oder nach dem Willen Gottes. In den Wäldern, wo's so still ist, habe ich viele Tage über das alles nachgedacht, und ich bin der Meinung, Junge, daß die Vorsehung alle Dinge zu irgendeinem vernünftigen Zweck geschaffen hat. Wenn die Indianer nichts nütze wären, wären sie nicht geschaffen worden, und wenn man den Dingen auf den Grund sehen könnte, dann werden selbst die Mingostämme irgendeinen Nutz und Zweck haben, obschon ich gestehe, daß es über meinen Horizont geht, zu verstehen, wozu sie gut sein sollen."

„Die Schlange setzt sich der größten Gefahr aus, um den Skalp zu bekommen! Das kann uns den Tag kosten."

„Nicht in seinem Sinn, Jasper, für ihn hat der eine Skalp mehr Ehre als ein ganzes Schlachtfeld voll Erschlagener, die ihr Haar auf dem Kopf behalten. Nun seht, da war ein feiner junger Hauptmann im Sechzigsten, der warf sein Leben weg im letzten Gefecht, um den Franzosen einen Dreipfünder wegzunehmen. Er tat's um seine Ehre, so dachte er, und ich habe einen jungen Fähnrich gesehen, der sich in seine Fahne wickelte und in seinem Blute hinfiel und meinte, er liege weicher als auf Büffelhaut."

„Ja, das begreift sich, daß man seine Flagge nicht streichen will."

„Nun, das ist Chingachgooks Fahne, die wird er noch seinen Kindeskindern zeigen . ."

Pfadfinder brach ab, schüttelte wehmütig den Kopf und fügte langsam hinzu: „Ach, ach, es ist ja kein Schößling vom alten Stamm mehr übrig! Er hat keine Kinder, die über seine Siegeszeichen jubeln, keinen Stamm, den er mit seinen Taten ehren kann, er ist ein einsamer Mann in der Welt, und doch bleibt er seiner Erziehung und seinen Gaben treu! Ihr müßt zugeben, Jasper, daß das rechtschaffen und anständig ist, daß man es respektieren muß."

In diesem Augenblick stießen die Irokesen ein wildes Geschrei aus, dann krachten ihre Gewehre in rascher Folge, ja, so wütend war ihr Wunsch, den Delaware von seinem Opfer zu verjagen, daß ihrer wohl ein Dutzend in den Fluß sprang, von denen einige sich fast hundert Fuß weit in die schäumenden Wasser wagten, als ob sie ernstlich herüber wollten. Aber Chingachgook blieb unbewegt, und die Schüsse trafen ihn nicht. Den bluttriefenden Skalp schwingend, stieß er den furchtbarsten Kriegsschrei aus, und eine Minute lang hallten die schweigenden Wälder und das Flußbett von einem so entsetzlichen Geheul wider, daß Mabel in Todesangst das Gesicht verbarg und selbst ihr Onkel einen Augenblick ernstlich ans Davonlaufen dachte.

„So scheußlich hab' ich's von den Kerlen noch nie gehört," rief Jasper, und hielt sich in Schauder und Ekel die Ohren zu.

„Das ist ihre Musik, Junge, das sind ihre Trommeln und Pfeifen, ihre Hörner und Trompeten," erwiderte der Pfadfinder gänzlich unbewegt. „Sie haben das Heulen gern, weil es sie aufregt und sie wild und blutdürstig macht. Als ich noch ein junger Kerl war, da schien's mir auch fürchterlich, aber heute ist es mir so gleichgültig wie der Pfiff der Nachtschwalbe oder das Zwitschern des Spottvogels. Und wenn der ganze Weg von hier bis zur Garnison voll von den heulenden Reptilen wäre, auf meine Nerven würde das keinen Eindruck machen. Das sage ich nicht, um zu prahlen, Jasper, denn ein Mann, bei dem die Feigheit zu den Ohren hereinkommt, muß ein schwaches Herz haben. Lärm und Geschrei ist doch nur, um Weiber und Kinder zu erschrecken, aber doch nicht Leute, die im Wald umherstreifen und den Feind suchen. Ich hoffe, der Häuptling ist nun zufrieden, da kommt er mit dem Skalp im Gürtel."

Jasper wendete voll Ekel das Haupt, als der Delaware aus dem Wasser stieg, während Pfadfinder ihn mit Ruhe betrachtete. Während der Indianer tiefer in die Büsche trat, um seinen leichten Kalikoanzug auszuwinden und seine Büchse schußfertig zu machen, warf er den andern einen triumphierenden Blick zu, sonst tat er der Sache weiter keine Erwähnung.

„Jasper," sagte der Führer, „geht mal zu Meister Cap hinab und ruft ihn her, wir haben nur kurze Zeit und müssen schnell beraten, ehe die Mingos etwas zu unsrem Verderben aushecken."

Der junge Mann gehorchte, und wenige Augenblicke später waren alle in sicherer Deckung am Ufer versammelt, während sie selbst jede Bewegung der Feinde scharf im Auge behielten. Es waren nur noch wenige Minuten einer zweifelhaften Helle übrig; die Sonne war bereits untergegangen und das Zwielicht tiefer Breiten mußte bald einer Nacht weichen, die dunkler als sonst zu werden versprach. Darauf beruhten ihre Hoffnungen. Doch lag darin auch Gefahr, denn wenn das Dunkel ihr Entkommen begünstigte, so mußte es auch die Bewegungen ihrer listigen Feinde verbergen.

„Wir müssen nun schnell und kühl unsere Pläne machen," begann Pfadfinder, „und dann gemeinsam handeln nach unsern Gaben und unserer Pflicht. In einer Stunde werden die Wälder dunkel sein wie um Mitternacht, und wenn wir die Garnison überhaupt erreichen sollen, so muß es dann geschehen. Was meint ihr, Meister Cap? Ihr habt zwar vom Kämpfen und von einem Rückzug in den Wäldern keineswegs die meiste Erfahrung, aber nach euren Jahren kommt euch das Recht zu, als erster im Rat zu reden."

„Und meine nahe Verwandtschaft mit Mabel zählt etwas, denk ich . . ."

„Das weiß ich nicht. Wer den andern gern hat, hat ihn gern, ob's nun aus der Natur und aus seinen Gaben kommt, oder weil er so denkt und eine Vorliebe gefaßt hat. Von der Schlange will ich nicht reden, denn der ist über die Zeit hinaus, wo er an Weiber dachte, aber Jasper und ich, wir sind so bereit, für die Tochter des Sergeanten gegen die Mingos zu stehen, wie es nur ihr Vater selber könnte. Ist das wahr, Bursch?"

„Auf mich kann Mabel bis zum letzten Blutstropfen zählen," sagte Jasper leise, aber energisch.

„Gut, gut," erwiderte der Oheim, „wir wollen das unberedet lassen, da, wie sich zeigt, alle dem Mädel helfen wollen. Nach meinem Dafürhalten haben wir nur eins zu tun, an Bord des Kanoes zu gehn, sowie's dunkel genug wird, daß die Ausgucker des Feindes uns nicht mehr sehen können, und dann auf den Hafen lossteuern, so schnell Wind und Wasser es uns gestatten."

„Das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht getan," bemerkte der Führer. „Auf dem Fluß sind wir viel mehr ausgesetzt als in den Wäldern, außerdem ist die Schnelle unter uns, und ich weiß nicht, ob selbst Jasper ein Boot im Dunkeln da sicher durchbringen kann. Was meint ihr, Junge? Könnt ihr's?"

„Ich bin Meister Caps Meinung, daß wir das Kanoe benützen müssen. Mabel kann nicht durch die Sümpfe und über die Baumwurzeln wandern, noch dazu in so einer Nacht, und ich selbst fühle mein Aug' am sichersten und habe am meisten Courage, wenn ich auf dem Wasser bin."

„Courage habt ihr immer, Junge, und für einen, der so lange im Sonnenschein gelebt hat und so wenig im Waldschatten, habt ihr auch ein sicheres Auge. Was eure Meinung betrifft, Freunde, so ist viel dafür und viel dagegen zu sagen. Dafür spricht vor allem, daß das Wasser keine Spur läßt . . ."

„Und was nennt ihr das Kielwasser?“ unterbrach ihn Cap dogmatisch.

„Was?“

„Sprecht weiter,“ sagte Jasper, „Meister Cap glaubt, er ist auf dem Ozean, Wasser läßt keine Spur . . .“

„Es läßt auch keine, Eau-douce, wenigstens hier nicht. Wie's auf der See sein mag, das weiß ich nicht. Weiter: es ist ein Kanoe schneller und leicht, besonders, wenn's mit der Strömung geht, und für die zarten kleinen Füße der Tochter des Sergeanten ist es jedenfalls besser. Auf der andern Seite hat der Fluß keine Deckung als die Wolken am Himmel; die Schnelle ist ein kitzliges Ding für Boote selbst beim Tageslicht, und wir haben gute sechs Meilen zu Wasser von hier bis zur Garnison. Auch wird eine Spur auf dem Land im Dunkeln nicht leicht gefunden. Ich weiß wirklich nicht, Jasper, was wir raten und beschließen sollen.“

„Wenn die Schlange und ich in den Fluß hinausschwimmen könnten und das andere Kanoe holten?“ erwiderte der junge Seemann. „Mir scheint es, daß der Wasserweg für uns der beste ist.“

„Ja, wenn! — Doch, es geht ganz leicht, wenn's nur mal dunkler ist. Wohl, wohl, wenn wir an die Tochter des Sergeanten und ihre Gaben denken, ist's vielleicht das beste. Ja, wenn wir nur Männer wären, dann wär's lustig wie eine Jagd, mit den Spitzbuben da drüben Verstecken zu spielen. Jasper, wollt ihr das Boot holen?“

„Ich will alles tun, was Mabel nützen kann, Pfadfinder.“

„Das ist aufrichtig und natürlich. Die Schlange, die ohnedies schon beinahe nackt ist, wird euch helfen, und damit nehmen wir den Teufeln noch überdies ein Mittel, uns zu schaden, weg.“

Da sie nun über die Hauptsache einig waren, gingen sie sogleich an die Ausführung. Die Schatten des Abends fielen schnell über den Wald, und schon war es unmöglich, die Gegenstände am andern Ufer zu unterscheiden. Die Zeit drängte, denn für Indianerschlauheit gab es so viele Mittel, einen so engen Fluß zu übersetzen, daß der Pfadfinder ungeduldig wurde, den Ort zu verlassen. Während Jasper und sein Gefährte leise und vorsichtig in den Fluß stiegen, nur mit ihren Messern, und der Delaware auch mit seinem Tomahawk bewaffnet, holte der Führer Mabel aus ihrem Versteck und hieß sie und Cap zu Land bis an den Fuß der Schnelle gehen, während er selbst ins Kanoe stieg, um es gleichfalls dahin zu bringen. Dies war bald getan. Dann stiegen Mabel und ihr Onkel ein, während der Pfadfinder am rückwärtigen Ende aufrecht stehenblieb und sich an einem Busch festhielt, so daß die Strömung das Kanoe nicht mitziehen konnte. Nun folgten Minuten gespannter und atemloser Erwartung.

Die beiden andern hatten indessen den tiefen Teil des Flußbettes durchschwommen und waren an einer Untiefe angelangt, wo sie waten konnten. Sobald sie Fuß faßten, nahmen sie einander an der Hand und wateten langsam und vorsichtig nach dem Felsen. Aber die Dunkelheit war bereits so dicht, daß sie fast nichts mehr sehen konnten und bei ihrem Suchen mehr auf ihren Instinkt angewiesen waren. Jasper ließ dem Delaware die Führung. Es war selbst für den Indianer nicht leicht, zu dieser Stunde durch das tobende Wasser zu waten und dabei eine klare Erinnerung der Örtlichkeiten zu bewahren. Als sie sich in der Mitte des Stromes glaubten, waren die Ufer nur noch als zwei dunkle Massen erkennbar, deren Umrisse kaum mehr von den Wolken zu unterscheiden waren. Ein- oder zweimal mußten sie die Richtung ändern, weil sie unerwartet in tiefes Wasser getreten waren, denn sie wußten, daß das Boot an der seichtesten Stelle der Stromenge

lag. Dies war aber auch ihr einziger Kompaß, und sie waren nahezu eine Viertelstunde im Wasser umhergewandert — eine Zeit, die dem jungen Mann endlos erschien — und schienen ihrem Ziel nicht näher gekommen zu sein, als sie es zu Anfang waren. Eben wollte der Delaware seinem Gefährten sagen, daß sie am besten täten, ans Ufer zurückzukehren und die Sache anders zu versuchen, als er auf Armeslänge vor sich im Wasser eine menschliche Gestalt sah. Jasper war an seiner Seite und er begriff sofort, daß die Irokesen das gleiche Wagstück unternommen hatten.

„Mingo!" flüsterte er. „Die Schlange wird ihrem Bruder zeigen, wie schlau sein."

Indem hatte auch der junge Seemann die Gestalt erblickt, die erschreckende Wahrheit war ihm sogleich aufgeblitzt, er begriff, daß er alles dem Delaware überlassen mußte und blieb ein wenig zurück, während sich sein Freund vorsichtig in der Richtung weiter bewegte, in der die Gestalt verschwunden war. Im nächsten Augenblick sahen sie sie wieder, und zwar kam der andere auf sie zu. Die Wasser donnerten hier bereits so, daß man kaum in nächster Nähe ein Wort verstehen konnte; der Indianer wendete sich zu Jasper und sagte schnell:

„Lassen Große Schlange alles!"

„Hugh!" rief der fremde Wilde und fügte in der Irokesensprache hinzu: „Das Kanoe ist da, kommt, helft mir es vom Felsen heben."

Chingachgook gab irgendeine zustimmende Antwort; Stimme und Akzent waren im Toben der Wellen nicht zu erkennen; der andere Wilde ging voran, die beiden folgten, und bald hatten sie das Kanoe erreicht. Der Irokese faßte an dem einen Ende, Chingachgook in der Mitte, während Jasper ans andere Ende trat, da er immerhin fürchten mußte, durch die Kopfform oder sonstwie als Weißer erkannt zu werden.

„Hebt!" sagte der Irokese in der kurzen Weise seines Volkes. Mit Leichtigkeit hoben sie das Kanoe empor, hielten es einen Augenblick in der Luft, um es auszuleeren und ließen es dann sorgfältig in richtiger Stellung ins Wasser. Alle drei hielten es fest, schon weil die Strömung es ihnen aus den Händen zu reißen drohte, und der Irokese begann es nach dem Ostufer zu ziehen. Daraus, daß ihre eigene Anwesenheit kein Erstaunen hervorgerufen, hatten Jasper und der Delaware bereits erkannt, daß noch mehr Irokesen im Wasser sein mußten, und äußerste Vorsicht war daher geboten. Furcht kannten die kühnen Grenzleute nicht; ihr Leben aufs Spiel zu setzen, waren sie gewohnt, und beide fühlten die Notwendigkeit, das Kanoe nicht in den Händen der Feinde zu lassen, so sehr, daß sie sich dafür auch größeren Gefahren ausgesetzt hätten. Ja, Jasper hatte bereits sein Messer gezogen, bereit, die Birkenwand des Kanoes aufzuschlitzen und es für den Augenblick unbrauchbar zu machen, falls er und der Mohikaner gezwungen würden, es fahren zu lassen.

Inzwischen war der Irokese langsam in der Richtung nach seinem Ufer durch das Wasser geschritten, das Kanoe und seine widerstrebenden Helfer hinter sich ziehend. Einmal schon hatte Chingachgook seinen Tomahawk erhoben und wollte ihn auf den Schädel des Arglosen niedersausen lassen, aber die Wahrscheinlichkeit, daß der Todesschrei oder der flutende Körper die andern herbeiführen könnte, bewog ihn, seine Absicht zu ändern. Im nächsten Augenblick bedauerte er diese Unentschlossenheit, denn die drei, die das Kanoe hielten, befanden sich plötzlich in der Mitte von vier andern, die's gleichfalls gesucht hatten. Die Wilden stießen den üblichen kurzen Ausruf der Befriedigung aus, dann ergriffen alle eifrig das Boot, und einige Augenblicke wußte selbst der Delaware nicht, was er tun sollte. Sie hatten bereits, Freund und Feind, den Rand des östlichen

Kanals erreicht, wo, wie am andern Ufer, der Fluß zu tief war, um durchwatet zu werden. Alle hielten einen Augenblick an und warteten offenbar auf eine Weisung. Jasper hatte die Vorsicht gebraucht, seine Mütze auf den Boden des Kanoes zu werfen, auch stand er am rückwärtigen Ende des Bootes, während die Irokesen natürlich meist nach der andern Seite blickten. Dennoch schwebte er in äußerster Gefahr, da ihn zwar nicht sein nackter Oberkörper, aber sein mit lockigem Haar bedeckter Kopf verraten mußte, sowie einer der Indianer in seine Nähe kam. Chingachgook befand sich buchstäblich in der Mitte seiner tödlichsten Feinde und konnte keine Bewegung machen, ohne einen zu berühren. Er stand unbeweglich, bereit zu fliehen oder zuzuschlagen, warf keinen Blick hinter sich und wartete mit der unendlichen Geduld des Indianers.

„Mögen alle meine jungen Leute bis auf zwei übersetzen und ihre Waffen holen. Die zwei an den Enden schwimmen mit dem Boot hinüber," sagte einer der Irokesen, der offenbar ein Häuptling war.

Die Indianer gehorchten und ließen Jasper am rückwärtigen Ende und den Irokesen, der das Boot gefunden hatte, am vorderen, während Chingachgook so tief ins Wasser tauchte, daß die andern an ihm vorüberkamen, ohne ihn zu entdecken. Das Plätschern und die leisen Rufe bewiesen bald, daß die übrigen bereits dem Ufer zuschwammen. Nun hob der Delaware sich empor und nahm seine frühere Stellung ein. Er wußte, daß noch mehr Irokesen hinter ihnen auf den Felsen an der Stromenge sein konnten und holte auch jetzt nicht zum tödlichen Hiebe aus. Der Indianer an der Spitze war bereits im tiefen Wasser, und bald schwammen alle drei auf das Ostufer zu. Aber anstatt dem Irokesen zu helfen, schwammen der Delaware und Jasper in entgegengesetzter Richtung und suchten das Boot mit sich zu ziehen. Dies aber taten sie nicht etwa plötzlich, sondern so listig und allmählich, daß der Irokese zuerst nur mit dem Widerstand der Strömung zu tun zu haben glaubte. So nach entgegengesetzten Seiten gezogen, trieb das Boot natürlich stromabwärts, und in weniger als einer Minute schwamm es bereits in noch tieferem Wasser am Fuß der Schnelle. Hier aber schöpfte der Irokese Verdacht, er sah sich um und erriet, daß seine Begleiter ihm entgegenarbeiteten. Seine zweite Natur sagte ihm, daß er sich allein unter Feinden befand; mit einem Stoß war er bei Chingachgook, faßte ihn an der Kehle, die beiden Indianer ließen das Kanoe los und begannen wie zwei Tiger miteinander zu kämpfen. Im Dunkel dieser düsteren Nacht und inmitten des gefährlichen Elements vergaßen sie alles bis auf ihren alten, wütenden Haß.

Wie eine Feder flog das Boot unter den Stößen der zwei Kämpfenden weit fort, und Jasper hatte es für sich allein. Sein erster Impuls war, dem Delaware zu Hilfe zu schwimmen, aber die Wichtigkeit, das Boot zu sichern, drängte sich ihm mit zehnfacher Stärke auf, als er dem schweren Atem der beiden Kämpfenden lauschte, und er schwamm so rasch als möglich dem Westufer zu. Dieses hatte er bald erreicht und auch nach kurzem Suchen die übrigen gefunden, die bereits unter der Stromenge waren. Während er sich ankleidete, berichtete er den andern in wenigen Worten, wie sie das Kanoe bekommen und in welcher Lage er den Delaware verlassen hatte.

Als er geendet hatte, sprach lange Zeit keiner ein Wort. Alle lauschten gespannt auf irgendeinen Laut, der ihnen den Ausgang des Kampfes drüben im Wasser verraten hätte. Aber nichts war zu hören als das ununterbrochene Tosen der reißenden Fluten; ihre Feinde drüben am Ufer hatten schon die ganze Zeit ein tödliches Schweigen beobachtet.

„Nehmt dieses Ruder, Jasper," sagte Pfadfinder endlich ruhig mit trauriger Stimme, „und folgt in eurem Kanoe. Wir können hier nicht länger bleiben."

„Aber die Schlange!“

„Die Große Schlange ist in den Händen ihres Gottes und wird leben oder sterben, je nachdem die Vorsehung es bestimmt. Wir können ihm nicht helfen und dürfen hier nicht müßig liegen bleiben wie Weiber, die über ihre Leiden reden. Die Dunkelheit ist kostbar . . .“

Ein langes durchdringendes Geheul vom andern Ufer unterbrach ihn.

„Was ist das, Meister Pfadfinder?“ fragte Cap, „das tönt ja mehr als ob Teufel schrien und nicht wie etwas, das aus christlichen Kehlen kommt.“

„Christen sind es nicht und wollen's auch gar nicht sein. Wenn ihr sie Teufel nennt, so gebt ihr ihnen den rechten Namen. Das war ein Freudengeheul. Der Leib der Schlange, ob tot oder lebendig, ist wohl in ihre Gewalt gekommen.“

„Und wir?“ rief Jasper, von Neue ergriffen bei dem Gedanken, daß er das Unglück vielleicht hätte abwenden können, wenn er den andern nicht im Stich gelassen.

„Wir können dem Häuptling nicht helfen und müssen so schnell wie möglich von hier fort.“

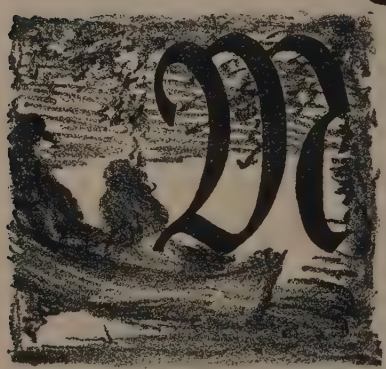
„Ohne einen Versuch, ihn zu retten! Ohne auch nur zu wissen, ob er tot ist oder lebt?“

„Jasper hat recht,“ sagte Mabel mit erstickter Stimme. „Ich fürchte mich nicht, Onkel, und will hierbleiben, bis wir wissen, was aus unserm Freund geworden ist.“

„Das scheint vernünftig, Pfadfinder,“ sagte Cap. „Ein wahrer Seemann verläßt seinen Maaten nicht, und ich freue mich, daß die Süßwasserleute geradeso anständig denken.“

„Ta, ta, ta!“ erwiderte der Führer ungeduldig, das Kanoe in den Fluß schiebend. „Ihr versteht nichts, und darum fürchtet ihr euch nicht. Wenn euch euer Leben lieb ist, so seht zu, daß ihr in die Garnison kommt, und überlaßt den Delaware der Vorsehung. Ach Gott! Der Hirsch, der zu oft zur Lecke geht, trifft schließlich auf den Jäger!“

Siebentes Kapitel



Mabel fühlte, wie ihr Herz höher schlug, als das Kanoe in die Strömung schoß. Die Wolken hatten sich geteilt und die Nacht war ein wenig heller geworden; dennoch war es im Schatten der überhängenden Wälder an den Ufern so dunkel, daß die Boote vor jeder Entdeckung sicher waren. Trotzdem fühlten alle noch immer die Nähe der Gefahr, und selbst Jasper, der bei jedem Laut in den Wäldern für das Mädchen zitterte, warf unruhige Blicke um sich, während sie hinabtrieben. Das Ruder wurde nur wenig und mit äußerster Vorsicht gebraucht, denn bei der tiefen Stille der Stunde und des Orts konnte der geringste Laut sie den Irokesen verraten. Der tiefe Wald, das Dunkel der Nacht, die verborgenen Feinde — noch nie hatte Mabel Dunham in ihrem kurzen Leben einen so aufregenden Augenblick durchgemacht.

„Mabel," sagte Jaspers leise Stimme, da die Kanoes so nahe nebeneinander trieben, daß seine Hand das andere festhalten konnte, „ihr fürchtet euch doch nicht? Verlaßt euch auf uns!"

„Ihr wißt, ich bin die Tochter eines Soldaten und sollte Furcht nicht eingestehen, selbst wenn ich sie hätte."

„Verlaßt euch auf uns alle. Euer Onkel, Pfadfinder, der Delaware, wenn der arme Kerl hier wäre, und ich selber, wir würden eher alles wagen, als euch zu Schaden kommen lassen."

„Ich glaube euch, Jasper," erwiderte das Mädchen, während ihre Hand im Wasser spielte. „Mein Onkel wird immer erst an mich denken, ehe er an sich selber denkt, und ich weiß, daß ihr alle meines Vaters Freunde seid. Aber ich bin nicht so schwach, wie ihr glaubt; obschon ich ein Stadtkind bin und wie die alle dort leicht eine Gefahr sehe, wo keine ist, so könnt ihr doch sicher sein, daß meine Furcht euch bei nichts im Wege sein soll."

„Die Tochter des Sergeanten hat recht, sie ist Thomas Dunhams Kind," warf Pfadfinder ein. „Ja, mein Kind, oft sind euer Vater und ich zusammen auf dem Marsch in den Flanken des Feindes gewesen und in noch viel dunkleren Nächten als diese, und meist wußten wir auch nicht, ob wir nicht im nächsten Augenblick in einen blutigen Hinterhalt fallen würden. Ich war bei ihm, als er an der Schulter verwundet wurde, und er wird euch erzählen, wie wir über den Fluß zurückgekommen sind, um seinen Skalp zu retten."

„Er hat mir's erzählt," sagte Mabel ein wenig lauter als klug war. „In seinen Briefen hat er mir's erzählt, und ich dank euch von Herzen für diesen Dienst. Gott wird's euch gedenken, Pfadfinder, und von mir könnt ihr verlangen, was ihr wollt, für meine Dankbarkeit wird nichts zu viel sein."

„Ja, so seid ihr lieben, gutherzigen Kreaturen. Ich habe solche wie ihr schon gesehen und von andern gehört. Der Sergeant hat mir auch von eurer Mutter erzählt, und wie er um sie geworben, und wie schwer es ging, bis er sie zuletzt bekam."

„Die arme Mutter lebte nicht lange, um ihm zu vergelten," sagte Mabel traurig.

„Ja, ich weiß, der Sergeant hat mir alles erzählt; er ist so viel älter als ich und wir waren so viel beisammen, er sieht mich beinah wie einen Sohn an."

„Vielleicht, Pfadfinder," bemerkte Jasper mit heiserer Stimme, die vergeblich scherzhaft zu klingen suchte, „vielleicht wäre er froh, euch wirklich zum Sohn zu haben!"

„Und wenn's so wäre, Eau-douce, wo wäre die Sünde? Er weiß, was ich auf einer Fährte und als Kundschafter wert bin, und er hat mich oft den Franzern gegenübergesehen. Ich hab mir schon manchmal gedacht, Junge, wir sollten uns alle nach Weibern umsehen; wenn ein Mann so ganz in den Wäldern lebt und immer vor dem Feind oder auf der Jagd ist, da verliert er ja zuletzt alles menschliche Gefühl."

„Nach dem, was ich bis jetzt gesehen," sagte Mabel, „müßte ich sagen, daß die Leute, die in den Wäldern leben, besser sind als die in den Städten und nichts von all den Schlechtigkeiten dort lernen."

„Wer immer vor Gott steht, Mabel, der lernt ihn fühlen. Ich bin auch in der Garnison in die Kirche gegangen und habe als braver Soldat versucht, mitzubeten, denn wenn ich auch kein Handgeld genommen, so fechte ich doch in des Königs Schlachten und diene ihm, und so hab ich auch den Garnisongottesdienst besucht, aber da ist mir nie so feierlich zumut gewesen wie im Wald. Da fühl' ich den Herrn selber über mir, und alles ringsherum ist so frisch und herrlich, wie er es geschaffen, und da gibt's keine

Auslegerei und Streiterei über die Lehre, bei der einem das Gefühl einfriert. Nein nein, die Wälder sind die wahre Kirche, besser als jede andere."

„Ihr redet die Wahrheit, Meister Pfadfinder," sagte Cap, „und alle, die viel in der Einsamkeit leben, wissen es gut. Was ist zum Beispiel der Grund, daß seefahrende Leute im allgemeinen so fromm und gewissenhaft sind in allem, was sie tun, als daß sie so oft allein mit der Vorsehung sind und mit der Schlechtigkeit auf dem Land so wenig zu tun haben! Oft und oft bin ich auf meiner Wache gewesen unter der Linie oder im Südmeer, wenn die Himmelsfeuer die Nächte erhellen, und ich sag euch, meine Herzchen, das ist die Zeit, wo der Mensch auch bei seinen Sünden die Lotleine auswirft. Da hab ich die meinen manchmal abgerasselt, bis die Wanten und Taljereeps meines Gewissens ordentlich knarrten und stöhnten. Darum stimme ich euch zu, Meister Pfadfinder, und sage, wer einen wahrhaft religiösen Mann sucht, der muß auf die See gehen oder in die Wälder."

„Ich dachte immer, Onkel, den Seeleuten werde wenig Gottesfurcht und Ehrbarkeit in den Reden nachgesagt."

„Alles verdammte Lügerei, Mädel! Frag du nur einen Seemann, was seine wirkliche private Meinung von den Landleuten ist, die Pfaffen mit einbegriffen. Da wirst du die Sache von der andern Seite hören. Es gibt gar keine Menschenklasse, die so verschwärzt wird, wie die Seeleute, und einfach deshalb, weil sie nicht zu Hause bleiben und sich nicht verteidigen und die Geistlichkeit bezahlen können. So viel von der Bibel und von der Lehre wissen sie vielleicht nicht wie manche auf dem Land. Aber was das wesentliche Christentum anbetrifft, so schlägt der Seemann den Landmann platt, und ohne eine Hand zu rühren!"

„Ich will das nicht ganz vertreten, Meister Cap," erwiderte Pfadfinder, „aber etwas davon mag schon wahr sein. Ich brauche keinen Donner und Blitz, um mich an Gott zu erinnern, und ich denke gar nicht am meisten an ihn, wenn ich in Sorge und Not bin, sondern am meisten an irgendeinem stillen Tag im Wald, wenn die Vögel singen und die Blätter rauschen. Wie ist's denn mit euch, Eau-douce? Ihr kennt Sturm und Wetter so gut wie Meister Cap, ihr müßt ja wissen, wie's einem da zumut ist."

„Ich bin wohl noch zu jung und unerfahren, um über solch einen Gegenstand zu reden," sagte Jasper bescheiden.

„Aber ihr habt doch euer Gefühl," sagte Mabel rasch. „Ihr könnt doch nicht in so einem Land leben, ohne zu fühlen, daß ihr auf Gott vertrauen müßt!"

„Ich will meine Erziehung nicht so weit verleugnen und sagen, daß ich nicht manchmal daran denke. Aber ich fürchte sehr, es geschieht nicht so oft, als recht wäre."

„Süßwasser!" sagte Cap kurz und verächtlich. „Du kannst von dem jungen Mann nicht allzuviel erwarten, Mabel. Sagt nicht schon euer Name sowas? Wie nennen sie euch doch? Ohdevih?"

„Eau-douce", antwortete Jasper ruhig. „So haben mich die Irokesen genannt zum Unterschied von einigen andern, die einmal auf der See waren und den Eingeborenen die Ohren mit Geschichten von dem großen Salzwasser anstopften."

„Nun, was weiter? Wird das den Wilden schaden? Es wird sie vielleicht noch nicht zivilisieren, aber jedenfalls werden sie dadurch nicht barbarischer werden. Ja doch, Ohdius nennen sie euch, das muß der weiße Branntwein sein, und der taugt nicht viel..."

„Eau-douce bedeutet süßes Wasser, das heißt Wasser, das getrunken werden kann," erwiderte Jasper ein wenig gereizt.

„Wie kann denn Ohdius Wasser bedeuten, wenn Ohdevih Branntwein bedeutet? Das muß wohl hiesiges Französisch sein. Aber in Bordox und in andern französischen Häfen sprechen sie nicht so. Und überhaupt, bei Seeleuten bedeutet Oh*) immer Branntwein und Ohdevih Branntwein von der feinen Sorte. Ich nehme euch eure Unwissenheit nicht übel, junger Mann, sie ist in eurer Lage nur natürlich, und ihr könnt nichts dafür. Wenn ihr mit mir kommt und eine oder zwei Reisen über den Ozean macht, dann wird euch das für den Rest eures Lebens zugute kommen, und Mabel und all die jungen Frauenzimmer an der Küste werden eine bessere Meinung von euch haben, und die Ehre davon wird euch bleiben, wenn ihr so alt werdet wie ein Baum im Wald."

„Jasper fehlt es nicht an Freunden, das kann ich euch versichern," unterbrach ihn der Pfadfinder. „Wenn er die Welt sieht, so wird ihm das gewiß nützlich sein wie jedem andern; aber auch wenn er nie von hier fortgeht, werden wir darum nicht schlechter von ihm denken, und auch die Tochter des Sergeanten hier hält es gewiß nicht für nötig, daß der Junge erst zur See gehe, um ein Mann zu werden, dem man Achtung schuldig ist."

Mabel antwortete nicht darauf, ja, sie wendete sogar das Gesicht nach dem westlichen Ufer, obschon das bei der Dunkelheit gar nicht nötig gewesen wäre. Jasper selbst aber sagte:

„Ich behaupte nicht, daß ich vom Ozean oder von der Navigation etwas verstehe. Wir auf den Seen steuern nach den Sternen und nach dem Kompaß, wir laufen von Landspitze zu Landspitze und haben keine langen Berechnungen nötig. Aber wir können doch auch was, das hab ich oft von Leuten bestätigen gehört, die Jahre auf dem Weltmeer waren. Erstens einmal sind wir immer unter Land und haben es überdies oft genug in Lee, und das, hab ich oft gehört, macht kühne Seeleute. Unsere Stürme sind plötzlich und gefährlich, und wir sind zu allen Stunden gezwungen, Land anzulaufen ..."

„Dafür habt ihr ja eure Senkbleis," unterbrach Cap.

„Die sind zu nicht viel nütze und werden beinah' nie ausgeworfen."

„Also eure Tiefseelote ..."

„Von denen hab ich gehört, aber gesehen hab ich noch keins, muß ich gestehen."

„Zum Teufel, Herr Odius, da hört sich ja alles auf! Ein Kauffahrer ohne Tiefseelot! Ja, Junge, ihr habt auch nicht die Spur von einem Seemann. Wer zum Teufel hat je von einem Seemann gehört, der ohne Tiefseelot fuhr!"

„Ich mache auch gar keinen Anspruch auf besonderes Können, Meister Cap ..."

„Außer beim Schießen über Fälle, Jasper — über Fälle und durch Stromschnellen," kam ihm Pfadfinder zuhilfe. „Darin, Meister Cap, müßt ihr zugeben, hat er einiges Geschick. Nach meinem Erachten muß jedermann nach seinen Gaben geschätzt oder verworfen werden, und wenn Meister Cap in den Oswegofällen nichts taugt, so denk' ich dran, daß er was wert ist, wenn das Land außer Sicht ist, und wenn Jasper auf der hohen See zu nichts nütze sein sollte, so vergeß' ich darum nicht, wie sicher er über die Fälle fährt."

„Aber Jasper würde ja auch auf der hohen See zu was nütze sein," sagte Mabel so energisch, daß ihre Stimme überraschend aus der Stille tönte. „Ich meine, wer hier so viel kann, kann dort nicht unnütz sein, wenn er auch wahrscheinlich nicht so viel von Schiffen versteht wie der Onkel."

„Ja, polstert euch nur gegenseitig auf in eurer Unwissenheit," erwiderte Cap höhnisch. „Wir Seeleute sind auf dem Land immer in der Minderzahl, und so be-

*) Eau.

kommen wir nie unser Recht; aber wenn ihr beschützt sein wollt, dann schreit ihr nach den Seeleuten, davon abgesehen, daß der ganze Handel durch uns geht."

„Aber Onkel, Landsoldaten greifen unsere Küsten nicht an, und so stehen Seeleute immer nur Seeleuten gegenüber."

„Wieder Unwissenheit! Wo sind dann all die Feinde, die hier gelandet haben, Franzosen und Engländer, wenn ich fragen darf?"

„Ja, wahrhaftig, wo sind sie!" rief Pfadfinder. „Das wissen wir in den Wäldern am besten; oft genug bin ich ihrer Marschroute gefolgt, und wißt ihr wonach? Nach ihren bleichenden Gebeinen, und ihre Spur waren Gräber! Generale und Gemeine, liegen sie im Land umhergestreut und zeigen, was dabei herauskommt, wenn die Leute nach einem großen Namen trachten und mehr sein wollen als andere."

„Ich muß sagen, Meister Pfadfinder, ihr sagt manchmal ganz sonderbare Dinge für einen Mann, der von seiner Büchse lebt, der immer Schießpulver riecht, so oft er die Luft einzieht, und vom Bett nur aufsteht, um einen Feind hinzulegen."

„Wenn ihr glaubt, daß ich mein Leben damit verbringe, meinesgleichen nachzustellen, da kennt ihr weder mich noch meine Geschichte. Ein Mann, der in den Wäldern und an der Grenze lebt, muß auf alles gefaßt sein. Mein Beruf ist, für die Armee zu jagen, und das am liebsten in Friedenszeiten, obschon ich meist in besonderen Diensten eines Offiziers stehe, der jetzt verreist ist. Wenn der Feind kommt, muß ich mich ihm stellen wie jeder andere, aber ich bin nicht schuld daran, denn ich bin ein einfacher Jäger und Kundschafter, der keine Macht hat. Blutvergießen und Krieg sind nicht meine wirklichen Gaben, sondern Frieden und Freundschaft. Ja, einen Mingo den betrachte ich allerdings nicht viel anders als eine Schlange oder sonst ein gefährliches Gewürm, das man zertritt, wenn die Gelegenheit kommt."

„Nun, dann hab' ich mich eben geirrt; ich meinte, euer Beruf wäre gerade so kriegerisch wie der eines Schiffskanoniers. Mein Schwager ist Soldat seit seinem sechzehnten Jahr, und er meint, sein Geschäft wäre gerade so anständig wie das eines Seemanns, aber darüber verlohnt es sich mir natürlich nicht, mit ihm zu sprechen."

„Mein Vater hält es für ehrenhaft, Waffen zu tragen," sagte Mabel, „weil schon sein Vater Soldat war."

„Ja, ja," sagte der Führer, „die Gaben des Sergeanten sind für den Krieg, und er sieht die meisten Dinge in der Welt über seinen Gewehrlauf an. Und so glaubt er auch, daß ein Armeegewehr besser sei als eine ordentliche doppelsichtige Jagdbüchse mit langem Rohr. Solche Einbildungen kommen den Leuten von der langen Gewohnheit, und nichts ist bei den Menschen so häufig wie Vorurteile."

„Zu Land — zu Land — ich geb es zu," sagte Cap. „So oft ich von einer Reise zurückkomme, mache ich dieselbe Bemerkung. Als ich das letzte Mal hinkam, da fand ich beinah in ganz York keinen Mann, der die Sachen so ansah wie ich. Jeder Mensch, den ich traf, hatte alle seine Gedanken dem Wind gerade gegenan angebraßt, und wenn er von seinen einseitigen Ansichten ein wenig abfiel, dann war's nur, um gleich wieder zu wenden, und dann lag er gerade so fest auf dem andern Bug!"

„Versteht ihr das, Jasper?" flüsterte Mabel dem jungen Mann zu, der in seinem Kanoe noch immer dicht neben ihr war.

„So groß ist der Unterschied zwischen Salz- und Süßwasser nicht, daß wir einander nicht verstehen könnten."

„Selbst die Religion", fuhr Cap fort, „liegt heut nicht mehr an derselben Stelle vor Anker wie in meinen jungen Tagen. Sie wenden und holen daran wie mit allem andern, und kein Wunder, wenn's dann manchmal schief geht. Alles ändert sich, bis auf den Kompaß, und selbst bei dem gibt's Abweichungen . . ."

Pfadfinder antwortete nicht, sondern winkte den andern Schweigen.

Während dieses wechselnde Gespräch mit leiser Stimme geführt wurde, waren die Kanoes im tiefen Schatten des Westufers langsam die Strömung hinabgetrieben; die Ruder wurden nur gebraucht, um die Richtung zu erhalten. Die Stärke der Strömung wechselte, an manchen Stellen floß das Wasser ganz sanft dahin, während es an andern wohl mit einer Schnelligkeit von drei Meilen in der Stunde hinabflutete. Und in den Engen brauste es mit einer für das unerfahrene Auge erschreckenden Schnelligkeit dahin. Jasper war der Meinung, daß sie in zwei Stunden die Flußmündung erreichen konnten, und beide, er und Pfadfinder, hatten beschlossen, die Kanoes wenigstens eine Zeitlang einfach hinabtreiben zu lassen, bis sie aus dem Bereich unmittelbarster Gefahr gekommen wären. Obwohl die Stille tiefster Einsamkeit um sie herrschte, sprach die Natur doch mit tausend Zungen die beredte Sprache einer Nacht in der Wildnis. Die Luft seufzte durch zehntausend Zweige, das Wasser plätscherte, hie und da donnerte es gegen die Ufer, und manchmal hörten sie einen Zweig oder einen Stamm knarren, der sich an einem andern rieb. Aber alle lebendigen Töne waren verstummt. Einmal nur glaubte der Pfadfinder das Geheul eines fernen Wolfs zu hören, aber er war selbst im Zweifel, ob es nicht bloß Einbildung gewesen. Jetzt aber hatte sein wachsames Ohr jenen eigentümlichen Ton gehört, den das Brechen eines trockenen Zweiges verursacht, und zwar schien er ihm vom Westufer zu kommen. Jeder, der den Urwald kennt, weiß, wie leicht und scharf das Brechen eines Zweiges unter einem Schritt von jedem andern Geräusch des Waldes zu unterscheiden ist.

„Ich höre den Fußtritt eines Menschen am Ufer," sagte Pfadfinder zu Jasper, „sollten die verfluchten Irokesen den Fluß ohne Boot und mit ihren Waffen übersetzt haben?"

„Vielleicht ist's der Delaware. Wenn er's ist, folgt er uns natürlich auf diesem Ufer. Ich will mal näher ans Land und rekognoszieren."

„Geht, Junge. Aber leise, und um keinen Preis wagt euch aufs Ungewisse ans Ufer."

„Ist das klug?" fragte Mabel heftig.

„Sehr unklug, wenn ihr so laut sprecht, schönes Kind! Eure Stimme klingt lieb genug, wenn man so lange nur Männerstimmen gehört hat, aber gerade jetzt müßt ihr sie nicht hören lassen. Im Wald ist Schweigen eine doppelte Tugend. Geht, Jasper, und zeigt, daß ihr klug seid."

Zehn ängstliche Minuten folgten auf Jaspers Verschwinden. So geräuschlos war sein Kanoe davongeglitten, daß die Dunkelheit es verschlungen hatte, ehe Mabel noch recht glaubte, daß Jasper das gefährliche Wagstück unternehmen würde. Das andere Boot glitt indessen weiter, aber niemand sprach, ja, seine Insassen hielten beinahe den Atem an, so gespannt warteten sie auf den leisesten Laut, der vom Ufer kommen konnte. Aber dieselbe feierliche Stille herrschte, und nur das leise Plätschern des Wassers oder das Seufzen der Baumwipfel unterbrach den Schlummer des Waldes. Da plötzlich ward das Knacken getrockneter Zweiger wieder, wenn auch ganz schwach, vernehmbar, und der Pfadfinder glaubte sogar, den Ton erstickter Stimmen zu hören.

4*

„Ich irre mich vielleicht," sagte er, „denn der Kopf bildet sich leicht ein, was das Herz begehrt. Aber das klang wie die leise Stimme des Delaware."

„Ich sehe etwas auf dem Wasser," flüsterte Mabel, die seit Jaspers Verschwinden in die Dunkelheit hinausgestarrt hatte.

„Es ist das Kanoe," erwiderte der Führer mit erleichtertem Herzen. „Alles muß gut stehen, sonst hätten wir den Burschen gehört."

Eine Minute später fluteten die beiden Kanoes wieder Seite an Seite, und sie erkannten Jaspers Gestalt im Hinterteil seines Bootes. Ein zweiter Mann saß vorn, und als sein Gesicht den Augen der andern nahe genug war, erkannten sie den Delaware.

„Chingachgook, mein Bruder!" sagte der Führer in der Sprache des andern, und seine Stimme zitterte. „Häuptling der Mohikaner, mein Herz ist sehr froh! Oft sind wir zusammen in Kampf und Blut gestanden, aber ich fürchtete schon, es sollte nie mehr sein."

„Hugh! Mingos — Squaws! Drei ihrer Skalps hängen an meinem Gürtel. Sie verstehen nicht, die Große Schlange der Delaware zu treffen. Ihre Herzen haben kein Blut, und ihre Gedanken sind auf dem Heimweg über die Wasser des großen Sees."

„Bist du unter ihnen gewesen, Häuptling? Und was ist aus dem Krieger geworden, der im Fluß war?"

„Er ist zum Fisch geworden und liegt auf dem Grund bei den Aalen! Seine Brüder mögen die Angel nach ihm auswerfen. Pfadfinder, ich habe den Feind gezählt und habe ihre Gewehre berührt."

„Ich wußte, er würde so was wagen!" rief der Führer auf englisch. „Der waghalsige Kerl ist unter ihnen gewesen und bringt uns ihre ganze Geschichte."

Leise berichtete ihm der Delaware, was er entdeckt hatte, seit er zuletzt mit dem Feind im Flusse gekämpft. Hiervon teilte Pfadfinder den andern nur so viel mit, als nötig war, um sie zu beruhigen: er sagte ihnen, daß die Irokesen sich von der Verwirrung, in die ihre Verluste sie gestürzt, noch nicht erholt hatten, und daß es gerade Zeit war, sich aufs äußerste anzustrengen, um ihnen zu entgehen.

„Wir werden sie unten an den Klippen finden, daran zweifle ich nicht," fuhr er fort, „und dort wird sich's entscheiden, ob wir an ihnen vorüberkommen oder in ihre Hände fallen. Die Entfernung von dort bis zur Garnison ist so kurz, daß ich schon daran gedacht habe, mit Mabel zu landen und sie auf einem Umweg ins Fort zu bringen."

„Das hat keinen Zweck, Pfadfinder," unterbrach ihn Jasper eifrig, „Mabel kann in einer Nacht, wie diese ist, nicht durch die Wälder steigen. Setzt sie in meinen Kahn, und ich werde sie sicher durch die Schnelle bringen oder selbst mein Leben dabei verlieren."

„Das werdet ihr wohl, Junge, an eurem guten Willen zweifelt niemand. Aber nur Gottes Auge kann euch in einer Nacht wie diese sicher durch die Oswegowirbel bringen."

„Und wer soll sie sicher übers Land in die Garnison führen? Ist die Nacht am Ufer nicht ebenso dunkel wie auf dem Wasser, oder glaubt ihr, ich verstehe mein Geschäft schlechter als ihr das eure?"

„Gut gesagt, Junge. Aber wenn ich meinen Weg im Dunkeln verlieren sollte — und kein Mann kann sagen, daß mir das schon jemals passiert ist — aber wenn es doch passieren sollte, so ist das weiter kein Malheur, als daß wir eine Nacht im Wald verbringen müssen. Aber eine falsche Bewegung mit dem Ruder, eine Wendung des Kanoes, und ihr liegt beide im Wasser, und die Tochter des Sergeanten kommt kaum wieder lebendig heraus."

„Mabel selbst soll entscheiden. Ich bin gewiß, daß sie sich im Kanoe sicherer fühlt."

„Ich habe das größte Vertrauen zu euch beiden," antwortete das Mädchen, „und ich weiß, ihr werdet beide euer Bestes tun. Aber ich gestehe, ich möchte das Kanoe nicht gern verlassen, solange solche Feinde am Ufer sind. Mein Onkel soll entscheiden."

„Ich bin nicht für die Wälder," sagte Cap, „solange wir eine klare Fahrt vor uns haben. Und dann, Meister Pfadfinder, denkt doch an die Haifische, von den Wilden gar nicht zu sprechen."

„Haifische?"

„Haifische, Bären, Wölfe — Haifisch nenne ich alles, was beißen kann und beißen will."

„Lieber Gott, Mensch, habt ihr Angst vor den Geschöpfen, die man im amerikanischen Wald findet? Eine Bergkatze, ja, ist kein ungefährliches Tier, ich geb's zu, aber doch nichts für einen erfahrenen Jäger! Redet von den Mingos und ihren Teufeleien, wenn ihr wollt, aber macht uns keinen Popanz aus Bären und Wölfen!"

„Ja, Meister Pfadfinder, das mag alles ganz gut für euch sein, der ihr jede Kreatur hier herum kennt; Gewohnheit ist alles und macht einen Mann mutig, der sonst scheu genug wäre. Ich habe Seeleute in den tiefen Breiten gekannt, die schwammen stundenlang zwischen fünfzehn und zwanzig Fuß langen Haifischen, ohne sich mehr um sie zu kümmern, als ein Bauer sich um die Hunde und Katzen kümmert, wenn er Sonntags aus der Kirche kommt."

„Das ist doch merkwürdig," rief Jasper, der jenen wichtigen Teil seines Handwerks noch nicht erlernt hatte, der im Bärenaufbinden besteht, „ich habe doch immer gehört, daß es sicherer Tod wäre, sich ins Wasser zu wagen, wenn Haifische darin sind."

„Ja, ich vergaß zu sagen, daß die Burschen immer schwere Gangspillspeichen oder eisenbeschlagene Handspeichen, wie sie die Kanoniere haben, oder Kuhfüße mit sich nahmen, um den Tieren eins über die Nase zu geben, wenn sie etwa lästig wurden. Nee, aber Bären und Wölfe, die mag ich nicht; ein Walfisch ja, ein Walfisch ist für mich nichts anderes als wie ein marinierter Hering, aber Wölfe, da dank ich. Mabel und ich, wir bleiben lieber im Kanoe."

„Dann täte Mabel besser, zu mir herüber zu kommen," sagte Jasper, „mein Kanoe ist leer, und selbst Pfadfinder wird zugeben, daß mein Aug' auf dem Wasser sicherer ist als seins."

„Gern, Junge. Das Wasser gehört zu euren Gaben. Die Tochter des Sergeanten ist in eurem Kanoe sicherer als in meinem, und obschon ich sie gern in der Nähe behielte, so mein' ich's doch zu gut mit ihr, um ihr nicht ehrlichen Rat zu geben. Bringt euer Kanoe dicht heran, Jasper, und ich will euch einen kostbaren Schatz übergeben."

„Das ist er, jawohl," erwiderte der junge Mann, ohne einen Augenblick zu verlieren; Mabel stieg ins andere Boot hinüber und ließ sich auf den Gepäckstücken darin nieder. Dann trennten sich die beiden Kanoes auf eine kurze Distanz, und die Ruder wurden vorsichtig und geräuschlos eingesetzt. Alle wußten, daß es jetzt ernst wurde; das Gespräch hörte auf; sie konnten nicht zweifeln, daß ihre Feinde alles daransetzen würden, noch vor ihnen die Stromenge zu erreichen, ja, Pfadfinder war überzeugt, daß sie bereits an beiden Ufern lauerten, um sie beim Landen anzugreifen, denn die Irokesen würden sicher nicht glauben, daß irgend jemand in solcher Dunkelheit die Wirbel zu passieren versuchen würde. Gerade davon versprach er sich den Erfolg. Alles hing natürlich von der Geschicklichkeit der Bootführer ab; wenn eins der Kanoes an einen Felsen stieß,

mußte es, wenn nicht zerschellen, so doch mindestens umschlagen, und dann bestand für alle die Gefahr, zu ertrinken oder in die Hände der Verfolger zu fallen.

Das Brüllen der Wasser wurde nun deutlich hörbar, und Cap mußte seine ganze Festigkeit zusammennehmen, um auf seinem Sitz zu bleiben. Die Dunkelheit war so groß, daß sie kaum die Umrisse des bewaldeten Ufers erkennen konnten; die Fälle standen ihm noch in lebhafter Erinnerung, und in seiner Phantasie schwollen die Gefahren der Stromschnellen an und wurden ebenso groß wie die des wilden Absturzes, über den er oben heruntergesaust war, und das war beim hellen Licht des Tages gewesen, während nun die Finsternis hinzukam. Auch Mabel fühlte Angst; aber ihr war die ganze Lage so neu, und ihr Vertrauen zu dem Führer war so groß, daß sie ruhiger blieb, als wenn sie die Gefahr genauer gekannt hätte.

„Ist es dort?" fragte sie Jasper, als das Tosen schon nahe an ihr Ohr schlug.

„Ja, da sind wir, und ich bitte euch, vertraut mir. Wir kennen uns noch nicht lange, Mabel, aber in der Wildnis gilt ein Tag für viele, und mir ist's, als würde ich euch schon seit Jahren kennen."

„Und ich fühle gar nicht, als ob ihr ein Fremder wäret, Jasper. Ich habe das größte Vertrauen zu eurer Geschicklichkeit, und ich weiß, daß ihr mir gern helfen wollt."

Im nächsten Augenblick hatte die rasche Strömung sie ergriffen, und durch drei oder vier Minuten sah das mehr betäubte als geängstete Mädchen nichts als weißen, sprühenden Schaum um sich und hörte nichts als das Brüllen des Wassers. Zwanzigmal schien das Kanoe gegen irgendeine hochaufgebäumte Woge schlagen zu wollen, die selbst in dieser Finsternis sichtbar war, und ebenso oft glitt es, von dem kräftigen Arm des Ruderers getrieben, an ihr vorüber. Nur einmal schien Jasper die Herrschaft über das gebrechliche Fahrzeug zu verlieren, und der Wirbel drehte es blitzschnell herum; aber mit einer verzweifelten Anstrengung ward er seiner wieder Herr, gelangte in den schon verlassenen Kanal zurück, und jetzt trieb es ruhig im tiefen Wasser unter den Schnellen, sicher vor jeder Gefahr und ohne daß auch nur so viel Wasser ins Boot gedrungen wäre, als zu einem Trunk genügt hätte.

„Alles ist überstanden, Mabel," rief der junge Mann freudig, „die Gefahr ist vorüber und noch heute nacht seid ihr bei eurem Vater."

„Gott sei gepriesen! Jasper, euch danken wir dieses Glück!"

„Der Pfadfinder kann seinen vollen Anteil fordern, aber wo ist das andere Kanoe?"

„Ich sehe da etwas auf dem Wasser, ist das nicht das Boot?"

Ein paar Ruderschläge brachten sie dahin: es war das andere Kanoe, leer, und mit dem Boden nach aufwärts. Jasper begann sofort nach den Schwimmenden zu suchen, und zu seiner großen Freude fanden sie Cap bald, die Strömung hinabtreibend, denn der alte Seemann zog die Gefahr des Ertrinkens der des Landens unter den Wilden vor. Nicht ohne Mühe ward er in das Kanoe gezogen, und dann suchten sie nicht weiter; denn Jasper war überzeugt, der Pfadfinder würde in dem seichten Wasser ans Land waten, ehe er sein geliebtes Gewehr im Stich ließ.

Von da an war die Fahrt nur kurz, obschon sie sie in Dunkelheit und in ängstlicher Sorge zurücklegten. Jetzt wurde ein dumpfes Brüllen hörbar, das bald einem fernen Donner glich und bald wieder dem Plätschern der Wasser. Jasper sagte ihnen, daß es die Brandung des Sees war, die sie hörten. Niedrige gekrümmte Landzungen lagen vor ihnen, und jetzt glitt das Kanoe in eine Bucht und schoß geräuschlos auf den kiesigen Strand.

Was nun geschah, vollzog sich so schnell, und die Veränderung war so groß, daß Mabel kaum wußte, was mit ihr vorging. Sie kam an Schildwachen vorüber, ein Tor wurde geöffnet, und das aufgeregte Mädchen lag in den Armen eines älteren Mannes, der ihr fast ein Fremder geworden war.

Achtes Kapitel

Die Ruhe nach großer Ermattung im Gefühl neuer Sicherheit pflegt süß und tief zu sein. Die Trommeln hatten längst die Garnison geweckt und zur Morgenparade versammelt, ehe Mabel sich von ihrem einfachen Lager erhob. Der Sergeant hatte bereits einen guten Teil seiner Geschäfte erledigt und begann ans Frühstück zu denken, als seine Tochter ihr Zimmer verließ und dankbar, entzückt und verwirrt von der Neuheit aller Dinge um sie her, in die frische Morgenluft hinaustrat.

Oswego war damals einer der äußersten Grenzposten der britischen Besitzungen. Es war vor noch nicht langer Zeit besetzt worden, und die Garnison bestand aus einem Bataillon eines ursprünglich schottischen Regiments, in das jedoch neuerdings, seit seiner Ankunft auf unserm Kontinent, auch viele Amerikaner eingetreten waren — und so hatte auch Mabels Vater die zwar nicht sehr hohe, aber verantwortungsreiche Stellung des ältesten Sergeanten darin erreicht. Auch einige der jüngeren Offiziere waren Eingeborene der Kolonien. Das Fort selbst war gleich den meisten seiner Art besser geeignet, einem Angriff der Wilden zu widerstehen als eine regelmäßige Belagerung auszuhalten; doch machte die große Schwierigkeit, schwere Geschütze und Maschinen zu transportieren, eine solche so wenig wahrscheinlich, daß die Ingenieure, die die Festung erbaut hatten, sie wohl kaum in Rechnung gezogen hatten. Um Basteien aus Erde und Holzblöcken zog sich ein trockener Graben und eine Palisade, an die sich ein ziemlich ausgedehnter Exerzierplatz schloß, dahinter befanden sich Blockhütten, die zugleich als Baracken und Befestigungen dienten. Einige leichte Feldgeschütze standen im Innern des Forts, die leicht überall hintransportiert werden konnten, wo man sie benötigte, und eine oder zwei schwere eiserne Kanonen blickten drohend von den vorspringenden Winkeln der Festung.

Sowie Mabel ins Freie trat, sah sie sich am Fuß einer Bastei, die einladend vor ihr lag. Sie trippelte den grasbewachsenen Weg empor, und nun konnte das frohe leichtfüßige Mädchen die neue Gegend überschauen, in die sie verschlagen war.

Gegen Süden lag der Wald, durch den sie so viele lange Tage gereist war und der so voll von Gefahren gewesen. Ein offner Landstreifen, der schon vor Beginn des Baues abgeholzt worden war, zog sich zwischen der Palisade und seinem Rande hin. Dieses Glacis mochte etwa hundert Joch Erde bedecken; mit ihm aber hörte jedes Zeichen von Kultur auf; alles, was jenseits lag, war weiter, dichter, endloser Wald mit seinen verborgenen, glasigen Seen, seinen dunklen, rollenden Strömen, und der lebendigen Welt, die er barg.

Eine frische Brise streifte ihre Wangen, sie wendete sich um, und mit einem leichten Freudenschrei trank sie die Schönheit des Anblicks, der sich ihr bot. Nord und Ost und West, die ganze Hälfte des Landes, das sie überschaute, bedeckte eine weite, wogende Wasserfläche. Ihre Farbe war weder jenes gläserne Grün, das den amerikanischen Gewässern meist eigentümlich ist, noch das tiefe Blau des Ozeans; sie schien vielmehr eine leichte, beinahe durchsichtige Ambrafarbe zu sein. Nirgends war Land zu erblicken, außer der benachbarten Küste, die sich mit weiten Buchten und niederen Landspitzen nach rechts und links dunkel bewaldet hinzog. An vielen Stellen stiegen Felsen empor, in deren Höhlen die trägen Wasser gelegentlich hineinrollten mit einem dumpfen Ton, der gleich einem fernen Kanonenschuß tönte. Kein Segel war auf der weiten Fläche zu erblicken, kein Wal, kein anderer Fisch spielte auf ihr, der längste und schärfste Blick entdeckte kein Zeichen des Lebens auf den Wassern. Auf der einen Seite war alles endloser Wald, auf der andern endloses Wasser. Als hätte die Natur selbst hier durch Massenwirkung einen großartigen künstlerischen Gegensatz erreichen wollen und alle Details beiseite gelassen: von dem weiten Laubteppich wendete das Auge sich zu dem noch weiteren Wasser und kehrte von den sanften, endlosen Wellen des Sees zur tiefen Ruhe der Wälder zurück.

Mabel Dunham war ein einfaches, warmherziges, gänzlich unverbildetes Geschöpf. Wenige ihres Geschlechts erhielten damals, und vor allem in Amerika, mehr als den einfachsten Unterricht. Dennoch hatte sie eine bessere Erziehung erhalten und immerhin mehr gelernt, als bei jungen Mädchen ihres Standes sonst üblich war. Die Witwe eines Offiziers des Regiments hatte das Kind nach dem Tode der Mutter in ihre Obhut genommen, hatte sie mehr als eine Hausgenossin denn als Dienstboten behandelt, und so hatte sie sich in Geschmack, Anschauungen, Kleidung und Sprache über ihren Stand hinaus entwickelt, ohne geradezu das geworden zu sein, was man eine „Dame" nennt.

„Wie schön!" rief sie jetzt unwillkürlich laut aus, als sie auf der einsamen Bastei stand und in Geist und Körper den belebenden Einfluß der frischen Seeluft fühlte.

Ein Finger berührte ihre Schulter, sie wendete sich um und dachte ihren Vater zu sehen, aber Pfadfinder stand vor ihr. Er lehnte ruhig an seiner langen Büchse und lachte still, während er mit dem ausgestreckten Arm über Land und Wasser wies.

„Hier habt ihr unsere beiden Herrschaften," sagte er, „Jaspers und die meine. Der See gehört ihm, die Wälder mir. Der Junge rühmt sich manchmal, wie breit seine Herrschaft sei, aber meine Bäume reichen noch weiter als all sein Wasser. Aber nun, Mabel, ihr taugt für beide gleich gut, denn ich sehe, daß weder die Furcht vor den Mingos, noch die Nachtmärsche und gefährlichen Wasserfahrten eurem hübschen Gesicht Schaden tun."

„Das ist ja eine neue Rolle für den Pfadfinder: Komplimente machen. Hält er mich für so dumm?"

„Nicht dumm, Mabel, gewiß nicht. Die Tochter des Sergeanten müßte ihrem Vater wenig gleichen, wenn sie irgend etwas sagte oder täte, was ein ehrlicher Mann dumm nennen könnte."

„Dann muß sie sich auch in acht nehmen und solchen falschen Schmeichelworten nicht zu viel glauben. Aber, Pfadfinder, ich freue mich, euch wieder hier zu sehen; Jasper schien wohl nicht sehr besorgt, aber ich fürchtete doch, daß euch und eurem Freund in diesem schrecklichen Wasser etwas zugestoßen sein könnte."

„Der Junge kennt uns; er wußte, wir würden schon nicht ertrinken; das gehört nicht zu meinen Gaben. Schwimmen wär' wohl schwer gewesen mit einem langen Jagd-

gewehr in der Hand, und Wildtod und ich sind zu lang beisammen gewesen, als daß wir uns so leicht trennten. Nein, wir wateten eben ans Land, denn die Wasser sind dort fast überall seicht genug, und kamen mit unsern Waffen wieder heraus. Wir mußten uns natürlich Zeit lassen wegen der Irokesen, aber sobald die Halunken die Lichter sahen, die der Sergeant zu eurem Kanoe herabschickte, rückten sie aus, und das wußten wir. So hieß es denn nur, eine Stunde geduldig im Finstern auf dem Felsen sitzen, und dann war alle Gefahr vorüber. Geduld ist für einen Waldmann die größte Tugend."

„Ich freue mich, ich freue mich; denn so müd' ich war, die Sorge um euch ließ mich kaum einschlafen."

„Gott segne euer liebes kleines Herz, Mabel! Aber so seid ihr ja, ihr lieben Dinger. Ich war meinesteils recht froh, als ich die Laternen ans Wasser herabkommen sah, denn da wußte ich, daß ihr in Sicherheit wart. Wir Jäger und Führer sind rauhe Kerle, aber wir haben unsere Gefühle so gut wie ein General. Jasper und ich, wir wären beide eher gestorben, ehe wir euch ein Leides hätten geschehen lassen."

„Ich dank euch für alles, Pfadfinder, vom Grunde meines Herzens, und auch mein Vater soll's wissen. Ich hab ihm viel erzählt, aber noch nicht alles."

„Still, Mabel, der Sergeant kennt die Wälder und weiß auch, wie anständige Männer, weiß oder rot, sich aufführen. Ihm braucht ihr nichts zu erzählen. Nun habt ihr euren Vater wiedergesehen, ein ehrlicher, alter Soldat ist er, nicht wahr?"

„Ja, Gott sei Dank, ich hab ihn wiedergesehen! Ihr kennt ihn ja schon so lange, Pfadfinder."

„Ja, was die Leute lange nennen. Ich war zwölf Jahre, als mich der Sergeant zum erstenmal zum Kundschaften mitnahm, und das ist nun an dreißig Jahre her. Und seitdem sind wir genug zusammengewesen . . ."

„Ja, ich weiß, ich weiß auch, daß ihr ihm einmal das Leben gerettet habt, daß ich ohne euch keinen Vater mehr hätte . . ."

„Nee, soviel kann man nicht sagen. Seinen Skalp hab ich wohl gerettet, aber ein Mann kann auch ohne Skalp leben. Jasper, ja, der kann das von euch sagen, denn ohne sein Aug' und seinen Arm wäre das Kanoe in der letzten Nacht niemals durch die Schnellen gekommen. Der Junge hat eben die Gaben fürs Wasser. Er ist dort in der Bucht, sieht nach den Kanoes, will auch wohl ein Auge auf sein geliebtes kleines Fahrzeug werfen. Ich für meine Person kenne keinen netteren Jungen in dieser Gegend als Jasper Western."

Nun erst blickte Mabel gerade über den Wall hinab und erblickte den Vordergrund des weiten Bildes. Der Oswego rollte seine dunklen Wasser zwischen steilen Ufern in den See, und zwar war das Ostufer mächtiger und sprang weiter nach Norden vor als das Westufer. Das Fort lag am Westufer, und unter ihm standen einige Blockhütten, die der Verteidigung des Platzes keinen Abbruch tun konnten und zu Magazinen für solche Güter bestimmt waren, die nach den verschiedenen Häfen des Ontario weiter verschickt werden sollten. Zwei niedrige, kiesbedeckte Landspitzen waren mit erstaunlicher Regelmäßigkeit durch die Gegenwirkung der Nordwinde und der Strömung gebildet worden, und hierdurch waren noch innerhalb des Flußbereiches zwei Buchten entstanden. Die westliche reichte tiefer ins Land und bildete einen malerischen kleinen Hafen für das Fort.

Verschiedene Kähne, Boote und Kanoes waren auf den Strand gezogen, und in der Bucht selbst lag Jaspers kleines Fahrzeug. Es hatte die Takelung eines Kutters, mochte

etwa vierzig Tonnen Gewicht haben und war so zierlich gebaut und gestrichen, daß es einem kleinen Kriegsschiff glich, obschon es absolut keinen Gefechtsraum auf dem Deck hatte; Spieren, Tauwerk, alles war so nett und so praktisch angeordnet, daß selbst Mabel sofort erkannte, daß es ein tüchtiges und schmuckes Fahrzeug sein mußte. Der Schiffskörper war meisterhaft gebaut; ein äußerst geschickter Zimmermann hatte die Zeichnungen und Entwürfe dazu auf den ausdrücklichen Wunsch des Offiziers, der es hatte bauen lassen, aus England geschickt; der Anstrich war sauber, dunkel und in Kriegsfarbe, und die lange, peitschenartige Flagge, die es trug, verriet sofort, daß das Schifflein Eigentum des Königs war. Sein Name war der „Scud".

„Also das ist Jaspers Schiff," sagte Mabel. „Gibt es noch viel andere Fahrzeuge auf dem See?"

„Die Franzosen haben drei; eines soll ein wirkliches Schiff sein, wie sie auf dem Meer fahren, eins eine Brigg und das dritte ein Kutter wie der Scud hier, der in ihrer Sprache das Eichhörnchen heißt und einen natürlichen Haß auf unser hübsches kleines Boot da zu haben scheint, denn Jasper ist selten draußen, ohne daß die Eichkatz gleich auf seinen Fersen ist."

„Ist Jasper der Mann, der vor den Franzosen davonläuft, wenn's auch ein Eichhörnchen ist, und noch dazu ein Wassereichhorn?"

„Was soll die Courage nützen, wenn man nichts damit ausrichten kann! Jasper ist ein tapferer Junge, das weiß die ganze Grenze, aber er hat keine Kanone außer einer kleinen Haubitz, und seine Mannschaft besteht nur aus zwei Mann und einem Jungen. Ich war mit ihm auf einer seiner Streiffahrten draußen, und der Junge war waghalsig genug: er brachte uns so nahe an den Feind, daß die Flinten zu reden begannen, aber die Franzer führen Kanonen und Stückpforten und zeigen sich nie weiter weg von Frontenac, ohne mindestens zwanzig Mann im Kutter zu haben außer der Mannschaft. Nein, nein, der Scud ist fürs Fliegen gebaut worden, und der Major sagt, er will ihn nicht zum Raufen verführen, indem er Leute und Waffen hineinsetzt, sonst nimmt der Jasper ihn beim Wort und bekömmt die Flügel geschnitten. Ich versteh' von diesen Dingen nicht viel, denn meine Gaben liegen wo anders, aber ich sehe den Sinn davon schon ein, während Jasper ihn nicht einsieht."

„Ah, da kommt mein Onkel und will sich den Binnensee ansehen. Das Bad gestern nacht hat ihm offenbar nicht geschadet."

In der Tat erschien Cap, der seine Ankunft bereits durch vielfaches Brummen und Räuspern kundgegeben hatte, jetzt auf der Bastei, nickte seiner Nichte und ihrem Begleiter zu und betrachtete bedächtig die Wasserfläche vor ihm. Um das bequemer tun zu können, stieg er auf eine der alten Eisenkanonen, verschränkte die Arme über der Brust und schaukelte hin und her, als fühlte er die Bewegung eines Schiffes unter den Füßen. Im Mund hielt er eine kurze Pfeife. Immer verächtlicher wurde sein Ausdruck; aber Pfadfinder bemerkte das nicht und unschuldig fragte er: „Nun, Meister Cap, ist das nicht ein schönes Wasser, und kann man's nicht ein Meer nennen?"

„Das ist also euer See?" fragte Cap, mit der Pfeife im Mund nach Norden weisend. „Das ist der See, von dem ihr so viel Redens gemacht habt?"

„Gewiß, und meines Erachtens ist das ein feiner See."

„Genau wie ich mir's dachte. Groß wie ein Teich und schmeckt wie das Wasser aus einer Holztonne. Wer was Ausgewachsenes, etwas, das Nutz und Schick hat, finden will, der soll eben nicht über Land reisen. Hab's ja gewußt."

„Wie, Meister Cap, ist euch der Ontario nicht groß und schön genug?"

„Das nennt ihr groß?" fragte Cap, wieder mit der Pfeife im Mund einen Halbkreis durch die Luft beschreibend. „Ich frag euch nur, wo ist das Große dabei? Sagte nicht Jasper selbst, daß es von einem Ufer zum andern nicht weiter als zwanzig Meilen sei?"

„Aber Onkel," unterbrach Mabel, „man sieht doch nirgends Land außer unserer Küste? Ich finde, es sieht ganz wie das Meer aus."

„Das Stückchen Teich wie das Meer! Ein Mädel, das wirkliche Seeleute in der Familie hat, sollte keinen solchen Unsinn sprechen. Wo, ich bitte dich, ist da etwas, das auch nur an die See erinnert!"

„Nun, so weit das Auge sehen kann, ist Wasser, Wasser, nichts als Wasser, Meilen und Meilen weit."

„Wasser, Wasser, nichts als Wasser, Meilen und Meilen weit war auch auf den Flüssen, über die wir herkanoet sind. Hm?"

„Ja, Onkel, aber die Flüsse haben Ufer und sind eng, und rundherum sind Bäume—"

„Na, ist das etwa kein Ufer? Und sind da nicht Tausende von Bäumen rundherum?"

„Aber Onkel, wir können doch nicht über den See sehen, und über einen Fluß kann man sehen."

„Da irrst du mal sehr, Magnet. Sind der Amazonenstrom und der Orinoko und der Laplata keine Flüsse? Und doch kann man nicht über sie sehen. Hört mal, Pfadfinder, ich bezweifle sehr, daß dieser Wasserstreifen überhaupt ein See ist, ich vermute, es ist nur ein Fluß. Das hab ich schon heraus, daß ihr Waldleute in der Geographie nicht sehr stark seid."

„Da irrt ihr euch, Meister Cap. Ein Fluß, und zwar ein prächtiger Fluß, ist an jedem Ende; aber das ist der alte Ontario, und einen besseren See wird man schwer finden."

„Onkel, wenn wir in Rockaway am Strand stünden, was würden wir mehr sehen? Ein Ufer auf einer Seite und Bäume und auf der andern Wasser, gerade wie hier."

„Das ist ja schon Verdrehtheit, Magnet! Junge Mädchen sollten nicht so starrsinnig sein! An den Küsten des Ozeans liegen Städte und Schlösser und Klöster und Leuchttürme, ja, vor allem Leuchttürme; — von alledem ist hier nichts zu sehen. Meister Pfadfinder, einen Ozean, an dem's keine Leuchttürme gibt, gibt's nicht. Wo habt ihr hier auch nur ein Leuchtfeuer? Und Magnet, wie kannst du nur sagen, daß dieses Wasser wie Meerwasser aussieht! Ich wette drauf, daß es in eurem ganzen See nicht einmal einen Walfisch gibt, Meister Pfadfinder."

„Gehört hab ich wohl nie davon, das gesteh ich, aber ich kenne die Wassertiere nicht, ausgenommen die Fische in Bächen und Flüssen."

„Auch keine Nordkaper und nicht einmal einen Braunfisch, nicht einmal einen armseligen Hai habt ihr hier!"

„Ich kann das alles nicht sagen, Meister Cap, meine Gaben liegen wo anders."

„Keinen Hering, keinen Albatros, keinen Flugfisch," fuhr Cap fort, die Augen auf das Gesicht des Führers geheftet, um zu sehen, was er ihm bieten und wie weit er gehen dürfte; „ihr habt wohl nicht einmal einen Fisch hier, der fliegen kann?"

„Einen Fisch, der fliegen kann? Meister Cap, Meister Cap — ihr müßt nicht glauben, daß, weil wir nur einfache Grenzleute sind, wir nichts von der Natur verstehen und was in der Natur möglich ist. Ich weiß wohl, daß es Eichhörnchen gibt, die fliegen können . ."

„Eichhörnchen, die fliegen? Der Teufel, Meister Pfadfinder, glaubt ihr, ihr habt einen Jungen auf der ersten Reise vor euch?“

„Ich weiß nichts über eure Reisen, Meister Cap; ich vermute wohl, daß ihr viele gemacht habt, aber die Natur der Wälder kenn ich, und was ich gesehen habe, kann ich auch sagen und fürchte mich nicht.“

„Ihr wollt mich wirklich glauben machen, daß ihr ein Eichhörnchen fliegen gesehen habt?“

„Wenn ihr an die Macht Gottes glauben wollt, Meister Cap, so tut ihr besser, das zu glauben und noch viel anderes, denn es ist ganz sicher wahr!“

„Und doch, Pfadfinder,“ sagte Mabel mit ihrem hübschesten Gesicht, „wollt ihr, der ihr so schön von der Macht Gottes redet, nicht glauben, daß ein Fisch fliegen kann!“

„Das hab ich nicht gesagt, das hab ich nicht gesagt! Und wenn Meister Cap die Sache ernsthaft bezeugen will, so unwahrscheinlich sie ist, so will ich zu glauben versuchen, daß es wahr ist. Jeder Mensch ist verpflichtet, an die Allmacht Gottes zu glauben, wie schwer es auch sein mag.“

„Warum soll mein Fisch nicht gerade so gut Flügel haben, wie euer Eichhörnchen?“ fragte Cap. „Daß Fische fliegen, ist ebenso wahr, wie's vernünftig ist.“

„Nein, das ist es nicht; darum wird's einem ja so schwer, die Geschichte zu glauben,“ erwiderte der Führer. „Es scheint doch ganz unvernünftig, einem Tier Flügel zu geben, das im Wasser lebt und sie gar nicht gebrauchen kann.“

„Ja, glaubt ihr, die Fische sind solche Esel, daß sie unterm Wasser herumfliegen?“

„Ich weiß überhaupt nichts davon; aber daß ein Fisch in der Luft herumfliegen sollte, das scheint mir noch verkehrter und naturwidriger, als daß er in seinem eigenen Element fliegt.“

„Siehst du, Magnet, das kommt von verdrehten Ideen! Die Fische fliegen aus dem Wasser heraus, um ihren Feinden im Wasser zu entkommen, da habt ihr die Sache und auch den Grund dafür.“

„Dann wird's wohl wahr sein,“ sagte der Führer ruhig. „Wie weit fliegen sie?“

„Nicht gerade so weit wie die Tauben, aber doch weit genug, daß man die Strecke ein offenes Wasser nennen kann. Und was eure Eichhörnchen angeht, so wollen wir nicht weiter von ihnen reden, denn ihr habt sie wohl nur aufgebracht, um das Gewicht zugunsten der Wälder auszugleichen. Aber was ist das da, was da unten vor Anker liegt?“

„Das ist Jaspers Kutter, Onkel,“ sagte Mabel rasch. „Ist es nicht ein hübsches Fahrzeug? Es heißt auch der Scud.“

„Ja, für einen See wird's wohl ganz gut sein, aber viel ist nicht dran. Der Bursch hat ja ein stehendes Bugspriet; wer hat jemals einen Kutter mit einem stehenden Bugspriet gesehen?“

„Ja, vielleicht wird das eben auf dem See seinen guten Grund haben, Onkel.“

„Ja, wahrscheinlich. Man muß sich immer vor Augen halten, daß das nicht das Meer ist, wenn's auch so aussieht.“

„Ah, Onkel, also sieht der Ontario wie das Meer aus!“

„In euren Augen, meine ich, nicht in den meinigen. Mich könntet ihr in der finstersten Nacht in dem kleinsten Kanoe mitten in den Teich setzen, und ich würde euch sofort sagen, daß es nur ein See ist. Ja, mein Schiff, die Dorothee, würde es grad so rasch herausfinden. Keine sechs Gänge würde die Brigg hier machen, ehe sie den Unterschied zwischen

dem Ontario und dem Atlantischen Ozean heraus hat. Einmal bracht ich sie in eine große südamerikanische Bai, und sie benahm sich wie ein Tölpel in der Kirchentür, wenn alle Leute hinausdrängen. Also Jasper führt das Boot? Ich muß mit dem Burschen einmal kreuzen, anstandshalber. Man soll nicht sagen, daß ich an dem Teich gewesen und nicht einmal drauf spazieren gefahren bin."

„Nun, da braucht ihr nicht lange zu warten," erwiderte Pfadfinder, „denn der Sergeant wird sich demnächst mit einer Abteilung einschiffen, um einen Posten auf den tausend Inseln abzulösen. Ich hörte, daß Mabel mitgehen soll, und da habt ihr gleich Gesellschaft."

„Ist das wahr, Magnet?"

„Ich glaube, Onkel," erwiderte das Mädchen, und eine kaum merkliche Röte färbte ihre Wangen. „Ich habe noch so wenig mit dem Vater reden können, daß ich nicht ganz gewiß bin. Aber da kommt er, und ihr könnt ihn selber fragen."

Trotz seines geringen Ranges lag etwas im Wesen und in der Haltung des Sergeanten Dunham, das Respekt einflößte. Er war von imponierender Größe, von ernstem, schwermütigem Charakter, äußerst korrekt und präzis im Denken und Tun, und selbst Cap wagte nicht, sich dem alten Soldaten gegenüber die gleichen Freiheiten herauszunehmen wie andern Landbewohnern. Oft war bemerkt worden, daß Duncan von Lundie, der schottische Edelmann, der das Fort befehligte, dem Sergeanten Dunham mehr wirkliche Achtung erwies als den meisten seiner Subalternoffiziere. Wohl hoffte der Sergeant nicht mehr, einen höheren Rang zu erreichen, aber er hatte Selbstachtung genug, um andern Achtung einzuflößen, und die langjährige Gewohnheit, zu befehlen und die Soldaten in einer gewissen Distanz zu halten, hatte seinem ganzen Auftreten den Stempel aufgedrückt. Die Hauptleute behandelten ihn freundlich und mehr wie einen alten Kameraden, die Leutnants wagten selten, in militärischen Dingen eine andere Meinung zu haben als er, und die Fähnriche benahmen sich beinahe unterwürfig gegen ihn. Nur ein einziger Mann auf der Grenze, der nicht zu den Herren gehörte, behandelte den Sergeanten als seinesgleichen, und das war Pfadfinder.

Das Gespräch hatte sogleich aufgehört, als er mit gemessenem Schritt und militärisch grüßend herankam.

„Guten Morgen, Bruder Cap," sagte er, „die Pflicht hat mich scheinbar euch und Mabel vergessen lassen; aber nun haben wir eine oder zwei freie Stunden vor uns und können Bekanntschaft machen. Findet ihr nicht, Bruder, daß das Mädchen unserer armen Seligen sehr ähnlich sieht?"

„Mabel ist das Abbild ihrer Mutter, das hab ich immer gesagt, wenn sie auch etwas von eurer festeren Gestalt hat, obschon, was das betrifft, die Caps auch immer eine ganz kräftige Rasse waren."

Mabel warf einen schüchternen Blick auf das ernste, strenge Gesicht ihres Vaters. Sie sah, daß es unter dem steifen Ausdruck zuckte, und am liebsten hätte sie sich an seine Brust geworfen und ausgeweint. Aber er war äußerlich so viel kälter und förmlicher, als sie erwartet hatte, daß sie selbst allein mit ihm das nie gewagt hätte.

„Ihr habt eine lange und mühsame Reise für mich gemacht, Bruder, wir wollen trachten, es euch bequem zu machen, solange ihr unter uns bleibt."

„Ich höre ja, ihr werdet Befehl erhalten, den Anker zu lichten, Sergeant, und nach einer Gegend zu segeln, in der es tausend Inseln geben soll."

„Pfadfinder, habt ihr euch verplaudert?"

„Nein, Sergeant, durchaus nicht, aber es schien mir nicht nötig, die Sache vor eurem eignen Fleisch und Blut geheimzuhalten."

„Von allen militärischen Bewegungen soll kein unnötiges Wort gesprochen werden," erwiderte der Sergeant, und er klopfte dem Führer mit freundlichem Vorwurf auf die Schulter. „Ihr seid doch lange genug vor den Franzosen gestanden, um zu wissen, wie nötig hier Schweigen ist. Aber macht nichts, es wäre doch bald bekannt geworden, und jetzt können wir's jedenfalls nicht mehr geheimhalten. Wir werden demnächst einen Posten am See ablösen, wenn ich auch nicht sage, daß es gerade bei den tausend Inseln ist. Und vielleicht gehe ich selber mit; dann denk ich, nehm ich Mabel mit, um mir die Suppe zu kochen, und wenn ihr euch mit Soldatenkost zufrieden gebt, könnt ihr auch für einen Monat oder etwas drüber mit uns bleiben, Bruder."

„Das kommt auf die Marschroute an, Wälder und Sümpfe mag ich nicht."

„Wir werden im Scud segeln, und die ganze Sache wird einem, der ans Wasser gewöhnt ist, wohl gefallen, denk ich."

„Ich bin Salzwasser gewöhnt, aber nicht Seewasser. Aber wenn ihr niemanden habt, der das Kutterchen in die Hand nimmt, so habe ich natürlich nichts dagegen, es für euch zu machen, obschon ich die ganze Geschichte als ebensoviel verlorene Zeit ansehe, denn ich halte es für Schwindel, die Seglerei auf diesem Teich als eine Seefahrt zu bezeichnen."

„Jasper versteht es vollkommen, mit dem Scud umzugehen, Bruder Cap, und von dieser Seite aus bedürfen wir eurer Dienste nicht. Aber wir freuen uns, wenn ihr uns Gesellschaft leisten wollt. Ihr könnt ja doch nicht nach den Niederlassungen zurückkehren, bis eine Abteilung hingeschickt wird, und das wird vor meiner Rückkehr kaum der Fall sein. Übrigens, Pfadfinder, das ist das erstemal, daß Leute auf der Spur der Mingos sind und ihr nicht an ihrer Spitze draußen seid!"

„Um ganz ehrlich zu sein, Sergeant," erwiderte der Führer ein wenig verlegen, und sein rotes sonnenverbranntes Gesicht wurde noch eine Spur röter, „mir war heute morgen nicht so, als wär's meine Gabe. Einmal weiß ich sehr gut, daß die Soldaten des Fünfundfünfzigsten nicht die Leute sind, die Irokesen in den Wäldern einzuholen, und die Halunken haben jedenfalls nicht auf sie gewartet. Zweitens darf ein Mann nach einem ganzen Sommer voll harter Arbeit wohl auch einmal ausruhen; und schließlich ist die Schlange mit ihnen draußen, und wenn man die Schufte überhaupt kriegen kann, dann könnt ihr euch auf seine Feindschaft und seinen Haß verlassen. Beides ist bei ihm stärker noch als bei mir. Nein, ich dachte, die Ehre — wenn Ehre dabei zu holen ist — dem jungen Fähnrich zu überlassen, der das Kommando führt; wenn er seinen Skalp nicht verliert, kann er sich in den Briefen an seine Mutter der Campagne rühmen. Ich wollte auch einmal im Leben müßig gehen."

„Und niemand hat ein besseres Recht dazu, wenn lange und treue Dienste ein Recht auf Urlaub geben," erwiderte der Sergeant freundlich. „Mabel wird darum nicht schlechter von euch denken, daß ihr ihre Gesellschaft der Fährte der Wilden vorzieht, und wird euch gern einen Teil ihres Frühstücks abtreten, wenn ihr mit uns essen wollt. Es ist Zeit, die Fasten zu brechen, und wenn ihr mir folgen wollt, Bruder Cap, so will ich euch zeigen, wie wir armen Soldaten hier an der fernen Grenze leben."

Neuntes Kapitel

Der Sergeant hatte ein Versprechen gemacht, das er wohl halten konnte. In diesem fernen Grenzposten führte man eine Tafel, die Könige und Prinzen hätte mit Neid erfüllen können. Damals und noch ein halbes Jahrhundert später war die ganze weite Gegend, die nach der Revolution der Westen genannt wurde, ein beinahe unbevölkertes Land, dafür überreich an allen lebendigen Geschöpfen, die die Natur hervorbringt. Die wenigen Indianer oder gelegentlichen Jäger, die durch die Wälder streiften, konnten den Wildstand nicht sichtlich mindern, und die paar zerstreuten Besatzungen hatten nicht mehr Einfluß auf das Land, als die Bienen auf ein Buchweizenfeld. Wenn wir nicht das Zeugnis so vieler Männer hätten, die noch leben, würden wir die Wunder, die uns über die ungeheure Zahl von Tieren, Vögeln und Fischen, besonders an den Ufern der großen Seen, berichtet werden, kaum für glaublich halten. Oswego befand sich an einer besonders günstigen Stelle. Der Fluß war voll von den verschiedenartigsten Fischen; man brauchte nur die Angel auszuwerfen, um einen Barsch oder irgendein anderes Mitglied des schuppigen Volkes herauszuziehen, das damals die Wasser so füllte, wie die Luft über den heißen Sümpfen von Insekten erfüllt war. Vor allem gab es in den Seen einen Lachs, der im Geschmack dem köstlichen Lachs des nördlichen Europa kaum nachstand. Und nicht anders stand es mit den Vögeln. An den großen Buchten konnte man Hunderte von Morgen Landes dicht mit Gänsen und Enten besetzt sehen. Bären, Hirsche, Kaninchen und Eichhörnchen und mannigfache andere Vierfüßler, gelegentlich sogar ein Elch oder ein Renntier, bevölkerten die Wälder. Der geringste Bewohner von Oswego hatte seinen Tisch mit Wildbret besetzt, das der Stolz einer Pariser Tafel gewesen wäre.

Der Tisch des Sergeanten sah demnach einladend genug aus. Ein köstlicher gesottener Lachs dampfte auf einer einfachen Schüssel, heiße Stücke gebratenen Wildbrets verbreiteten ihren appetitlichen Geruch; dazu kamen mehrere Schüsseln mit kaltem Fleisch; dies alles hatte die Gastfreundschaft des alten Soldaten aufgetischt, um seine neuen Gäste zu ehren.

„Ihr scheint in diesem Quartier nicht gerade auf kurze Rationen gesetzt, Sergeant," sagte Cap, nachdem er die Geheimnisse der verschiedenen Schüsseln zu ergründen begonnen. „Mit diesem Lachs könnte ein Schotte zufrieden sein."

„Er ist es aber nicht, Bruder Cap; unter den zwei- oder dreihundert Jungens, die wir in der Garnison haben, sind nicht ein halbes Dutzend, die nicht schwören würden, daß der Fisch ungenießbar sei. Kerle, die zu Hause niemals ein Stück Wildbret gekostet, ausgenommen beim Wilddieben, rümpfen hier die Nase, wenn man ihnen die fettesten Lendenstücke vorsetzt."

„Ja, das ist Christennatur," warf Pfadfinder ein, „und Ehre macht es ihr nicht. Eine Rothaut beklagt sich nie, sondern ist immer dankbar für die Nahrung, die sie bekommt, sei sie mager oder fett, Bär oder Rotwild, Wildgans oder Truthahn. Zur Schande von

uns weißen Männern muß es gesagt werden, daß wir mit all dem Segen unzufrieden sind und dafür über die geringsten Kleinigkeiten jammern."

„Jedenfalls ist's so beim Fünfundfünfzigsten, das kann ich verbürgen; für ihr Christentum kann ich weniger einstehen," erwiderte der Sergeant. „Selbst der Major, der alte Duncan von Lundie, schwört euch manchmal, daß ein Kuchen aus Hafermehl besser ist als ein Barsch aus dem Oswego."

„Hat Major Duncan Frau und Kinder?" fragte Mabel.

„Nein, Mabel. Aber sie sagen, er habe eine Verlobte zu Hause. Die Dame will, wie es scheint, lieber warten, als all die Mühsale des Dienstes in der Wildnis ertragen. Meinen Ansichten von den Pflichten einer Frau entspricht das allerdings nicht, Bruder Cap. Eure Schwester dachte anders, und wenn es Gott gefallen hätte, sie uns zu lassen, so würde sie in diesem Augenblick hier auf dem Feldstuhl sitzen, auf dem ihre Tochter jetzt sitzt."

„Ich hoffe, Sergeant, ihr denkt nicht daran, Mabel einem Soldaten zur Frau zu geben!" sagte Cap mit bedenklicher Miene; „unsere Familie hat nach dieser Richtung ihren Teil getan, es ist hohe Zeit, daß die See wieder an die Reihe käme."

„Ich denke nicht daran, den Mann für das Mädel im Fünfundfünfzigsten zu suchen, noch in irgendeinem andern Regiment, Bruder, das kann ich euch versprechen, obschon ich meine, daß es Zeit wird, das Kind anständig zu verheiraten."

„Vater!"

„Es ist nicht die Gabe der Frauenzimmer, Sergeant, von solchen Dingen so offen zu reden," sagte der Führer. „Das habe ich in der Erfahrung oft bestätigt gesehen; wer dem guten Willen einer Jungfrau auf der Spur folgen will, der muß nicht laut hinter ihr her schreien, was er denkt. Wenn es euch also gefällig ist, wollen wir von was anderem reden."

„Nun denn, Bruder Cap, ich hoffe, daß dieses Stück kalten Schweinebratens euren Beifall findet, es scheint euch zu schmecken."

„Ja, allerdings, wenn ich essen muß, wünsch ich mir etwas Zivilisiertes," erwiderte der starrsinnige Seemann. „Wildbret mag für eure Binnenschiffer gut genug sein. Wir vom Ozean, wir wollen das essen, was wir kennen."

Auf diese Worte legte Pfadfinder Messer und Gabel nieder und lachte sein stilles, herzliches Lachen; dann sah er den Seemann neugierig an und fragte: „Aber fehlt euch nicht die Haut, Meister Cap, fehlt euch nicht die Schwarte?"

„Ja, ich dächte auch, es wäre besser mit seiner Jacke serviert. Es wird wohl in den Wäldern Mode sein, die Frischlinge so aufzutragen."

„Da sieht man, daß ein Mann rund um die Welt kommen kann und doch nicht alles weiß! Wenn ihr dieses Schweinchen hättet häuten müssen, Meister Cap, hättet ihr euch die Hände schön blutig gerissen! Wißt ihr, was ihr gegessen habt? Das Tierchen ist ein Igelfisch, ein Seeschwein, wie wir's hier nennen."

„Nicht einen Augenblick hab ich's für natürliches Schweinefleisch gehalten," rief Cap. „Freilich dachte ich, daß das Schwein hier in den Wäldern eben seine gute Qualität verliert; es ist nur vernünftig, daß ein Süßwasserschwein nicht so gut sein kann wie ein Salzwasserschwein. Für euch, Sergeant, ist es wohl schon alles eins."

„Wenn ich nur nicht selbst die Haut abziehen muß, Bruder. — Aber ich hoffe, Pfadfinder, Mabel hat sich auf dem Marsche gut benommen."

„Wenn Mabel nur halb so zufrieden mit Jasper und Pfadfinder ist, wie Pfadfinder und Jasper mit ihr, dann bleiben wir Freunde für den Rest unserer Tage." Damit

wendete der Führer seine Augen dem errötenden Mädchen zu, wie um ihre Meinung zu erfahren, aber mit angeborenem Zartgefühl wendete er sich sogleich wieder ab und blickte auf seinen Teller nieder, als täte ihm leid, daß er sich so viel herausgenommen.

„Nun, nun, Frauen sind keine Männer, Freund," sagte der Sergeant, „ein Rekrut ist kein Veteran. Jeder weiß, daß man länger braucht, einen guten Soldaten aufzuziehen als irgend was anderes. Und so wird's wohl auch seine Zeit brauchen, eine gute Soldatentochter zu erziehen."

„Das ist eine ganz neue Lehre, Sergeant," warf Cap hitzig ein. „Wir alten Seeleute sind in der Regel der Meinung, daß man in derselben Zeit, in der ein Seemann seine Ausbildung erhält, sechs kapitale Soldaten machen kann."

„Gewiß, Bruder Cap, ich kenne die Meinung, die die Seeleute von sich selber haben," erwiderte der Schwager mit dem freundlichsten Lächeln, dessen seine schwermütigen Züge fähig waren, „denn ich bin ja viele Jahre in einem Seehafen in Garnison gelegen. Wir beide haben ja schon öfters über die Sache gesprochen, und ich fürchte, wir werden uns niemals einigen. Wenn ihr den Unterschied zwischen einem wirklichen Soldaten und einem Kerl im Naturzustand sehen wollt, dann braucht ihr nur ein Bataillon vom Fünfundfünfzigsten heute nachmittag exerzieren zu sehen, und wenn ihr zurück nach York kommt, einem Milizregiment zuzuschauen."

„Meine Augen, Sergeant, können da sehr wenig Unterschied entdecken. Sie sind einander so ähnlich wie eine Brigg und eine Schnau. Ich sehe bei beiden Scharlach, Federn, Puder und Pfeifenton, das ist alles!"

„So urteilt eben ein Seemann," erwiderte der Sergeant scharf.

„Ich vermute, daß beide ihre Gaben haben," bemerkte Pfadfinder, um den gefährdeten Frieden zu erhalten. „Wenn ein Mensch seine Gaben von der Vorsehung hat, kann man in der Regel nichts mehr dagegen tun."

„Onkel," sagte Mabel, „wenn ihr mit dem Frühstück fertig seid, möchtet ihr mich nicht wieder hinaus auf die Bastei begleiten? Wir haben den See noch nicht gesehen, und es würde für mich kaum passend sein, am ersten Tag nach meiner Ankunft allein im Fort herumzusteigen."

Cap verstand Mabels Absicht, und da er im Grunde für seinen Schwager eine herzliche Freundschaft hegte, war er bereit, die Sache für heute ruhen zu lassen. Er stand daher auf und begleitete seine Nichte, während der Sergeant und Pfadfinder zurückblieben. Kaum hatte sein Gegner den Rückzug ergriffen, als der Sergeant, der das Manöver seiner Tochter nicht durchschaut hatte, sich mit triumphierendem Lächeln zu seinem Gefährten wandte und bemerkte:

„Die Armee schafft sich nicht ihr Recht, Pfadfinder, und obgleich Bescheidenheit sich für jeden Menschen schickt, ob er nun einen roten Rock oder einen schwarzen trägt, oder auch nur Hemdsärmel, so laß ich doch prinzipiell nie eine Gelegenheit vorübergehen, ohne ein Wort für sie einzulegen. Aber nun, mein Freund," sagte er, indem er Pfadfinders Hand ergriff und herzlich drückte, „wie gefällt euch das Mädel?"

„Ihr habt allen Grund, stolz auf sie zu sein, Sergeant; ihr könnt stolz darauf sein, daß ihr der Vater eines so hübschen und manierlichen jungen Frauenzimmers seid. Ich habe schon viele ihres Geschlechts gesehen, und manche davon waren schöne große Damen; aber noch nie habe ich eine getroffen, der die Vorsehung alle Gaben so richtig ausgeteilt hat."

„Ich kann euch sagen, Pfadfinder, daß die gute Meinung gegenseitig ist. Sie erzählte mir gestern nacht, wie kaltblütig und couragiert und wie gut ihr wäret — besonders wie gut, denn Güte zählt bei den Frauenzimmern viel. Die erste Inspektion scheint also beide Teile zu befriedigen. Bürstet eure Uniform auf und seid ein bißchen aufmerksam auf eure Außenseite, Pfadfinder, und ihr habt das Mädel, Herz und Hand."

„Ich hab nichts von dem vergessen, Sergeant, was ihr mir gesagt, und gebe mir alle vernünftige Mühe, in Mabels Augen so gefällig auszusehen, wie sie in den meinen. Sowie die Sonne aufging heut morgen, habe ich Wildtod geputzt, und meiner Ansicht nach hat das Gewehr noch niemals so gut ausgesehen wie heute."

„Ja, nach euren Jägeransichten, Pfadfinder, Feuerwaffen müssen in der Sonne blitzen und leuchten. Ich habe ein gedunkeltes Rohr noch nie schön finden können."

„Lord Howe dachte anders, Sergeant, und er galt für einen tüchtigen Soldaten."

„Wohl wahr; Seine Lordschaft ließ alle Gewehrläufe im Regiment nachdunkeln, und was kam dabei heraus? In der Kirche von Albany liegt er begraben! Nein, nein, mein Lieber, ein Soldat muß ein Soldat sein und die Zeichen seines Handwerks tragen. Habt ihr viel mit Mabel geredet, Pfadfinder, als ihr im Kanoe zusammen herfuhrt?"

„Es war nicht gar viel Gelegenheit, Sergeant, und dann fand ich, daß ich in der Bildung so tief unter ihr stand, daß ich nicht viel zu reden wagte, was nicht zu meinen Gaben gehörte."

„Darin habt ihr teils recht und teils unrecht. Die Weiber lieben scherzhafte Reden und plaudern gern von Kleinigkeiten. Allerdings wollen sie es meist selber tun. Ihr wißt, daß ich nicht der Mann bin, der jedem leichtfertigen Gedanken die Zunge schießen läßt. Aber ich konnte doch manchmal sehen, daß Mabels Mutter es recht gerne hatte, wenn ich ein wenig von meiner Männlichkeit nachließ und auf ihre Art redete. Allerdings war ich damals zweiundzwanzig Jahre jünger als heute und nicht der älteste Sergeant im Regiment, sondern der jüngste. Würde ist ganz gut, und ohne sie kommt man mit den Männern nicht aus; aber wenn ihr wollt, daß ein Frauenzimmer euch wirklich schätzen soll, dann müßt ihr zu Zeiten euch ein wenig herablassen."

„Ach Gott, Sergeant, ich fürchte manchmal, es geht nicht!"

„Warum habt ihr so das Herz verloren? Ich dächte doch, die Sache wäre zwischen uns abgemacht."

„Wir haben abgemacht, daß, wenn Mabel so wäre, wie ihr sagtet, und wenn das Mädel zu einem rauhen Jäger Zuneigung fassen könnte, dann würde ich mein Umherwandern aufgeben und versuchen, mich menschlich an Weib und Kinder zu gewöhnen. Aber seit ich das Mädel gesehen, seitdem muß ich sagen, sind mir manche Bedenken gekommen."

„Wie!" unterbrach ihn der Sergeant streng. „Soll das heißen, daß sie euch nicht genug gefällt? Worin hat sie euch enttäuscht?"

„Ah, Sergeant, gegen Mabel hab ich nichts, zu mir selber hab ich kein Vertrauen. Ich bin nur ein armer, unwissender Waldmensch und vielleicht nicht einmal so gut wie ihr glaubt und wie ich selbst glaube."

„Wenn ihr an eurem Urteil zweifelt, Pfadfinder, so bitte ich mir doch aus, daß ihr das meine nicht anzweifelt. Ich bin gewöhnt, Menschen zu beurteilen das ist ja meine Aufgabe, und ich frage, ob ihr oft gefunden, daß ich mich getäuscht hätte? Fragt den Major, Herr, wenn ihr in dem Punkt noch eine Versicherung braucht."

„Ja, Sergeant, aber wir sind alte Freunde, und in solchem Fall denken die Menschen leicht zu gut voneinander. Und ich fürchte, die Tochter wird an einem einfachen, unwissenden Jäger nicht so viel finden wie der Vater."

„Papperlapapp, Pfadfinder, ihr kennt euch selber nicht. Ihr könnt euch auf mein Urteil verlassen. Erstens habt ihr Erfahrung, und ein vernünftiges junges Frauenzimmer wird das nicht übersehen. Außerdem seid ihr keiner von den Hanswürsten, die umherstolzieren, wenn sie eben erst ins Regiment gekommen sind, sondern ein Mann, der ernsten Dienst hinter sich hat und davon die Spuren trägt. Ich meine, ihr müßt wohl dreißig- oder vierzigmal im Feuer gewesen sein, wenn man all die Scharmützel und Überfälle zählen wollte, die ihr mitgemacht habt."

„Alles wahr, Sergeant, alles wahr. Aber was soll das alles nützen, wo es sich um den guten Willen eines jungen Frauenzimmers handelt, das gewiß ein zärtliches Herz hat?"

„Damit könnt ihr sie gewinnen. Erfahrung im Feld ist auch in der Liebe ganz gut. Außerdem seid ihr einer der ehrlichsten und loyalsten Untertanen Seiner Majestät . . ."

„Ja, gewiß, gewiß — aber ich fürchte, ich bin zu rauh und zu alt und sehe zu viel nach der Wildnis aus, als daß ich dem Geschmack so einer zarten, jungen Person zusagen könnte, die das alles nicht gewöhnt ist."

„Das sind ja ganz neue Bedenken, Pfadfinder? Vorher habt ihr doch nie so gesprochen!"

„Ja, weil ich's vorher nicht wußte, das kam alles erst, als ich eure Mabel sah. Ich bin schon mit ebenso schönen Frauenzimmern gereist und habe sie durch die Wälder geführt und sie in Gefahr und Glück gesehen, aber sie standen im Rang zu hoch über mir, als daß ich überhaupt an was anderes hätte denken können, als daß es schwache Geschöpfe wären, die ich beschützen mußte. Aber Mabel und ich sind so ziemlich gleich, und da sind ich's hart, daß wir doch so ungleich sind. Ich wünschte, Sergeant, ich wäre zehn Jahre jünger und hübscher von Ansehen und überhaupt mehr so, wie es den jungen Frauenzimmern gefällt."

„Faßt doch Mut, mein lieber Freund, und verlaßt euch auf einen Vater, der die Frauen kennt. Mabel hat euch schon halb lieb, wenn ihr vierzehn Tage nett beisammen seid, da drüben auf den Inseln, stößt sich die andere Hälfte dazu. Das Mädel hat mir's gestern nacht selber gesagt."

„Ist das möglich, Sergeant? Ich bin nur ein armer Jäger, und Mabel könnte eine Offiziersdame sein. Wird sie mit so einem einfachen Mann hier im Wald leben wollen? Wird es ihr nicht später leid tun und sie sich nach dem feinen Leben in den Ansiedlungen und nach einem bessern Mann sehnen?"

„Ein besserer Mann, Pfadfinder, würde schwer zu finden sein," erwiderte der Vater. „Die Stadt, die wird sie bald vergessen, und an Courage fehlt es ihr nicht. Ich habe diese Ehe nicht ausgedacht, ohne den Plan zu überlegen wie ein General. Ich wollte euch zuerst ins Regiment bringen und dachte, ihr könntet mir folgen, wenn ich meinen Abschied nehme. Dann dachte ich doch wieder, dafür taugt ihr nicht. Aber wenn ihr auch kein regelrechter Soldat seid, so seid ihr doch ein Soldat im besten Sinne des Wortes, und alle Offiziere denken gut von euch. So lang ich lebe, könnt ihr hier bei mir wohnen, und so oft ihr von eurer Kundschafterei zurückkommt, findet ihr ein Haus und ein Weib, die auf euch warten!"

„Das ist recht schön zu denken, Sergeant! Wenn nur das Mädel auch so denken wird! Ja, wenn ich jünger wäre und hübscher von Ansehen, wie Jasper Western zum Beispiel, ja, dann wäre Aussicht für mich."

„So viel für Jasper Eau-douce und all die jungen Windhunde im Fort oder draußen," erwiderte der Sergeant, mit den Fingern schnippend. „Wenn ihr nicht wirklich jünger seid, so seht ihr doch jünger aus und auch besser als Jasper . . ."

„Aber, aber!" sagte Pfadfinder und sah den andern erstaunt und zweifelnd an.

„Ich sage, wenn ihr auch nicht jünger seid, so seht ihr doch fester und kräftiger aus als irgendeiner von ihnen. Ihr seid wie von Stahl, und in dreißig Jahren wird mehr von euch übrig sein als von allen andern zusammen. Ein gutes Gewissen erhält einen Mann sein ganzes Leben jung."

„Jasper hat ein ebenso gutes Gewissen wie irgendein junger Mann, den ich kenne, und kann also ebenso aushalten wie irgendein anderer in den Kolonien."

„Außerdem seid ihr mein Freund! Alle Leute haben Achtung vor euch, selbst der alte Duncan von Lundie sieht euch gern und verbringt Stunden in eurer Gesellschaft. Keiner unter den Führern, zu dem er mehr Vertrauen hätte! Und vor allem seid ihr der beste Schütze, den es jemals in der Gegend gegeben hat!"

„Ja, wenn Mabel darum einen Mann gern leiden könnte, dann brauchte ich nicht zu verzweifeln. Und doch, Sergeant, manchmal denk ich, es liegt mehr an Wildtod als an meiner eigenen Geschicklichkeit. Es ist ein wunderbares Gewehr und würde vielleicht in einer andern Hand das gleiche leisten."

„Das ist wieder nur eure Bescheidenheit, Pfadfinder, wir haben schon so viele mit demselben Gewehr nichts treffen und euch zu oft mit anderen Gewehren schießen gesehen, als daß ich euch recht geben könnte. In ein oder zwei Tagen werden wir ein Preisschießen haben, da könnt ihr zeigen, was ihr könnt, und dann wird Mabel sich über euch ein Urteil bilden."

„Ist das auch billig, Sergeant? Jeder weiß, daß Wildtod beinahe nie fehlschießt. Heißt das eine Probe anstellen, wenn alle wissen, was dabei herauskommt?"

„Je, je, Mann, ich sehe schon, ich muß die halbe Werbung für euch besorgen. Für einen, der immer im Pulverrauch und im Gefecht gewesen ist, seid ihr der verzagteste Freier, den ich noch je gesehen. Denkt daran, daß Mabel aus einer mutigen Rasse ist! Wenn einer ein Mann ist, wird sie an ihm Gefallen finden, gerade wie es ihre Mutter vor ihr tat."

Damit stand der Sergeant auf und ging ohne ein weiteres Wort an seine dienstlichen Pflichten.

Zehntes Kapitel

Eine Woche verging in dem stets gleichen Tagewerk des Dienstes in einer kleinen Garnison. Mabel gewöhnte sich an eine Lage und Umgebung, die sie anfangs nicht nur als neu, sondern auch ein wenig lästig empfunden hatte; die Offiziere und Mannschaften wurden ihrerseits allmählich mit der Gegenwart eines hübschen jungen Mädchens vertraut, deren Anzug und Auftreten ein feines und bescheidenes Wesen verriet; sie zeigten ihr eine Achtung, die Mabel dem Respekt vor ihrem Vater zuschrieb, und belästigten sie nicht allzusehr mit ihrer unverhohlenen Bewunderung.

Bekanntschaften, die im Wald oder sonst unter ungewöhnlichen Umständen gemacht werden, pflegen rasch und gründlich zu sein. Eine Woche in Oswego genügte, um Mabel aufzuklären, mit wem sie verkehren konnte und mit wem nicht. Die eigentümliche Stellung, die ihr Vater im Fort einnahm, der kein Offizier war und doch so viel mehr als die Soldaten, verringerte noch den Kreis, der ihr offen stand. Doch fanden sich auch am Tisch des Kommandanten einige Herren, für die ein hübsches Gesicht die Hellebarde*) aufwog, und bereits nach zwei oder drei Tagen hatte sie ihre Bewunderer auch unter den Offizieren. Unter diesen war insbesondere der Quartiermeister, ein Mann in mittleren Jahren namens Muir; die jüngeren Herren der Messe verfehlten nicht zu bemerken, daß er auf einmal viel häufiger im Hause des Sergeanten zu tun hatte als vorher. Sie gingen indes nicht weiter als bis zu einem Witz oder einem Scherz über „die Tochter des Sergeanten", obschon „Mabel Dunham" bald ein Toast wurde, den selbst die Fähnriche und Leutnants gerne tranken.

Gegen Ende der Woche ließ Duncan von Lundie den Sergeanten Dunham nach dem Abendrapport zu sich rufen. Der alte Offizier wohnte in einer beweglichen Hütte, die auf Rollen stand, so daß er stets an der Stelle des Forts hausen konnte, die ihm gerade gefiel. Jetzt befand sich diese Hütte, die sich von denen der andern Offiziere nur sehr wenig unterschied, etwa in der Mitte des Raumes zwischen den Verschanzungen, und als der Sergeant sich anmeldete, wurde er ohne weiteren Verzug hineingerufen.

„Nur herein, Sergeant, nur herein, guter Freund," sagte der alte Lundie herzlich, als sein Untergebener in dienstlicher Haltung in der Türe des Zimmers stand, das Schlafzimmer und Bibliothek zugleich war. „Herein und setzt euch. Ich habe heute nach euch geschickt, um was anderes zu besprechen als Kanzleisachen. Wir sind nun schon alte Kameraden, und die ‚alte, alte Zeit' hat auch zwischen einem Major und seinem Unteroffizier, einem Schotten und einem Yankee, was zu bedeuten. Setzt euch, Mann, und macht es euch bequem. Schönes Wetter, Sergeant?"

„Sehr schönes Wetter, Herr Major," erwiderte der andere, der zwar Platz nahm, aber wohl wußte, daß er die gestattete Intimität nicht zu weit treiben durfte, „sehr schönes Wetter und wir hoffen in dieser Jahreszeit noch mehr davon."

---

*) Abzeichen der englischen Unteroffiziere.

„Ich auch. Die Ernte steht gut, und wir erleben es noch, daß die Fünfundfünfziger ebenso gute Farmer wie Soldaten abgeben. Bessere Kartoffeln als in unserm neuen Beet habe ich auch in Schottland nicht gesehen."

„Es wird eine gute Ernte, Herr Major. Und dann haben wir auch wohl einen angenehmeren Winter als das letztemal."

„Ja, das Leben geht vorwärts, und man will's immer angenehmer haben. Wir werden alt, und ich denke schon manchmal daran, meinen Abschied zu nehmen. Meine Arbeitstage sind bald vorüber."

„Der König — Gott erhalte ihn! — kann von dem Herrn Major noch manchen guten Dienst erwarten."

„Vielleicht, Sergeant, besonders, wenn er mich zum Oberstleutnant macht."

„Der Tag wird für das Fünfundfünfzigste eine Ehre sein, Herr Major."

„Besonders für mich, besonders für mich! Aber, Sergeant, wenn ihr auch nie Oberstleutnant geworden seid, so habt ihr ein braves Weib gehabt, und das ist nächst dem Rang das Beste, was ein Mensch haben kann."

„Ich war verheiratet, Herr Major, aber nun stört mich schon lange nichts anderes mehr in der Liebe zu Seiner Majestät und zu meiner Pflicht."

„Na, Mann, nicht einmal die Liebe für die lustige, rosige, mollige, kleine Tochter, die ich in diesen Tagen im Fort gesehen? Schämt ihr euch nicht, Sergeant? Selbst ich alter Kerl könnte mich in das Mädel verlieben und den Oberstleutnant zum Teufel schicken."

„Wir alle wissen, wo das Herz des Herrn Majors ist, und daß eine schöne Dame in Schottland auf ihn wartet und ihn glücklich machen wird, sobald sein Pflichtgefühl es ihm erlaubt."

„Ach, Hoffnung ist ein Ding, das eben nie da ist, Sergeant," erwiderte der Kommandant, während ein Schatten über seine harten schottischen Züge flog. „Und mein schönes Schottland liegt weit weg. Wielange hab ich schon keine schottische Heide mehr gesehen! Sagt, Sergeant, ist es wahr, daß die Leute klagen, sie hätten in der letzten Zeit zu viel Wildbret und Taube zum Essen gehabt?"

„In letzter Zeit nicht mehr, Herr Major. Sie fangen jetzt an, über den Lachs zu brummen. Aber ich meine, wir kommen durch den Sommer noch ohne Unruhen. Die Schotten im Bataillon reden allerdings mehr als gut ist darüber, daß sie keine Hafergrütze kriegen und immer nur Weizenbrot essen müssen."

„So ist die menschliche Natur, Sergeant, und die schottische ganz besonders! Aber so ein Hafermehlkuchen ist auch ein guter Bissen, und manchmal fühl' ich selber Sehnsucht danach."

„Wenn's zu arg wird, Herr Major, ich meine natürlich bei den Leuten, — denn ich werde mir natürlich Euer Gnaden gegenüber keine solche Bemerkung erlauben —, dann wäre mein bescheidener Vorschlag, etwas Hafermehl kommen zu lassen, dann wird's mit den Klagen aus sein. Ich glaube, daß eine ganz kleine Ration genügen würde, Herr Major."

„Ihr seid ein Spaßvogel, Sergeant! Hol' mich der Teufel — ihr habt recht! Es gibt Süßeres in der Welt als Hafermehl, so zum Beispiel habt ihr eine süße Tochter, Dunham."

„Das Mädel ist wie ihre Mutter, Herr Major, sie geht an," sagte der Sergeant stolz, „sind beide bei amerikanischem Mehl aufgewachsen. 's ist nichts an ihr auszusetzen, Herr Major."

„Gewiß nicht. Nun, ich will gleich zur Sache kommen und meine Reserve aufmarschieren lassen. 's ist nämlich dies. Davy Muir, der Quartiermeister, wäre geneigt, eure Tochter zur Frau zu nehmen, und er hat mich gebeten, es euch mitzuteilen, weil er es als Vorgesetzter nicht riskieren will — na, ihr versteht mich! Ich kann euch auch sagen, daß alle unsere jungen Leute auf ihre Gesundheit trinken und von morgens bis abends über sie reden."

„Ist mir eine große Ehre, Herr Major," erwiderte der Vater steif. „Ich hoffe, die Herren werden bald ein besseres Gesprächsthema finden; ich hoffe, sie wird in wenig Wochen eines ehrlichen Mannes Frau sein."

„Ja, Davy ist ein ehrlicher Mann, und das kann man nicht von allen Quartiermeistern in der Armee sagen," erwiderte Lundie lächelnd. „Also ich kann dem verliebten Jüngling sagen, daß die Sache so gut wie abgemacht ist?"

„Ich danke, Euer Gnaden, aber Mabel ist bereits mit einem andern verlobt."

„Der Teufel! Das wird einen schönen Lärm machen. Aber ich bin auch nicht böse darüber. Denn, um euch die Wahrheit zu sagen, Sergeant, ungleiche Ehen liebe ich nicht sehr."

„Ich denke wie euer Gnaden und habe nicht den Wunsch, aus meiner Tochter eine Offiziersdame zu machen. Sie braucht keinen höheren Stand als ihre Mutter vor ihr hatte."

„Darf ich fragen, Sergeant, wer der glückliche Mann ist, den ihr zum Schwiegersohn machen wollt?"

„Der Pfadfinder, Herr Major."

„Der Pfadfinder!"

„Ja, Herr Major. Jeder an der Grenze kennt ihn als einen wackeren, ehrlichen, treuen Mann."

„Das ist völlig wahr, aber glaubt ihr, daß er wirklich der Mann ist, der ein Mädel von zwanzig Jahren glücklich machen kann?"

„Warum nicht, euer Gnaden? Der Mann ist der erste in seinem Beruf. Wir haben keinen Führer oder Späher im Dienst der Armee, der nur die halbe Reputation hätte, die der Pfadfinder hat."

„Ganz wahr, Sergeant. Aber ist die Reputation als Späher just die, die einem Mädel paßt?"

„Wenn einer nach dem fragen wollte, was einem Mädel paßt, Herr Major, so käm er mir nach meiner unmaßgeblichen Meinung so vor wie einer, der einen Rekruten um Bescheid fragt. Wenn wir uns nach der ungeschickten Rotte richten wollten, wie würde unser Bataillon da aussehen, Herr Major!"

„Aber eure Tochter sieht gar nicht ungeschickt aus. Ein feineres Mädel ihres Standes könnte man nicht einmal in England finden. Nun übrigens, sie denkt wohl wie ihr, da sie verlobt ist."

„Wir haben noch nicht über die Sache gesprochen, Euer Gnaden. Aber ich denke, sie ist derselben Meinung wie ich. Ich habe ein paar kleine Anzeichen dafür."

„Und was mögen das für Anzeichen sein, Sergeant?" fragte der Major, den die Sache zu interessieren begann. „Ich bin ein bißchen neugierig, etwas über die Frauenzimmer zu erfahren, da ich, wie ihr wißt, nur ein trauriger Junggesell bin."

„Nun, Euer Gnaden, erstmals, wenn ich ihr vom Pfadfinder spreche, sieht sie mir immer gerade ins Gesicht, stimmt allem zu, was ich zu seinen Gunsten rede, und benimmt sich überhaupt so offen und frei, als wäre er bereits ihr Mann."

„Und das, Dunham, scheint euch dafür zu sprechen, daß sie dem Pfadfinder ihr Herz geschenkt hat?"

„Wenn ein Mann, Herr Major, mir gerad ins Gesicht sieht, wenn er von einem Offizier Gutes redet — denn mit Euer Gnaden Verlaub, die Leute erlauben sich manchmal auch, ihre Vorgesetzten zu zensurieren —, wenn mir aber einer gerad ins Gesicht sieht, wenn er von seinem Hauptmann Gutes redet, dann meint's der Kerl ehrlich, das steht für mich fest."

„Ist nicht ein bedeutender Unterschied zwischen dem Alter des Zukünftigen und dem seiner hübschen Braut?"

„Ganz recht, Herr Major. Der Pfadfinder geht auf vierzig; Mabel hat alle Aussichten, einen erfahrenen Mann zu bekommen, und das ist schon eine Garantie. Ich war selber vierzig, als ich ihre Mutter heiratete, Euer Gnaden."

„Aber wird eurer Tochter das grüne Jagdhemd und die Fuchsfellmütze so gut gefallen wie unsre schneidige Uniform?"

„Kann sein, das nicht, Herr Major; dann wird sie sich eben in der Tugend der Selbstverleugnung üben; das ist für ein junges Frauenzimmer ganz gut."

„Und fürchtet ihr euch nicht, daß sie jung zur Witwe werden könnte? Die wilden Tiere auf der einen Seite, die Indianer auf der andern . . . Das Leben des Pfadfinders hängt ja an einem Haar."

„Niemanden trifft die Kugel, die ihm nicht bestimmt ist, Herr von Lundie" — so hörte sich der Major außer Dienst gerne nennen — „und jeden im Fünfundfünfzigsten kann sie jeden Tag treffen. Der Tausch würde also Mabel nichts nützen. Übrigens, wenn ich meine wahre Meinung sagen darf, Herr Major, der Pfadfinder stirbt nicht in der Schlacht und auch nicht durch die Gefahren der Wildnis."

„Und weshalb nicht, Sergeant?" fragte der Major aufmerksam. „Er begibt sich mehr in Gefahr als irgendein anderer Soldat, warum sollte er glauben, daß er besser davonkommt?"

„Er selber glaubt's wohl vielleicht nicht, Euer Gnaden, aber ich sage, der Mann stirbt nicht an einer Kugel! Ich hab ihn so oft in einem wahren Kugelregen und sonst in den erstaunlichsten Situationen sein Gewehr so ruhig putzen und laden und anlegen und losdrücken sehen, als wär's ein Krummstab und er hütete eine Schafherde. Nein, dem Mann ist es nicht bestimmt, und doch, wenn ein Mann in den Kolonien Seiner Majestät solch einen Tod verdient, so ist's der Pfadfinder."

„Von diesen Dingen können wir nichts wissen, Sergeant," sagte Lundie sehr ernst. „Je weniger wir davon reden, desto besser. Aber die Frage ist jetzt, wird der Mann eurer Tochter recht sein? Für den Pfadfinder gibt's kein Avancement, Sergeant!"

„Er steht bereits an der Spitze des Führerkorps, Euer Gnaden; kurz, die Mabel ist entschlossen, und da Euer Gnaden die Gewogenheit hatten, von Herrn Leutnant Muir zu mir zu sprechen, so werden Euer Gnaden auch die Güte haben, ihm zu sagen, daß das Mädel vergeben ist."

„Gut, das ist eure Sache. Und jetzt, Sergeant Dunham —"

„Herr Major —" sagte der Sergeant und er stand auf und salutierte.

„Ich habe euch bereits gesagt, daß ich euch für den nächsten Monat nach den Tausend Inseln schicken will. Die andern sind alle daran gewesen, wenigstens alle, auf die ich mich verlassen kann, und so seid ihr an der Reihe. Sind die Leute bestimmt?"

„Alles ist bereit, Euer Gnaden. Die Leute sind ausgemustert, und wie ich höre,

hat das Kanoe, das gestern nacht ankam, Meldung gebracht, daß die drüben schon auf die Ablösung warten."

„Jawohl, und morgen abend, spätestens übermorgen früh müßt ihr aufbrechen. Besser morgen abend, besser im Dunkeln."

„So denkt auch Jasper, Herr Major, und in solchen Dingen ist keiner so zuverlässig wie er."

„Also gut, Sergeant, morgen abend."

„Ich wollte noch um euer Gnaden Erlaubnis bitten, meinen Schwager Cap mitnehmen zu dürfen, nur als Passagier und Freiwilligen."

„Das könnt ihr halten, wie ihr wollt, Sergeant. 's mag ganz gut sein, einen Seemann mehr an Bord zu haben. Pfadfinder soll wohl auch mit?"

„Wenn Euer Gnaden gestatten. Dienst haben wir genug für beide Führer, den Indianer und den Weißen."

„Ganz recht," sagte der Major, „und hört, Sergeant, wenn ihr zurückkommt, wird der Posten aufgegeben und zerstört. Entweder hat er seine Schuldigkeit getan oder es war umsonst, und ihn zwecklos zu halten, dazu ist die Position zu gefährlich. Ihr könnt gehen, Sergeant." Der Sergeant salutierte, machte kehrt und hatte die Tür beinahe hinter sich geschlossen, als der Major ihn zurückrief.

„Ich hätte beinahe vergessen, Sergeant, die jüngeren Herren haben um ein Preisschießen gebeten, und zwar für morgen. Es soll jeder zugelassen werden, und die Preise stehen auf diesem Papier. Der Major las: Ein silbereingelegtes Pulverhorn, eine lederne Feldflasche, ein seidener Damenschal und so weiter. Besorgt das also."

„Sehr wohl, Euer Gnaden. Der Pfadfinder kann doch auch teilnehmen?"

„Man kann ihn natürlich nicht ausschließen. Aber in letzter Zeit hat er ja doch nie teilgenommen — es lohnt ihm wohl nicht!"

„Ja, Herr Major, er weiß, daß niemand mit ihm konkurrieren kann, und da will er den andern das Vergnügen nicht verderben. Das ist so seine feine Art."

„Nun, wir wollen sehen, ob er in allem so viel Glück hat wie beim Schießen. Guten Abend, Dunham!"

Der Sergeant ging, und Duncan von Lundie blieb eine halbe Stunde seinen Gedanken überlassen. Nach dem Lächeln zu schließen, das von Zeit zu Zeit über seine harten, kriegerischen Züge flog, waren sie nicht gerade unangenehmer Natur. Jemand klopfte, und auf seinen Ruf trat ein Mann in mittleren Jahren ein, dessen Offiziersuniform nicht so glatt und schmuck saß, wie es sonst meist der Fall zu sein pflegt.

„Ich komme, um zu hören, ob ich Glück habe?" sagte er mit starker schottischer Aussprache und nahm den Stuhl, den der Major ihm geboten hatte. „Das Mädel, Major, richtet ja in der Garnison ein Gemetzel an, wie die Franzosen vor Ty. Eine so allgemeine Niederlage in so kurzer Zeit ist mir noch nie vorgekommen."

„Du willst mir doch nicht weismachen, Davy, daß dein unschuldiges junges Herz nach einer Woche schon so in Flammen steht! Das ist ja schlimmer, Mensch, als deine Affäre in Schottland, als dir die Hitze beinahe durch die Kleider drang."

„Du mußt deine Witze machen, Major, und wenn der Feind im Fort wäre! Ich kann nichts Auffälliges finden, daß junge Leute der Neigung ihres Herzens folgen."

„Aber du hast der deinen so oft gefolgt, Davy, daß es den Reiz der Neuheit schon verloren haben muß. Mit der Geschichte in Schottland, wie du noch ein Junge warst, bist du jetzt viermal verheiratet gewesen!"

„Nur dreimal, Major, bei meinem Glück, nur dreimal. Ich habe noch nicht meine volle Zahl."

„Die erste Geschichte rechnest du wohl nicht, weil kein Pfarrer dabei war?"

„Kann ich nicht rechnen, Major; das Gericht hat entschieden, daß es keine Heirat war. Das Frauenzimmer hat meine verliebte Neigung ausgenützt, die eine Schwäche in meiner Natur ist, hat mich verführt und mir einen Vertrag aufdisputiert, der sich als illegal herausstellte."

„Na, Muir, damals gab's zwei Meinungen darüber, wenn ich mich recht erinnere."

„Und über welche Frage gibt es nicht zwei Meinungen, ja manchmal drei? Das arme Weib ist tot, Kinder waren nicht da und so ist nichts weiter zu reden. Mit meiner zweiten Frau hab ich gar Unglück gehabt — ich sage zweite, Major, für dich, denn eigentlich war's die erste — aber erste oder zweite, mit der armen Jeannie Graham hatte ich besonderes Unglück. Die starb nach fünf Jahren und hinterließ nicht Kind noch Katz. Wenn die Jeannie am Leben geblieben wäre, hätte ich nie an eine andere Frau mehr gedacht!"

„So aber hast du schon zweimal seit ihrem Tod geheiratet und möchtest ein drittes Mal heiraten."

„Der Wahrheit soll man nicht widersprechen, Major! aber mir scheint, Lundie, du bist heute melancholisch an einem so schönen Abend!"

„Nicht gerade melancholisch, Muir, aber es gibt mir zu denken. Ich denke an meine Bubenzeit, als ich, der Sohn des Gutsherrn, und du der des Pfarrers, — als wir beide noch glücklich uns in unseren Bergen umhertrieben und an keine Zukunft dachten, und dann mußte ich an die Zukunft denken, wie sie geworden ist, und das war nicht gerade angenehm."

„Na, Lundie, du kannst dich doch über deinen Teil nicht beklagen? Du bist Major und wirst bald Oberstleutnant sein, und ich bin gerade nur um einen Grad höher als das erste Patent war, das dein verehrter Vater mir verschafft hat: ein armer Teufel von Quartiermeister."

„Und die vier Frauen?"

„Drei, Lundie; drei nur waren legal nach unseren liberalen guten alten Gesetzen."

„Also drei. Ich selbst sitze da und warte so lange auf das Glück, und du ohne Vermögen, Name, Geburt oder Verdienste, ich meine, ohne besondere Verdienste — —"

„Nun sag das nicht, Lundie, die Muirs kommen von gutem Blut."

„Also ohne was anderes als gutes Blut warst du viermal verheiratet —"

„Ich sag dir dreimal, Lundie! Du wirst der alten Freundschaft Schaden tun, wenn du immer vier sagst."

„Und wenn's drei sind, ist's noch immer viel mehr, als von Rechts wegen auf dich kommt. Was das Heiraten anlangt, ist unser Leben sehr verschieden gewesen. Gib das zu!"

„Und wer hat das bessere Teil, Major? Wenn wir ehrlich reden wollen wie damals als Buben —"

„Ich hab nichts zu verheimlichen. Meine Tage sind mit Hoffen und Harren vergangen, deine aber —"

„Nicht in Glück und Erfüllung, mein Ehrenwort, Major!" unterbrach ihn der Quartiermeister. „Bei jedem neuen Experiment dachte ich's zu finden, aber der Mensch erlebt nur Enttäuschungen."

„Und doch willst du den Hals ein fünftes Mal in die Schlinge stecken?"

„Das vierte Mal, Major," sagte der Quartiermeister streng. Im nächsten Augenblick aber verzog er das Gesicht wie in kindlichem Entzücken und fügte hinzu: „Aber diese Mabel Dunham ist eine rara avis! Unsere schottischen Mädel sind ja ganz hübsch und niedlich, aber diese Koloniemädels, die sind ja reizend, reizend, das ist gar nicht zu glauben!"

„Du mußt aber doch an dein Patent und dein Blut denken, Davy; alle deine vier Frauen — —"

„Lieber Lundie, ich wollte, du wärst verläßlicher in der Arithmetik — dreimal eins macht drei —"

„Also alle drei waren Damen, denk ich."

„Gewiß, Damen, Major, feine Damen."

„Nur die vierte war die Tochter von unserem Gärtner, darum hat's nicht gelten sollen. Und jetzt möchtest du die Tochter von einem Unteroffizier im selben Regiment heiraten, in dem du Offizier bist! Ja, denkst du denn nicht, daß das deinem Ansehen im Regiment schaden muß?"

„Ja, das war eben immer meine Schwäche, Major; an die Folgen hab ich beim Heiraten nie gedacht. Jeder Mensch hat eine Vorzugssünde, und die meine ist nun einmal Heiraten. Nun aber, da wir die Prinzipien diskutiert haben, will ich mir nur zu fragen erlauben, ob du so gütig warst, mit dem Sergeanten von der kleinen Angelegenheit zu sprechen."

„Jawohl, Davy. Aber es tut mir leid, ich muß dir sagen, daß du keine großen Aussichten auf Erfolg hast."

„Keinen Erfolg! Ein Offizier! Und der Quartiermeister im Regiment! Und keinen Erfolg bei der Tochter des Sergeanten?"

„Es ist so, Davy."

„Und warum nicht, Lundie? Willst du die Güte haben, mir nur das zu sagen?"

„Das Mädel ist verlobt. Hand, Wort, Herz — alles vergeben. Nein, ich will gehenkt werden, wenn ich's vom Herzen auch glaube! Aber verlobt ist sie."

„Nun, das ist allerdings ein Hindernis, Major, aber es zählt nicht viel, wenn das Herz frei ist. Und wer ist der glückliche Mann? Ich weiß keine geeignete Partie für die kleine Dunham hier im Fort."

„Nein, die geeignete Partie bist du, Davy, aber der glückliche Mann ist Pfadfinder."

„Der Pfadfinder, Major?"

„Ja, David Muir! Aber damit du nicht an der Eifersucht zugrunde gehst, will ich dir sagen, es ist mehr des Vaters Wahl als die der Tochter."

„Das dacht ich mir!" rief der Quartiermeister aus. „Nach meinen Erfahrungen von der menschlichen Natur . . ."

„Besonders von der weiblichen Natur, David."

„Mache nur deine Witze, Lundie; aber ich täusche mich nicht über die Neigung des jungen Frauenzimmers. Die will höher hinaus als der Pfadfinder!"

„Nun aber sag mir mal aufrichtig, Davy Muir," sagte Lundie stehenbleibend und dem andern erstaunt und ernst ins Gesicht blickend. „Glaubst du wirklich, daß ein Mädel wie die Tochter des Sergeanten Dunham an einem Mann von deinen Jahren, deinem Aussehen und, wenn du willst, auch deiner Erfahrung ernstlich Gefallen finden könnte?"

„Halt da, Lundie, du kennst die Weiber nicht, und darum bist du auch in deinem fünfundvierzigsten Lebensjahre noch unbeweibt! Eine schauderhafte Zeit, die du ein Junggeselle gewesen bist, Major!"

„Und wie alt bist du wohl, Leutnant Muir, wenn ich mir eine so delikate Frage gestatten darf?"

„Siebenundvierzig, Lundie, ich leugne es nicht, und wenn ich Mabel bekomme, so habe ich ein Weib für jedes Jahrzehnt! Aber den Sergeanten hätte ich nicht für so bescheiden gehalten. Vielleicht hat der Mann meine Andeutungen nicht verstanden. Der Unterschied zwischen einer Offiziersdame und einer Führersfrau ist so groß wie der zwischen dem Alter von Schottland und dem von Amerika. Und ich bin auch von altem Blut, Lundie."

„Dein Altertum wird dir in der Sache nicht viel nützen, Davy, auf mein Wort. Nun jedenfalls, jetzt weißt du, was der Sergeant geantwortet hat, und du siehst, daß mein Einfluß, auf den du so gerechnet hast, nichts für dich tun konnte. Wir wollen ein Glas auf alte Freundschaft trinken, Davy, und du wirst dann mehr an die Expedition von morgen denken und Mabel Dunham vergessen, so schnell du kannst."

„Ah, Major, ich hab's immer leichter gefunden, eine Frau zu vergessen als eine Geliebte! Wenn ein Paar einmal richtig verheiratet ist, dann ist alles abgemacht und gibt's nichts Neues mehr bis auf den Tod. Und die Toten soll man ruhen lassen. Aber so eine Erwartung, wie die auf das Mädel, die hält die Gedanken lebendig!"

„Viel anders habe ich mir deine Situation auch nicht gedacht, Davy, Glück vom Heiraten kannst du doch nicht mehr erwarten! Auf guten Erfolg oder auf rasche Genesung, Leutnant! Und Vorsicht in Zukunft, sonst trifft dich bei deiner Hitze noch der Schlag!"

„Danke, danke, Major! Auf ein baldiges Ende einer alten Brautschaft, von der ich weiß! Das ist Bergtau, Lundie, und wärmt das Herz wie ein Lichtstrahl aus dem schönen Schottland! Nochmals, ich bin dir sehr verbunden, Duncan, für all deine Freundschaft, und wenn du noch eins für mich tun wolltest, so würde ich sagen, du hast deinen alten Spielgenossen nicht vergessen."

„Wenn das Verlangen vernünftig ist, so daß ein Vorgesetzter es bewilligen kann, dann heraus damit!"

„Könntest du mir nicht Beschäftigung für vierzehn Tage oder mehr auf den Tausend Inseln finden? Dann glaub' ich, könnt' ich die Sache in Ordnung bringen. Du mußt bedenken, Lundie, das Mädel ist das einzige heiratsfähige weiße Frauenzimmer an der Grenze."

„Hier gibt's immer für dich zu tun, wenn auch nicht viel, und was drüben zu tun ist, das kann der Sergeant so gut wie der Generalquartiermeister besorgen, oder noch besser."

„Immer kann's ein Offizier besser. Die Unteroffiziere, die verschwenden alle."

„Ich will's bedenken, Muir," sagte der Major lachend, „und morgen früh werde ich dir meine Antwort sagen. Morgen hast du übrigens eine feine Gelegenheit, dich vor deiner Dame zu zeigen; du bist ja ein guter Schütze, und morgen gibt's Preise zu gewinnen. Zeige, was du kannst, und wer weiß, was noch alles geschieht, bevor der Kutter abfährt."

„Das kann ganz gut sein; das Frauenherz, Major, ist auf eine sehr verschiedene Weise zugänglich. Manchmal in einer Art, die gegen alle Regeln der Philosophie ist. Die einen wollen eine regelrechte Belagerung und kapitulieren erst dann, wenn der Platz nicht länger aushält; andere wollen im Sturm genommen sein; aber es gibt auch solche Dirnlein, die man nur durch List und Überfall gewinnt. Das andere mag ja offiziersmäßiger sein, aber ich habe die letzte Art am liebsten."

„Offenbar aus Erfahrung, Davy. Also stürmen willst du nicht?"

„Das ist für jüngere Leute, Lundie," erwiderte der Quartiermeister, indem er aufstand und dem Major zublinzelte. „Jedes Lebensalter hat seine Gesetze, und mit siebenundvierzig soll man sich mehr auf seinen Kopf verlassen. Ich wünsche dir den schönsten Gutenabend, Major, süßen Schlaf und keine Gicht!"

„Ich wünsche dir dasselbe, Leutnant Muir, und mit Dank. Denk' an die Waffenprobe von morgen."

Der Quartiermeister zog sich zurück, Lundie blieb sitzen und dachte über all das nach, was er gehört hatte.

Elftes Kapitel

Nicht oft werden die Wünsche der Menschen so vollständig erfüllt, wie der Wunsch der jungen Leute der Garnison, die für den folgenden Tag auf schönes Wetter gehofft hatten. Wenn die Amerikaner vieles, was sie in ihrem Lande haben, zu überschätzen geneigt sind, eines haben sie, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, ihr herrliches Klima.

Die Sommerhitze war in Oswego nie allzu drückend, denn der Waldesschatten und die erfrischenden Seebrisen machten die Nächte kühl und die Tage zumeist erträglich. Jetzt war's September, ein Monat, in dem die Küstenstürme oft so tief ins Land dringen, daß sie die großen Seen erreichen und auf Leib und Geist der Leute ihre stählende und erfrischende Wirkung ausüben.

An solch einem Tage war die Garnison versammelt, um die Waffenprobe, wie der Kommandant das Preisschießen scherzhaft genannt hatte, zu sehen. Lundie war ein gebildeter Offizier, zum mindesten militärisch gebildet, und es war sein Stolz, daß er seinen Offizieren stets die intellektuelle Seite ihres Berufs vor Augen zu halten suchte. Er hatte eine treffliche Bibliothek, die allen, die es wünschten, zur Verfügung stand, und er liebte Waffenspiele jeder Art und suchte ihnen einen möglichst ritterlichen Glanz zu geben. Doch war darüber die Sicherheit des Platzes nicht vergessen, der nicht so friedlich und ungefährdet dalag, wie es bei einem Blick vom Wall über das glitzernde Wasser im Norden und den stillen Wald im Süden erscheinen mochte. Duncan von Lundie wußte nur zu gut, daß aus den Wäldern jeden Augenblick die heulenden Haufen hervorbrechen konnten, die nach der Vernichtung des Forts und aller, die darin waren, dürsteten, und daß selbst der verräterische See eine bequeme Straße bot, auf der seine zivilisierteren, aber kaum weniger listigen Feinde, die Franzosen, im unwillkommensten Augenblick herankommen konnten. Abteilungen unter dem Kommando alter erfahrener Offiziere waren ausgeschickt, im Walde zu streifen, und eine ganze Kompagnie hatte Bereitschaftsdienst im Fort, mit so scharfen Befehlen, als stünde der Feind unmittelbar in der Nähe. Aber nachdem diese Maßregeln getroffen waren, überließen sich die übrigen Offiziere und Leute unbesorgt dem Vergnügen des Tages.

Der Schießstand befand sich auf einer Art Esplanade am Seeufer im Westen des Forts. Dort dehnte sich der Exerzierplatz aus, der den Vorteil hatte, auf der einen Seite durch das Wasser und im Rücken durch die Festungswerke gedeckt zu sein; Truppen die darauf exerzierten, konnten also auch bei plötzlichen Überfällen nur von zwei Seiten angegriffen werden, und überdies war die Rodung so weit, daß selbst in diesem Fall der Feind die Waldesdeckung aufgeben und sichtbar werden mußte, ehe er nahe genug kam, um gefährlich zu sein.

Obschon die regelmäßige Waffe des Regiments die Muskete war, war doch heute die Jagdbüchse im Gebrauch, und etwa fünfzig davon waren am Stande. Jeder Offizier besaß eine solche, um dem Sport nachzugehen; einige gehörten den Spähern und befreundeten Indianern, von denen immer eine Anzahl im Fort aus- und eingingen, und außerdem hielt das Regiment eigene Jagdgewehre im Vorrat für die Leute, die den Platz mit Wildbret versorgten. Unter denen, die angetreten waren, befanden sich fünf oder sechs weitberühmte Schützen; wohl ein Dutzend war besser als das Mittelmaß, und viele hätten an jedem andern Ort für Meister gegolten, die hier verschwanden.

Die Distanz betrug hundert Ellen, das Ziel war die gewöhnliche kreisrunde Scheibe. Zunächst traten die Anfänger an, und zwar nur Soldaten; das Schauspiel bot für die Zuschauer noch kein besonderes Interesse, und noch kein Offizier war unter ihnen erschienen. Die Amerikaner schossen im allgemeinen weit besser als die Schotten, und ein junger Mann aus New York trug den Preis davon. Dies war eben entschieden worden, als der älteste Hauptmann, von den meisten der Herren und Damen im Fort begleitet, auf dem Exerzierplatz erschien. Etwa zwanzig Frauenzimmer geringeren Standes folgten, unter ihnen, schlank, mit blühendem Gesicht und nett gekleidet, Mabel Dunham. Von eigentlichen „Damen" gab es nur drei im Fort, sämtlich Offiziersfrauen; es waren gesetzte Matronen, bei denen die Gewohnheiten einfacher bürgerlicher Lebensführung in einem sonderbaren Gegensatz zu der hohen Meinung standen, die sie von ihrem vornehmen Rang und der ihnen gebührenden Etikette hatten. Alle übrigen waren Unteroffiziers- und Soldatenfrauen; Mabel war tatsächlich, wie der Quartiermeister konstatiert hatte, das einzige heiratsfähige Frauenzimmer. Wohl war noch ein Dutzend anderer Mädchen da, sie waren jedoch noch nicht dem Kindesalter entwachsen. Für die Frauen war eine Tribüne am Seeufer errichtet worden, die Preise hingen an einem Pfahl in ihrer Nähe. Die erste Bank war streng für die drei Damen und ihre Kinder reserviert; Mabel und die Unteroffiziersfrauen saßen in der zweiten, und rückwärts drängten sich die Frauen und Töchter der Soldaten, stehend oder sitzend, wie sie eben Platz finden konnten. Mabel wurde die Ehre zuteil, von den Offiziersdamen angesprochen zu werden, sie war auch schon in ihren Wohnungen gewesen, obgleich die Damen den Abstand ihres Ranges dabei streng wahrten.

Sobald die Frauen Platz genommen hatten, gab Lundie Befehl, das Schießen fortzusetzen. Etwa acht oder zehn der besten Schützen traten jetzt an den Stand, Offiziere und Soldaten ohne Unterschied, und auch zufällige Besucher des Forts waren nicht ausgeschlossen. Sie schossen nacheinander, und wie von ihnen zu erwarten stand, verfehlte keiner das Zentrum. Der Adjutant des Kommandanten, der die Funktionen eines Festmarschalls ausübte, rief nun alle beim Namen auf und machte dabei bekannt, daß, wer sich am Schuß ins Zentrum nicht beteiligen oder dabei fehlen würde, von allen weiteren Proben ausgeschlossen würde. In diesem Augenblick erschienen Lundie selbst, der Quartiermeister und Jasper Eau-douce am Schießstand, während der Pfadfinder,

ohne sein geliebtes Gewehr, gemächlich über den Platz schritt. Das bedeutete für alle, daß er sich an dem Wettbewerb nicht beteiligen wollte. Alle machten indessen dem Major Platz, der vergnügt herantrat, seine Büchse sorglos anlegte und feuerte. Die Kugel fehlte das Zentrum um mehrere Zoll.

„Major Duncan ist von allen weiteren Proben ausgeschlossen," rief der Adjutant mit so lauter und sicherer Stimme, daß alle älteren Offiziere und Sergeanten sofort wußten, daß dieser Fehlschuß absichtlich und vorher ausgemacht war. Den jüngeren Leuten hingegen und den Soldaten flößte diese demonstrative Unparteilichkeit Vertrauen und Lust an der Sache ein.

„Nun seid ihr an der Reihe, Meister Eau-douce," sagte Muir, „und wenn ihr den Major nicht schlagt, so sag' ich, daß ihr besser mit dem Steuerruder umzugehen wißt als mit der Büchse."

Jaspers hübsches Gesicht errötete; er trat an den Stand, warf einen raschen Blick auf Mabel, sah, daß sie sich eifrig vorgebeugt hatte, ließ das Rohr scheinbar gleichgültig auf die Fläche seiner linken Hand fallen, hob die Mündung und feuerte. Die Kugel ging gerade durch das Zentrum, das die andern nur berührt hatten.

„Ganz gut, Meister Jasper," sagte Muir, „ein Schuß, der auch einem erfahrenen Auge Ehre gemacht haben würde. Aber Glück war wohl auch dabei, denn ihr habt nicht sorgfältig gezielt, — nicht wissenschaftlich, Eau-douce. Und nun, Sergeant Dunham, seid so gut und bittet die Damen, sehr aufmerksam zu sein, denn nun werde ich ihnen ein intellektuelles Schießen vormachen. Der andere Schuß tötet wohl auch, das geb' ich zu, aber man ist doch nicht sehr befriedigt, wenn er nicht wissenschaftlich abgefeuert ist."

Der Quartiermeister traf indessen seine Vorbereitungen und zog sie absichtlich in die Länge, bis er merkte, daß auch Mabel ihn neugierig zu betrachten begann. Alle andern waren respektvoll zurückgetreten, nur der Kommandant stand noch immer neben ihm, und Muir sagte:

„Siehst du, Lundie, man muß die Weiber neugierig machen, das wirkt dann weiter und muß ausgenützt werden."

„Schon recht, Davy, aber du läßt uns alle warten, und hier ist jetzt auch der Pfadfinder, der von dir etwas lernen will."

„Also, Pfadfinder, ihr seid auch da, um etwas von der Theorie zu profitieren? Ich stelle mein Licht nicht unter den Scheffel, ihr könnt lernen, wenn ihr wollt. Wollt ihr lieber schießen, Mann . . .?"

„Entweder du schießt jetzt, Davy," unterbrach ihn der Major, „oder du gibst es auf. Der Adjutant wird ungeduldig."

„Quartiermeister und Adjutant vertragen sich nie, Lundie, das liegt in ihren Ressorts, aber ich bin fertig; tretet ein wenig zurück, Pfadfinder, daß die Damen sehen können."

Der Leutnant nahm seine Stellung mit studierter Eleganz ein, hob das Gewehr langsam, senkte es wieder und hob es von neuem, wiederholte dies nochmals und feuerte endlich.

„Scheibe gefehlt," rief der Mann am Ziel.

„Das ist unmöglich!" rief Muir, dessen Gesicht sich vor Zorn und Beschämung rötete. „Das ist unmöglich, Adjutant; so etwas ist mir noch nicht begegnet. Ich appelliere an die Damen."

„Die Damen machen die Augen zu, wenn du feuerst!" rief ein Spaßmacher im Regiment.

„Du machst ihnen Angst," rief ein anderer, „mit deinen Vorbereitungen!"

„Ich glaub's nicht," rief der Quartiermeister, „das ist ein Komplott gegen mich."

„'s ist ein vollständiger Fehlschuß, Muir," sagte Lundie lachend, „und du mußt es eben einstecken."

„Nein, Major," sagte jetzt der Pfadfinder, „der Quartiermeister ist ein ganz guter Schütze auf kleine Distanzen und nur etwas langsam. Im Feld taugt er wohl nichts Besonderes. Seht euch die Scheibe nur genauer an, seine Kugel steckt über der Jaspers!"

Die Hochachtung für Pfadfinders Schießkunst und der Glaube an die Sicherheit seines Auges waren so allgemein, daß die Zuschauer zweifelhaft wurden und wohl ein Dutzend Männer zur Scheibe stürzten. Tatsächlich war die Kugel des Quartiermeisters durch das Loch gegangen, das die Jaspers gerissen hatte, aber so genau, daß es zuerst gar nicht bemerkt worden war, und die Kugel fand sich, wie Pfadfinder gesagt hatte, in dem Baumstumpf, an dem die Scheibe befestigt war, über der andern.

„Ich habe Ihnen gesagt, meine Damen, daß Sie hier das wissenschaftliche Schießen sehen werden," sagte der Quartiermeister, zur Tribüne tretend. „Der Major lacht, wenn ich sage, daß auch das Scheibenschießen mathematisch sein muß; aber ich sage ihm, die Philosophie verbessert alles im Menschenleben. Philosophie ist Philosophie, und mit ihr kommt man überall weiter als ohne sie."

„Nur nicht in der Liebe," bemerkte eine Hauptmannsfrau, „das werden Sie wohl zugeben!"

„Sagen Sie das nicht, meine Gnädige. Nur wer sehr viel Erfahrung hat, kann über diese Dinge sprechen. Die glücklichsten Ehen sind die, in denen Jugend, Schönheit und Vertrauen auf der einen Seite zu finden sind, auf der andern Klugheit und Mäßigung des Alters, ich meine des mittleren Alters, an welche sie sich lehnen. Ich bin ganz überzeugt, die schöne Tochter des Sergeanten stimmt mir zu."

„Die Tochter des Sergeanten ist wohl kaum die geeignete Person, in einem Gespräch zwischen uns zu entscheiden, Herr Leutnant, oder überhaupt daran teilzunehmen," bemerkte die Dame. „Übrigens, der Pfadfinder tritt an den Stand . . ."

„Ich protestiere, Herr Major, ich protestiere," schrie Muir, mit erhobenen Armen an den Stand zurückeilend, „ich protestiere in den stärksten Ausdrücken dagegen, daß der Pfadfinder mit Wildtod zum Scheibenschießen zugelassen wird, das ein Gewehr von unverhältnismäßiger Länge ist . . ."

„Wildtod hat Ferien, Quartiermeister," erwiderte der Pfadfinder ruhig. „Ich dachte heut nicht zu schießen, aber der Sergeant Dunham sagt, ich müßte seiner Tochter, die ich selbst hergeführt habe, die Ehre erweisen. Ich habe Jaspers Büchse genommen, Quartiermeister, wie ihr seht, und die ist nicht besser als die eure."

Der Leutnant konnte nichts mehr sagen, und alle Augen richteten sich auf Pfadfinder, als er an den Schießstand trat. Die Haltung des berühmten Jägers, als er seine lange Gestalt aufrichtete und das Gewehr in Anschlag brachte, war überraschend schön. Groß, schlank und muskulös wie er war, hätte man seinen Körperbau vollkommen nennen können, hätte ihm nicht geradezu alles Fleisch gefehlt. Arme und Beine, ja sein ganzer Leib bestand gleichsam nur aus Sehnen, wie aus Peitschenriemen geflochten, und die Umrisse waren infolgedessen ein wenig eckig. Aber seine Bewegungen hatten seine natürliche Anmut und waren so ruhig und sicher, daß sie ihm eine gewisse Würde gaben, die wohl zu dem Ruf seiner großen Verdienste stimmte. Als er seine Büchse erhob, war kein Frauenauge auf ihn gerichtet, das nicht die freie Unbefangenheit seiner Be-

wegungen und sein männliches Aussehen stillschweigend gutgeheißen hätte. Der Gedanke konnte nicht schneller sein als sein Zielen, und wie das Rauchwölkchen sich über seinem Kopfe verzog, stand der Kolben seiner Büchse schon wieder auf dem Boden, seine Hand lehnte am Rohr, und über sein ehrliches Gesicht flog ein lautloses Lachen.

„Wenn man so etwas anzudeuten wagte," rief der Major, „so würde ich sagen, daß auch der Pfadfinder die Scheibe gefehlt hat."

„Nein, nein, Major," erwiderte der Führer, „das wäre riskiert. Ich hab das Gewehr nicht geladen, kann daher nicht sagen, was drinnen war, aber wenn Blei drinnen war, dann müßt ihr die Kugel über den beiden andern finden, sonst will ich nicht Pfadfinder heißen . . ."

Ein Ruf von der Scheibe her bestätigte diese Worte.

„Und noch mehr, Jungen; wenn die Scheibe berührt ist, so soll's ein Fehlschuß sein. Der Quartiermeister hat das Loch gerissen, aber meine Kugel hat das Holz nicht berührt."

„Sehr wohl, Pfadfinder," erwiderte Muir, der sich immer in Mabels Nähe hielt, obgleich er sie in Gegenwart der Offiziersfrauen nicht mehr anzureden wagte. „Der Quartiermeister hat das Loch gerissen, und dann konnte eure Kugel leicht durchfliegen."

„Nun, Quartiermeister, wir können's ja mit dem Nagel versuchen, wer's besser kann, ihr oder ich. Ich hab heut nicht mittun wollen, aber da ich mal dabei bin, will ich keinem Mann weichen, der ein königliches Patent trägt. Und wenn euch der Nagel nicht genug ist, Quartiermeister, so wollen wir's mit der Kartoffel probieren."

„Ihr seid ein großer Prahler heute, Pfadfinder, aber ihr habt keinen grünen Jungen vor euch, das kann ich euch versichern."

„Ich weiß, Quartiermeister, und ich spreche euch die Erfahrung nicht ab. Ihr lebt schon lange an der Grenze, schon vor einem Menschenalter hab ich von euch erzählen hören."

„Na, na," unterbrach Muir im breitesten Schottisch, „tut mir kein Unrecht, Mann, so alt bin ich noch nicht."

„Ich will euch kein Unrecht tun, Leutnant, ihr seid ein ganz guter Schütz, aber nicht mit dem Jagdgewehr. Und da ihr vom Prahlen redet, ich glaub' nicht, daß ich einer bin, der viel von dem redet, was er tut, aber jeder Mensch hat seine Gaben und er soll sie nicht verleugnen. Da die Tochter des Sergeanten wird unser Richter sein, wenn ihr einen so hübschen Richter annehmen wollt."

Der Quartiermeister schwieg einige Augenblicke, er fühlte seine schwierige Lage, aber Mabels hübsches, lächelndes Gesicht siegte über seine Bedenken.

„Ihr sollt euren Willen haben, Pfadfinder," sagte er. „Die Tochter des Sergeanten, die reizende Tochter des Sergeanten will ich sagen, soll Schiedsrichter sein, und ihr soll der Preis gehören, den einer von uns gewinnt. Sie sehen, meine Damen, ich muß Pfadfinder den Willen tun, sonst hätten wir die Ehre gehabt, uns an eine aus Ihrer reizenden Gesellschaft zu wenden."

Sie wurden an den Stand gerufen, und die zweite Probe begann. Ein großer Nagel wurde nicht sehr tief in die Scheibe geschlagen und der Kopf mit Farbe bestrichen; wer ihn nicht traf, konnte an den folgenden Proben nicht mehr teilnehmen. Etwa ein halbes Dutzend Schützen meldeten sich, die andern wollten ihren Ruf nicht weiter gefährden, und auch von den sechsen verfehlten die drei ersten ihr Ziel. Der vierte war der Quartiermeister, der wieder all seine umfassenden Vorbereitungen traf, und dessen Kugel ein Stück vom Kopfe des Nagels mitriß und neben der Spitze in die Scheibe drang.

„Ihr habt euren Speck gerettet, Quartiermeister, wie sie in den Ansiedlungen sagen," rief der Pfadfinder lachend. „Aber man würde lang brauchen, um ein Haus zu bauen, wenn man keinen besseren Hammer hat als den euren. Jasper wird euch zeigen, wie man einen Nagel einschlägt. Ihr hättet's auch besser gemacht, Leutnant, wenn ihr euch nicht so viel Mühe gegeben hättet, soldatisch auszuschauen."

Indessen krachte Jaspers Schuß und trieb den Nagel in die Scheibe, so daß er nur noch einen Zoll weit hervorstand.

„So, nun faßt ihn, Jungen," rief der Pfadfinder, an die Stelle seines Freundes tretend. „Nein, ich brauche keinen neuen Nagel, ich kann den alten schon sehen, wenn auch die Farbe weg ist, und was ich sehen kann, kann ich auf hundert Ellen auch treffen. So, nun faßt ihn, wenn ihr könnt!"

Der Schuß krachte, die Kugel flog, und der Kopf des Nagels stak tief im Holz, von dem flachgeschlagenen Blei bedeckt.

„Gut, Jasper, mein Junge," sagte der Pfadfinder, den Gewehrkolben zur Erde stellend. „Ihr macht's täglich besser. Noch ein paar Streifereien über Land, und der beste Schütze an der Grenze wird gegen euch einen schweren Stand haben. Der Quartiermeister schießt ganz anständig, aber er bringt's nicht mehr weiter, während ihr, Jasper, ihr habt die Gabe . . ."

„Hoho!" rief Muir, „so nennt ihr den Nagel auf den Kopf treffen nur anständig? Grob schlagen kann jeder, aber zart muß der Mann sein. Je mehr einer kann, desto zarter trifft er."

„Die sicherste Entscheidung ist eine neue Probe," bemerkte Lundie. „Nun kommt die Kartoffel. Da du Schotte bist, Muir, wäre ein Haferkuchen für dich vielleicht besser, aber der Grenzgebrauch verlangt die amerikanische Frucht."

Da der Major jetzt einige Ungeduld zu zeigen schien, verzögerte Muir die Sache nicht länger durch seine theoretischen Bemerkungen, sondern bereitete sich zum Schuß. Er hoffte zwar kaum, daß die neue Probe ihm gelingen würde, aber der Major hatte ihm den Possen spielen wollen und befahl ausdrücklich, ihn an den Stand zu rufen. Auf das Kommando „Werfen!" wurde die Kartoffel in die Höhe geworfen, der Schuß krachte, aber das fliegende Ziel blieb unverletzt.

„Rechtsum kehrt und ausgetreten, Quartiermeister," sagte der Kommandant lächelnd, „nun hängt der seidene Schal zwischen Jasper Eau-douce und Pfadfinder."

„Und wie wird's entschieden, Major?" fragte der letztere. „Mit zwei Kartoffeln oder Mitte und Schale?"

„Durch Mitte und Schale, wenn ein erkennbarer Unterschied ist, sonst folgt der Doppelschuß."

„Das ist ein schrecklicher Augenblick für mich, Pfadfinder," sagte Jasper, als er zum Stand schritt, und sein Gesicht war bleich vor Erregung.

Pfadfinder sah den jungen Mann ernst an, dann bat er den Major, sich einen Augenblick zu gedulden, und führte seinen Freund außer Hörweite.

„Ihr nehmt euch die Sache so zu Herzen, Jasper?" fragte er, die Augen fest auf die des jungen Mannes gerichtet. „Habt ihr eine solche Begier, mich, euren alten Freund, zu übertreffen, und in meinem eigenen Beruf? Schießen ist meine Gabe, Junge, und eine gewöhnliche Hand kommt gegen die meine nicht auf."

„Ich weiß es, Pfadfinder, eben darum! Aber . . ."

„Aber was, Junge! Sprecht doch frei heraus, ihr redet zu einem alten Freund!"

„Ich geb's zu, Pfadfinder, noch niemals hätt' ich so gern gewonnen."

Der junge Mann preßte die Lippen zusammen, strich mit der Hand über die Augen und wurde rot und bleich. Dann drückte er dem andern die Hand und sagte ruhig, wie einer, der seine Beherrschung wiedergewonnen: „Ich möchte mir einen Arm abhauen lassen, Pfadfinder, wenn ich den Schal Mabel Dunham geben könnte."

Der Jäger warf die Augen zu Boden und ging langsam in tiefem Nachdenken über das Gehörte zum Stand zurück.

„Beim Doppelschuß könnt ihr nicht mit, Jasper," sagte er plötzlich.

„Das ist ja meine Angst."

„Was für ein Geschöpf der Mensch ist! Immer begehrt er das, was nicht seine Gabe ist, und was die Vorsehung ihm gibt, damit ist er nicht zufrieden. Macht nichts! Geht an den Stand, Jasper, denn der Major wartet. Und hört, Bursch, treffen muß ich, sonst kann ich mich ja in der Garnison nicht mehr zeigen."

„Ich muß es eben tragen," erwiderte Jasper, wieder rot und bleich werdend, „aber versuchen will ich's, und wenn ich drüber sterbe."

„Was für ein Ding der Mensch ist!" wiederholte Pfadfinder zurücktretend, „seine eignen Gaben übersieht er und begehrt die der andern."

Die Kartoffel wurde geworfen, Jasper feuerte, und der Ruf „Mitte!" verkündete, daß Jasper sie durchschossen hatte.

„Da habt ihr mal einen würdigen Gegner, Pfadfinder," rief der Major freudig. „Heut werden wir ein feines Schießen sehen. Besonders wenn der Doppelschuß kommt."

„Was für ein Ding ist der Mensch," wiederholte der Jäger, ohne auf den Major zu achten, so tief war er in seine eigenen Gedanken verloren.

„Werfen!"

Die Kartoffel flog, der Schuß krachte, — gerade als der kleine schwarze Ball in der Luft stillzustehen schien, denn der Schütze zielte aufmerksamer als sonst seine Gewohnheit war — aber enttäuscht und verwundert blickten die Männer, welche die Kartoffel aufgehoben hatten.

„Zwei Löcher?" rief der Major.

„Schale!" war die Antwort, „nur die Schale!"

„Was ist denn das, Pfadfinder? Soll Jasper Eau-douce der Sieger des Tages sein?"

„Der Schal gehört ihm," erwiderte dieser kopfschüttelnd und ging ruhigen Schrittes vom Stand. „Nein, was für ein Geschöpf der Mensch ist!"

Der Preis ward Jasper sofort zugesprochen, und er hielt den Schal in Händen, als der Quartiermeister mit politischer Herzlichkeit herantrat und ihm Glück wünschte.

„Nun habt ihr den Schal, Junge," sagte er noch, „aber ihr könnt ihn nicht brauchen. Ihr könnt kein Segel daraus machen und keine Fahne. Es wird euch vielleicht angenehm sein, gutes königliches Silber dafür zu bekommen."

„Der ist nicht für Geld zu haben, Leutnant," rief Jasper mit freudeglänzenden Augen. „Der Schal ist mir lieber, als wenn ich fünfzig neue Segel für den Scud bekommen hätte."

„Hoho, Junge, ihr werdet ja verrückt wie alle andern! Lieber will ich euch eine halbe Guinee für das Zeug geben, als daß es in der Kabine eures Kutters herumliegen soll und zuletzt vielleicht ein Kopfschmuck für eine Squaw wird."

Obwohl Jasper nicht wußte, daß, was der geriebene Quartiermeister ihm geboten hatte, nur den halben Wert des Schals ausmachte, schüttelte er doch nur das Haupt und schritt auf die Tribüne zu, auf der sein Kommen einige Bewegung hervorrief, da all die Offiziersdamen bereit waren, die Galanterie des jungen Seemanns anzunehmen. Aber selbst wenn Jasper keine andere im Sinn gehabt hätte, so hätte er doch schon aus Scheu nie gewagt, einer der Damen ein solches Kompliment zu machen.

„Mabel," sagte er, „dieser Preis ist für euch, wenn ihr nicht . . ."

„Wenn ich nicht was, Jasper?" antwortete das Mädchen, das seine eigene Schüchternheit überwand, um seiner Verlegenheit zu Hilfe zu kommen. Aber beide wurden dabei feuerrot.

„Wenn ihr nicht zu gering davon denkt, weil's euch einer anbietet, der gar kein Recht hat, zu glauben, daß ihr es von ihm annehmen werdet."

„Ich nehm es gern an, Jasper; es soll ein Andenken an die gemeinsame Gefahr sein und an die Dankbarkeit, die ich für euch fühle und für Pfadfinder . . ."

„Ach, denkt nicht an mich," rief dieser, der eben hinzugekommen war. „Jasper hat das Glück, und es ist Jaspers Gabe. Ein andermal komme ich an die Reihe oder der Quartiermeister, denn mir scheint, der ist dem Jungen um den Schal neidisch! Aber was kann er damit wollen, er hat doch keine Frau!"

„Und hat etwa Jasper Eau-douce eine Frau oder habt ihr eine? Vielleicht will ich eine Frau damit kriegen, oder ich will's zur Erinnerung, daß ich eine Frau gehabt, und zum Beweis, wie sehr ich die Frauen liebe, nur darum, weil es ein Frauen-Putzstück ist. Das kann ich euch sagen, es gibt kein besseres Zeichen dafür, daß einer seiner ersten Frau ein guter Mann gewesen ist, als wenn er sich rasch um eine Nachfolgerin für sie umsieht."

„Na, es kann wohl so sein; in diesen Dingen hab' ich keine Erfahrung und kann nicht widersprechen. Kommt, Jasper, wenn wir auch fertig sind, wir wollen sehen, was die andern Jungen können."

Der Schal ging indessen unter den Damen von Hand zu Hand, sie fühlten die Seide an, prüften die Arbeit, kritisierten die Fasson; leise Bemerkungen wurden getauscht und dann wendete sich die eine Hauptmannsfrau an Mabel:

„Vielleicht werdet ihr den Schal verkaufen wollen, wenn ihr euch genug darüber gefreut habt? Denn ihr könnt ihn doch nicht tragen."

„Wenn ich ihn auch nicht trage, Madame," erwiderte das Mädchen bescheiden, „so möchte ich mich doch nicht davon trennen."

„Ich weiß, ihr habt es nicht notwendig, etwas zu verkaufen, aber ein Stück, das ihr nicht tragen könnt, behalten, ist hinausgeworfenes Geld."

„Ich möchte es als Andenken behalten, Madame."

„Aber der junge Mann wird nur eine bessere Meinung von euch bekommen, wenn ihr vernünftig seid. Es ist ein sehr hübscher Schal, es wäre schade, ihn wegzuwerfen."

„Ich will ihn nicht wegwerfen, Madame, aber ich will ihn behalten, mit Verlaub!"

„Wie ihr wollt, Kind. Mädchen in eurem Alter wissen nicht, was für sie nützlich ist. Aber erinnert euch, wenn ihr den Schal später einmal loswerden wollt, was wir gesprochen haben: ich nehme ihn nicht mehr."

„Sehr wohl, Madame," sagte Mabel mit der denkbar demütigsten Stimme, obschon ihre Augen funkelten und ihre Wangen sich röteten wie zwei Rosen; gleichzeitig legte sie das verbotene Tuch um ihre wohlgeformten Schultern, trug es eine Minute, wie um zu versuchen, wie es ihr stünde, und nahm es dann ruhig wieder ab.

Das Schießen bot nun kein Interesse mehr. Die Damen und die Mehrzahl der Offiziere zogen sich zurück und die andern Frauen folgten bald ihrem Beispiel. Mabel schritt über die flachen Felsen, die sich dem Seeufer entlang zogen, und ließ ihren hübschen Schal von einem noch hübscheren Finger baumeln, als sie Pfadfinder begegnete. Er trug die Büchse, mit der er geschossen hatte, aber seine Art und Weise verriet ein gewisses Unbehagen und sein Auge blickte unruhig umher. Nach ein paar gleichgültigen Worten über den See und das Wetter sah er das Mädchen plötzlich fest an und sagte:

„Jasper hat diesen Schal für euch ohne eine wirkliche Probe bekommen."

„Er hat ihn ehrlich verdient, Pfadfinder."

„Gewiß, gewiß, niemand hätte mehr tun können als er. Wenigstens nicht mit der einen Kartoffel. Aber manche hätten das gleiche können."

„Aber niemand hat's getan!" rief Mabel mit einer Heftigkeit, die sie sogleich bereute, weil sie im Gesicht des Führers las, daß er darüber gekränkt war.

„Lassen wir's, Mabel, oder wenn ihr wollt, fragt Jasper selber. Er hat ein braves Herz und eine wahre Zunge."

„Hat er den Schal nicht verdient?"

„Nein, nein, er hat ihn schon verdient, er hat den besten Schuß getan. Nur hätte vielleicht ein anderer einen noch besseren tun können. Aber deshalb sag' ich euch das nicht. Es liegt auch nichts dran, das Ding ist doch in die rechte Hand gekommen."

„Ich fange an zu verstehen," sagte Mabel, rot werdend. „Dann hab ich den Schal also eigentlich von euch beiden bekommen?"

„Nein, tut dem Jungen kein Unrecht. Ich will nur, daß ihr wißt, daß, wenn ich ihn gewonnen hätte, dieselbe Person ihn gekriegt hätte."

Mabel wurde sehr nachdenklich.

„Dann war's aber eigentlich nicht anständig von Jasper," sagte sie, „daß er eure Güte so ausnützte."

„Nein, sagt das nicht, Mabel, Jasper ist der anständigste Bursch am See. Er weiß sehr gut, daß ich zwei Kartoffeln nebeneinander treffen kann, oder auch zwei Möven hintereinander, die da fliegen, und daß kein anderer an der Grenze das kann. Nein, es ist nur eine natürliche Sache für alle jungen Leute, daß sie vor hübschen, jungen Frauenzimmern eine gute Figur machen wollen."

„Ich will alles vergessen, Pfadfinder, nur nicht, wie gut ihr beide gegen mich gewesen seid," rief das Mädchen, außerstande, eine Erregung zu beherrschen, die sie sich selber kaum erklären konnte. „Da, nehmt diese Brosche, sie ist aus Silber: ich schulde euch das Leben oder wenigstens die Freiheit, nehmt sie dafür!"

„Was soll ich damit tun, Mabel?" fragte der verwirrte Jäger. „Ich trage weder Schnallen noch Knöpfe, nur hirschlederne Riemen. Das Ding ist ganz hübsch, aber am hübschesten ist es doch dort, wo es war."

„Nein, steckt es an euer Jagdhemd, es wird dort ganz gut aussehen. Es soll ein Zeichen unserer Freundschaft sein, Pfadfinder, und soll euch sagen, daß ich euch nie vergessen werde." Damit lächelte sie ihm zum Abschied zu, sprang das Ufer hinauf und war bald hinter dem Wall verschwunden.

Zwölftes Kapitel

Einige Stunden später stand Mabel Dunham in tiefen Gedanken auf der Bastei, von der man über Fluß und See blicken konnte. Der Abend war still, kein Hauch regte sich, und man begann sich zu fragen, ob die Abteilung, die nach den Tausend Inseln gehen sollte, noch in dieser Nacht würde aufbrechen können. Vorräte, Waffen und Munition waren bereits eingeschifft, auch Mabels Gepäck war an Bord, aber die Leute waren noch am Ufer, denn es schien keine Aussicht vorhanden, daß der Kutter unter Segel gehen würde. Jasper hatte den Scud aus der Bucht und so weit den Strom hinaufbugsiert, daß er nur noch die Mündung zu passieren brauchte. Dort aber lag er still vor einem einzigen Anker. Die ausgemusterten Soldaten lungerten am Ufer der Bucht und warteten, ob sie den Befehl, sich einzuschiffen, erhalten würden oder nicht.

Nach der Unterhaltung des Morgens war es auch in der Garnison stille geworden. Die kleine Festung und die Blockhäuser, Ufer und Büsche sahen lieblich aus im Abendlicht, während der schweigende Urwald und die weite Wasserfläche dem sanften Bild einen großartigen Hintergrund gaben. Zum erstenmal begann Mabel zu empfinden, daß man auch hier, nicht nur in den Städten, glücklich sein könnte.

„Schöner Sonnenuntergang, Mabel," sagte die kräftige Stimme ihres Onkels so nahe an ihrem Ohr, daß sie zusammenfuhr, „schöner Sonnenuntergang für ein süßes Wasser, wenn wir auch auf der See nicht viel davon halten würden."

Das Mädchen war an diese Vergleiche bereits zu sehr gewöhnt, um zu widersprechen, und der Alte fuhr nach kurzer Pause fort:

„Sonderbare Kunden, diese Soldaten. Da, das Scheibenschießen heute morgen, das nennen sie schießen! Das müßtest du auf der See sehen. Da hätten wir unsere Breitseiten springen lassen und uns mit Vollkugeln erlustigt. Das Ziel wäre bestenfalls eine halbe Meile entfernt gewesen, und die Kartoffeln, wenn solche an Bord gewesen wären, wären in den Kochtöpfen geblieben. Es mag ja ein anständiger Beruf sein, aber wer etwas versteht, der sieht doch eine Menge Unsinn und viele Schwächen. Von dem See da will ich nichts sagen, du kennst meine Meinung; ein ordentlicher Seemann setzt kein Ding herab, aber ich will verdammt sein, wenn ich den Ontario für viel mehr ansehe als eine Wassertonne. Nun horch mal, Mabel. Wenn du den Unterschied zwischen dem Ozean und einem See wirklich verstehen willst, so kann ich dir ihn jetzt mit einem Wort klar machen: Siehst du, das ist nun eine Windstille, obschon, die Wahrheit zu sagen, die Windstillen draußen noch viel, viel stiller sind . . ."

„Aber Onkel, kein Hauch ist zu spüren! Die Blätter im Walde könnten nicht unbeweglicher sein!"

„Blätter! Wo gibt's denn Blätter auf der See! Wenn du wissen willst, ob wirkliche Windstille ist oder nicht, dann mußt du ein gegossenes Licht nehmen — denn die gezogenen flackern zuviel —, dann erst kannst du gewiß sein. Es gibt Breiten, wo die Luft

so still ist, daß man sie kaum einatmen kann. Da geht's den Leuten übel. Dafür sieh aber das Wasser an. Still wie Milch in der Pfanne. Das Wasser im Ozean ist nie ruhig, da kann die Luft noch so still sein."

„Was, Onkel? Nicht einmal in einer Windstille?"

„Nein, Kind, das ist's ja eben. Der Ozean atmet wie ein lebendes Geschöpf und ‚seine Brust hebt sich immer', wie die Versschreiber das nennen. Noch niemand hat den Ozean so still gesehen wie diesen See . . ."

„Der See ist auch nicht ganz still. Dort kräuselt er sich am Strand, und hört ihr nicht die Brandung an die Felsen schlagen?"

„Alles nur verdammte Poeterei! Man kann eine Blase ‚kräuseln' nennen, und wenn man das Spülwasser übers Deck gießt, kann einer das Brandung nennen, wenn er will. Aber der Ontario ist nicht mehr der Atlantische Ozean, als eine Fähre von Powles Hook ein Vollschiff ist. Der Jasper ist ein feiner Bursch und, wenn er was lernen würde, könnte ein Mann aus ihm werden."

„Findet ihr ihn so unwissend, Onkel?" fragte Mabel, die plötzlich etwas an ihrem Haar zu richten hatte, um ihr Gesicht abwenden zu können. „Mir scheint, daß Jasper Eau-douce mehr weiß als die meisten jungen Leute seines Standes. Gelesen hat er wohl nicht viel, aber er hat viel gedacht, trotzdem er noch so jung ist."

„Nichts versteht er, kann auch gar nicht anders sein, wenn einer immer nur auf einem Binnenwasser gefahren ist. Ja, ja, er wird wohl einen Zimmermannsknoten zustande bringen, aber davon, wie man ein Tau splißt oder einen Szepterknoten macht, davon hat er nicht mehr Ahnung als du davon hast, wie man einen Anker kettet. Wir beide sind dem Jasper und dem Pfadfinder verpflichtet, und ich hab schon nachgedacht, was ich für die zwei tun kann, denn Undankbarkeit ist in meinen Augen ein Schweinelaster. Manche sagen, Undankbarkeit sei ein Königslaster, ich aber sage, 's ist eine Schweinerei. Denn wenn man ein Schwein zu Tisch lädt, frißt es einen zum Nachtisch."

„Ja, Onkel, das wäre sehr gut, wenn wir für diese zwei braven Leute etwas tun und ihnen zeigen könnten, wie dankbar wir ihnen sind."

„Gesprochen wie deiner Mutter Tochter, Mädel, ich sehe, du bist eine Cap. Nun, mir ist was eingefallen, was allen gleich passen wird, und sowie wir von dieser kleinen Reise zurückkommen, werde ich den Vorschlag machen."

„Lieber Onkel, das ist so nett und recht von euch — darf ich wissen, was ihr tun wollt?"

„Dir will ich's nicht verhehlen, Mabel, aber deinem Vater brauchst du nichts davon zu sagen, denn der Sergeant hat Vorurteile und könnte Schwierigkeiten machen. Weder Jasper noch der Pfadfinder können's hier zu etwas bringen. So will ich beide mit mir an die Küste nehmen und flottmachen. Der Jasper würde in vierzehn Tagen Seemannsbeine kriegen, und eine einjährige Reise macht einen Mann aus ihm. Mit dem Pfadfinder wird's wohl länger dauern, vielleicht taugt er auch nicht recht, aber mit seinen guten Augen kann er schon was erreichen."

Mabel lächelte. „Und ihr glaubt, Onkel, sie werden mitkommen wollen?"

„Halt ich sie denn für Dummköpfe? Jeder vernünftige Mensch will vorwärtskommen. Wenn der Jasper auf den richtigen Weg gebracht wird, kann er noch als Herr eines Vollschiffes sterben."

„Und wird ihn das glücklicher machen, lieber Onkel? Ist es so viel besser, Herr eines Vollschiffs zu sein als eines Leerschiffs?"

„Pah — pah, Magnet, von Schiffen kannst du höchstens zu hysterischen Mädeln reden, was verstehst denn du davon? Überlaß das mir, ich werd's schon machen. Da ist der Pfadfinder, ich kann ihm ja eine Andeutung machen."

Der Jäger kam ein wenig verlegen heran. „Onkel und Nichte", sagte er, „sind in Familie. Da ist kein Fremder vielleicht nicht willkommen?"

„Ihr seid kein Fremder, Meister Pfadfinder," erwiderte Cap, „und niemand könnte willkommener sein. Wir sprachen eben von euch, und wenn Freunde von einem Abwesenden reden, dann kann er sich schon denken, was sie gesagt haben."

„Ich will keine Geheimnisse wissen. Jedermann hat seine Feinde; aber ihr, Meister Cap, und die hübsche Mabel gehören wohl nicht zu den meinen. Von den Mingos will ich nichts sagen, obschon auch sie keinen gerechten Grund haben, mich zu hassen."

„Das glaub' ich euch, Pfadfinder, denn ihr scheint ein rechtschaffener Mann. Aber ich weiß euch einen Weg, auch der Feindschaft dieser Mingos zu entgehen, wenn ihr auf meinen Rat hören wollt. Und ich geb' ihn euch kostenfrei."

„Nein, ich verlange mir keine Feinde, Salzwasser," sagte der Pfadfinder, indem er den Namen ins Englische übersetzte, den die Indianer im Fort Cap gegeben hatten. „Ich bin bereit, die Streitaxt auch mit den Mingos und Franzosen zu begraben, aber das hängt nicht von mir ab."

„Ihr braucht nur euren Anker zu lichten und mich an die Küste zu begleiten, Freund Pfadfinder, wenn wir von dieser kurzen Fahrt zurückkommen, und ihr seid vor jeder Indianerkugel sicher."

„Was soll ich auf dem Salzwasser tun? Soll ich in den Städten jagen? Der Spur der Leute folgen, die auf den Markt gehen und Hühner und Hunde aus dem Anstand schießen? Da wünscht ihr mir nichts Gutes, Meister Cap. Da würde ich ja der Vorsehung gerad entgegen handeln, wenn ich nicht nach meinen Gaben lebte und was anderes werden wollte. Und hier mag ich euch wohl nutzlos scheinen, aber wenn wir nach den Tausend Inseln kommen, werdet ihr vielleicht noch Gelegenheit haben, zu erfahren, daß ein sicheres Rohr manchmal eine Gottesgabe ist."

„So kommt ihr mit uns?" sagte Mabel, und sie lächelte dem Führer so freundlich zu, daß er ihr ans Ende der Welt gefolgt wäre. „Da werde ich mich ja noch sicherer fühlen."

„Euer Vater würde euch schon beschützen, Mabel, und jeder würde euch helfen wollen; aber ich meine, eurem Onkel wird so eine Reise gefallen, bei der gesegelt wird und er sich so ein Binnenmeer mal ansehen kann."

„Von eurem Binnenmeer erwarte ich mir nichts, Meister Pfadfinder. Aber seht, gern würde ich wissen, was der Zweck der ganzen Fahrt ist, denn man will doch nicht müßig gehen, und mein Schwager, der tut so heimlich wie ein Freimaurer. Weißt du's vielleicht, Mabel?"

„Nein, Onkel, über militärische Sachen darf ich den Vater nichts fragen."

„Vielleicht könnt ihr uns was davon verraten, Meister Pfadfinder, ihr tätet mir einen Gefallen damit."

„In der Garnison darf man wohl nichts davon reden, aber da ihr mitgehen sollt, werde ich euch wohl sagen dürfen, wohin es geht. Von den Tausend Inseln habt ihr gehört, Meister Cap?"

„Ja, ja, aber es werden wohl keine wirklichen Inseln sein, wie wir sie auf dem Ozean haben, und tausend, das heißt wohl zwei oder drei, wie bei den Toten und Verwundeten in einer großen Schlacht."

„Hunderte davon werden wir euch schon zeigen, wenn's auch vielleicht nicht gerade tausend sind. Jedenfalls sind's so viel, daß es uns noch nie gelungen ist, sie zu zählen."

„Was für Dinger sind es, und wie sind sie denn?"

„Land und ringsherum Wasser."

„Ja, aber was für Land und was für Wasser? Nun, wir werden ja sehen. Aber Inseln oder nicht, was ist der Zweck der Fahrt?"

„Hm, da ihr ein so alter Seemann seid, Meister Cap, werdet ihr wohl von einem Hafen Frontenac gehört haben?"

„Wie denn nicht! Ich will nicht sagen, daß ich im Hafen gewesen bin, aber angesteuert hab ich ihn oft."

„Also dann kennt ihr die Gegend, obschon ich nicht begreifen kann, wie ihr nur vom Ozean aus hingekommen sein mögt. Ihr müßt wissen, daß diese großen Seen alle zusammenhängen, das Wasser fließt aus einem in den andern bis in den Erie, der westlich liegt und so breit ist wie der Ontario selbst. Aus dem Erie fließt das Wasser, bis es an einen niedrigen Berg kommt, über den es wegfließt . . ."

„Da möchte ich aber wissen, wie zum Teufel das Wasser das machen kann."

„Nun leicht genug, Meister Cap," erwiderte Pfadfinder lachend, „da es nur hinabzufallen braucht. Ja, wenn ich gesagt hätte, das Wasser fließt den Berg hinauf, dann wär's gegen die Natur gewesen. Aber hinabfließen ist unserer Meinung nach keine schwere Arbeit für Wasser. Das heißt für süßes Wasser."

„Schön. Aber ihr sagtet, daß das Wasser aus dem See einen Berg hinabfließt, und das ist gegen alle Vernunft."

„Gut, wir wollen darüber nicht streiten, aber was ich gesehen hab, hab ich gesehen. Dann kommt das Wasser in den Ontario, und dann fließt das Wasser von all den Seen durch einen Fluß ins Meer; und in dem letzten engen Teil vorher, der weder Fluß noch See ist, liegen die Inseln. Nun, Frontenac ist der französische Posten über den Inseln, unter ihnen aber haben sie eine Garnison, und von dort schicken sie ihre Vorräte und Munition den Fluß hinauf nach Frontenac, und von da den Seeufern entlang, damit sie ihre Teufeleien unter den Wilden anstiften und christliche Skalps bekommen können."

„Und wir fahren hin, um das zu verhindern?" fragte Mabel.

„Ja, wenn wir können. Lundie, der Kommandant, hat eine Abteilung nach den Inseln geschickt, um die französischen Boote abzufangen, und wir sind die zweite Ablösung. Viel haben sie bis jetzt nicht ausgerichtet. Sie haben nur zwei Kähne mit Indianersachen genommen; aber vorige Woche kam ein Läufer und brachte solche Nachrichten, daß der Major einen letzten Versuch machen wird, den Schuften beizukommen."

„Ist das alles?" sagte Cap verächtlich. „Nach all den Vorbereitungen hätte ich gedacht, es wäre eine große Schmuggelei im Wind und man könnte auf anständige Weise seine Beutel füllen. Es gibt am Ende gar keine Anteile bei den Süßwasserprisen?"

„Was? Wie?"

„Der König kriegt alles bei diesen Expeditionen und Auflauereien?"

„Darüber weiß ich nichts, Meister Cap. Ich nehme mir meinen Anteil an Pulver und Blei, wenn eins in unsere Hände fällt, und dem König sag ich nichts davon. Vielleicht bekommen andere mehr, das weiß ich nicht, obschon es allerdings Zeit wird, daß ich an ein Haus und Wohnung und Einrichtung denke."

Pfadfinder wagte bei dieser Anspielung auf eine Veränderung in seinem Leben nicht, Mabel anzusehen, obgleich er eine Welt darum gegeben hätte, zu wissen, ob sie es

gehört hatte, und wie ihr Gesicht dabei aussah. Da aber die Anspielung für andere nicht so deutlich war wie für ihn selber, hatte Mabel sie gar nicht verstanden, sondern blickte ruhig nach dem Fluß, da an Bord des Kutters eine gewisse Bewegung bemerkbar wurde. Man hörte, wie auf dem Deck ein schwerer Gegenstand fiel, und Pfadfinder blickte in der gleichen Richtung.

„Jasper bringt den Kutter heraus," sagte er. „Der Junge sieht offenbar, daß Wind kommt, und macht sich bereit."

„So, jetzt werden wir eine Gelegenheit haben, etwas zu lernen," erwiderte Cap höhnisch. „Daran, wie er ein Fahrzeug unter Segel bringt, kann man den richtigen Seemann sofort erkennen. Geradeso, wie wenn ein Soldat sich den Rock zuknöpft, man sieht gleich, ob er oben oder unten anfängt."

„Ich will nicht behaupten, daß Jasper euren Seeleuten drunten gleichkommt," bemerkte der Pfadfinder, „aber er ist ein kühner Junge, und mit seinem Kutter versteht er so geschickt umzugehen, wie man's nur wünschen kann. An den Oswegofällen habt ihr ihn nicht lässig gefunden, Meister Cap, wie? Und dort habt ihr auch gesehn, daß süßes Wasser ganz leicht über einen Berg herunterfällt."

Cap antwortete nur mit einem Brummen; dann beobachteten alle schweigend die Bewegungen des Kutters. Noch immer herrschte vollkommene Windstille; der See leuchtete in den letzten Strahlen der Abendsonne. Der Scud war an einem Wurfanker heraufbugsiert worden, der etwa hundert Schritt über der Mündung lag, und der Fluß bot hier Raum genug zum Manövrieren. Aber die vollkommene Stille machte jedes Manöver unmöglich. Kein Segel wurde losgemacht, sondern sobald der Anker gelichtet war, wurden die schweren Schläge der breiten Riemen vernehmbar, und der Kutter begann sich mit dem Bug stromaufwärts nach der Mitte der Strömung zu bewegen; dort hörten die Leute auf zu rudern, und das Schiff trieb der Mündung zu. Es schoß durch die enge Öffnung, und fünf Minuten später schwamm es jenseits der zwei niederen kiesbedeckten Landspitzen, die die Wellen des Sees auffingen. Kein Anker wurde herabgelassen, und das Schiff trieb weiter vom Land, bis sein dunkler Körper etwa eine Viertelmeile von dem niederen Felsufer, das das Ostende der äußeren Reede bildete, auf der glasigen Fläche des Sees still lag.

„Ich finde, es sieht sehr schön aus," sagte Mabel, die den Blick nicht vom Kutter gewendet hatte, „ihr werdet ja vielleicht Fehler an ihm finden, seid vielleicht auch mit der Führung nicht zufrieden, für meine Unwissenheit scheint beides vollkommen."

„Ja, es treibt ganz gut die Strömung hinab, ein Holzklotz trifft das auch. Aber freilich, wenn von seemännischen Feinheiten gesprochen werden soll, dann braucht eine alte Teerjacke wie ich keine Brille, um Fehler zu finden."

„Na, Meister Cap," warf der Führer ein, „ich habe alte und erfahrene Salzwasserschiffer sagen gehört, daß der Scud ein so hübsches Fahrzeug ist, als es nur immer eins geben kann. Ich verstehe ja nichts davon, aber man kann seine Meinung haben, auch wenn's eine falsche Meinung ist; jedenfalls müßten mehr Zeugen als einer kommen, um mich zu dem Glauben zu bringen, daß Jasper sein Boot nicht in Ordnung hält."

„Ich sage nicht, daß der Kutter geradezu unseemännisch gehalten ist, Meister Pfadfinder, aber er hat Fehler, und große Fehler."

„Wo sind die Fehler, Onkel, sagt sie doch, daß Jasper sie verbessern kann."

„Wo sie sind? Ich sehe fünfzig, nein hundert sehr grobe und sichtliche Fehler."

„So sagt sie doch! Pfadfinder wird sie Jasper aufzählen."

„Aufzählen? Man kann die Sterne nicht leicht aufzählen, weil es so viele gibt! Aufzählen! Sagen! Also, meine hübsche Nichte, Fräulein Magnet, was halten Sie denn von dem Giekbaum dort? Für meine unwissenden Augen ist er wenigstens um einen Fuß zu hoch getoppt; die Flagge ist faul, und weiter . . . ja, der Teufel soll mich holen, wenn nicht das Beschlagzeising von dem einen Toppsegel los ist! Wenn man den Anker jetzt losließe, so wett' ich, man würde einen Turn im Tau an den Klüsen finden. Fehler! wirklich, ein Seemann braucht nur eine halbe Minute hinzusehen, um zu erkennen, daß es so voll Fehler ist, wie ein Dienstbote, der seine Entlassung verlangt."

„Jasper weiß gewiß nichts davon, Onkel, sonst würde er die Fehler sofort verbessern, nicht wahr, Pfadfinder?"

„Laßt Jasper den Kutter nur nach seiner Art führen, Mabel. Das ist seine Gabe. Und glaubt mir, kein Mensch kann ihn lehren, den Scud so zu führen, daß die Frontenacker und ihre Mingofreunde ihn nicht kriegen. Wer fragt nach einem Turn im Anker, oder ob die Klüsen zu hoch getoppt sind, Meister Cap, solange das Schiff gut segelt und den Franzosen eine Nase gedreht wird? Hier auf dem See verlaß ich mich auf Jasper, trotz allen Seeleuten von der Meerküste. Womit ich nicht sagen will, daß er Gaben für den Ozean hat, denn dort hat er sich noch nicht erprobt."

Cap antwortete nur mit einem verächtlichen und herablassenden Lächeln. Er stritt nicht weiter mit so unwissenden Gegnern, wohl aber wurde sein Gesichtsausdruck und seine Haltung immer hochmütiger und überlegener. Der Kutter war indessen den Strömungen im See überlassen geblieben und hatte sich nach allen Seiten gedreht, ohne daß seine Bewegungen einen bestimmten Sinn gehabt hätten. Gerade in diesem Augenblick aber wurde das Klüversegel losgemacht und aufgezogen, jetzt schwoll es landwärts, obschon sich noch nicht das geringste Lüftchen auf der Wasserfläche zeigte. Und so gering der Trieb war, das leichte Fahrzeug gab nach, und eine Minute später hielt der Scud quer auf die Strömung mit einer so leichten und eleganten Bewegung, daß sie überhaupt kaum merkbar war. Sobald er außer dem Bereich der Flußströmung war, fuhr er in einen Wirbel und schoß auf das Land zu, gerade unter dem Fort, und Jasper warf den Anker aus.

„Nicht schlecht gemacht!" murmelte Cap. „Nicht ganz unseemännisch, obschon er das Heck nach Steuerbord hätte stellen müssen und nicht landwärts; ein Schiff muß immer mit dem Kopf seewärts anfahren, ob es eine Meile vom Land entfernt ist oder nur eine Kabellänge. Denn das sieht seemännisch aus, und das Aussehen hat in der Welt etwas zu bedeuten."

„Jasper ist ein geschickter Bursch," bemerkte Sergeant Dunham plötzlich, der über die Schulter seines Schwagers blickte. „Aber kommt jetzt alle. Wir haben nur mehr eine halbe Stunde Tageslicht, um uns einzuschiffen, und die Boote sind bereit."

Im selben Augenblick ertönten die Trommelzeichen, und eine Minute später waren die Soldaten in Bewegung.

Dreizehntes Kapitel

Die Einschiffung einer so kleinen Abteilung nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Die ganze Mannschaft unter dem Befehl des Sergeanten bestand aus zehn Soldaten und zwei Unteroffizieren; außerdem hörte man jetzt, daß Leutnant Muir die Expedition mitmachen würde, jedoch lediglich als Freiwilliger ohne Kommando und vorgeblich, um irgendwelche Sachen zu erledigen, die in sein Ressort fielen. Hierzu kamen noch Pfadfinder und Cap sowie Jasper und seine Leute, von denen einer noch ein Knabe war. Es waren also zusammen nicht ganz zwanzig Mann und ein vierzehnjähriger Junge. Mabel und eine Soldatenfrau waren die einzigen Frauen an Bord.

Der Sergeant brachte seine Leute in einem breiten Kahn an Bord; dann kehrte er ans Land zurück, um die letzten Befehle zu empfangen und für seine Tochter und seinen Schwager zu sorgen. Nachdem er Cap das Boot gewiesen, das für ihn und Mabel bestimmt war, suchte er den Kommandanten auf, der von der Bastei aus der Einschiffung zusah.

Es war indessen beinahe dunkel geworden. Der See war noch so glatt, daß man die Kähne und Boote gar nicht erst in den Fluß brachte, sondern, da nicht die geringste Brandung am Felsufer zu bemerken war und das Wasser so still lag wie ein Teich, schifften sich alle gleich an Ort und Stelle ein. Wie Cap gesagt hatte, gab es kein Heben und Senken, kein gewaltiges Atmen auf dem Ontario, denn dort wühlen nicht, wie auf dem Weltmeer, Stürme das Wasser an einer Stelle auf, während an anderen Windstille herrscht. Dazu sind die Entfernungen zu klein, und es ist eine alte Erfahrung der Seeleute, daß das Wasser auf den großen Seen des Westens schneller ins Toben gerät und sich rascher beruhigt als auf allen Meeren, die sie kennen.

Ein Dutzend Ruderschläge, und das Boot, in dem Mabel und Cap saßen, lag an der Seite des Kutters. Da das Deck des Scud nur zwei oder drei Fuß über Wasser stand, war es nicht schwer, an Bord zu gelangen. Jasper empfing sie und wies ihnen ihre Räumlichkeiten an. Das kleine Fahrzeug hatte vier Räume unten, da alle Zwischendecksräume eigens für den Transport von Offizieren und Mannschaften mit ihren Frauen und Kindern erbaut und eingerichtet waren. Das beste Zimmer war die Kabine rückwärts, die vier Bettstätten enthielt und sich von den andern vorteilhaft dadurch unterschied, daß sie kleine Fenster hatte, durch die man Licht und Luft einlassen konnte. Diese Kajüte wurde stets den Frauen eingeräumt, wenn solche sich an Bord befanden; da Mabel und die andere Frau darin allein waren, hatten sie es bequem genug. Die Hauptkabine war größer und erhielt das Licht von oben. Sie war dem Quartiermeister, dem Sergeanten, Cap und Jasper zugewiesen, während dem Pfadfinder freistand, sich seinen Platz im Kutter zu wählen, wo es ihm sonst gefiel. Die Korporale und Soldaten waren unter dem Heck untergebracht, das ein eigenes Deck zu diesem Zweck hatte, während die Mannschaft wie üblich im Vorderkastell schlief. Obschon der Kutter keine fünfzig Tonnen Gewicht hatte, war doch reichlich Raum für alle Leute an Bord, ja, die dreifache Zahl wäre im Notfall unterzubringen gewesen.

Als Mabel ihre Sachen in ihrer hübschen und bequemen Kabine unterbrachte, hatte sie das Gefühl, daß Jasper den kleinen Raum für sie besonders behaglich eingerichtet hatte. Sobald sie fertig war, ging sie wieder aufs Deck. Hier war alles in Bewegung, die Männer gingen hin und her, ihre Torniſter und ihr sonstiges Gepäck unterzubringen, aber in kürzester Zeit war alles wieder in Ordnung und vollkommene Stille an Bord. Die Gegenstände am Ufer begannen bereits unkenntlich zu werden, und bald bildete das Land nur eine schwarze, formlose Masse. Bald aber begannen die Sterne einer nach dem andern hervorzukommen und brachten mit ihrem milden, friedlichen Schein das Ruhegefühl, das die Nacht begleitet. Die ganze Szene hatte etwas Besänftigendes und doch zugleich auch etwas Aufregendes. Mabel saß auf dem Achterdeck, der Pfadfinder stand neben ihr auf sein langes Gewehr gelehnt, und sie glaubte in der Dunkelheit sein Gesicht nachdenklicher zu sehen als gewöhnlich.

„Euch, Pfadfinder," sagte sie, „können solche Expeditionen nichts Neues sein, aber wie still die Leute alle sind!"

„Das lernt man im Indianerkrieg. Die Milizen, die reden viel und tun wenig, aber ein Soldat, der mit den Mingos schon zu tun gehabt, der lernt schweigen. Eine stille Armee ist in den Wäldern doppelt so stark, eine laute taugt nicht viel."

„Aber wir sind doch keine Armee und sind auch nicht in den Wäldern! Im Scud kann doch keine Gefahr von den Mingos drohen!"

„Fragt Jasper, wie er das Kommando über den Kutter erhielt, dann werdet ihr die Antwort darauf haben. Vor den Mingos ist niemand sicher, der nicht ihre Natur kennt, und auch dann nur, wenn er sein Wissen keinen Augenblick außer acht läßt. Fragt Jasper, wie er den Kutter bekam!"

„Wie bekam er ihn denn?" fragte Mabel mit großem Interesse. „Es ist doch eine Ehre für ihn, daß er so jung schon ein Schiffskommando erhielt."

„Das ist es auch, aber er hat's reichlich verdient. Eine Fregatte wäre nicht zu viel gewesen, so viel Courage und kaltes Blut zu belohnen, wenn es sowas auf dem Ontario gäbe."

„Aber Jasper . . . Ihr habt mir noch nicht gesagt, wie er den Kutter bekam."

„Es ist eine lange Geschichte, Mabel, und euer Vater, der Sergeant, kann sie besser erzählen als ich, denn er war dabei und ich nicht. Jasper versteht's nicht, das geb ich zu; ich hab ihn oft danach fragen hören, und er hat's nie gut erzählt. Ihn müßt ihr nicht damit quälen, denn es kommt nichts dabei heraus, und das Geschichtenerzählen versteht er nicht."

Mabel beschloß, ihren Vater noch heute nacht zu fragen. Sie dachte ein wenig nach, dann sagte sie:

„Bleibt der Scud bei uns, wenn wir die Insel erreicht haben?"

„Das ist noch nicht sicher. Jasper bleibt mit dem Kutter nicht müßig, wenn irgend etwas getan werden kann, und so wird er wohl auch diesmal was zu tun finden. Ich verstehe ja nichts davon. Aber Jasper kann eine Fährte auf dem Ontario so gut finden wie ein Delaware auf dem Land."

„Und unser Delaware, Pfadfinder, die Große Schlange, warum ist er heute nicht mit uns?"

„Ihr hättet richtiger gefragt: warum seid ihr hier, Pfadfinder? Die Schlange ist an ihrem Platz, ich nicht. Er ist mit zwei oder drei andern draußen auf Kundschaft an den See gezogen, an den Inseln wird er zu uns stoßen und uns Nachricht bringen. Der

Sergeant ist ein viel zu guter Soldat, um sich nicht den Rücken zu decken, während er den Feind in der Front hat. Jammerschade, Mabel, daß euer Vater nicht zum General geboren wurde wie manche Engländer, die herkommen. Nicht eine Woche möchte er die Franzer in den Kanadas lassen."

„Werden wir Feinde in der Front haben?" fragte Mabel lächelnd, aber zum erstenmal fühlte sie eine leichte Angst vor den Gefahren der Expedition. „Wird es vielleicht ein Gefecht geben?"

„Wenn's eins gibt, Mabel, werden Leute genug da sein, euch vor Schaden zu schützen. Aber ihr seid eines Soldaten Tochter, und wir wissen, daß ihr Courage habt. Furcht vor einer Schlacht braucht euch nicht den Schlaf zu rauben."

„Ich habe mehr Mut hier in den Wäldern, Pfadfinder, als je vorher."

„Wißt ihr, was der Sergeant zu mir gesagt hat: Ihr werdet finden, daß Mabel, wie ihre Mutter, kein Frauenzimmer ist, das ein Geschrei anhebt oder sonst einem Mann zur Last fällt, wenn er in Not ist. Im Gegenteil, sie stärkt ihm noch das Herz, wenn's am schlimmsten kommt. Das sagte der Sergeant zu mir, noch ehe ich euer liebes Gesicht überhaupt gesehen."

„Und warum hat mein Vater euch das gesagt, Pfadfinder?" fragte das Mädchen, etwas ernster geworden. „Er wollte wohl, ihr solltet gut von mir denken und mich nicht für ein feiges Dummerl halten, wie die meisten Frauenzimmer sind."

Verstellung, ausgenommen im Feld dem Feind gegenüber, ging dem Pfadfinder so sehr wider die Natur, daß er nicht wußte, was er auf diese Frage antworten sollte. Er fühlte, daß er die Wahrheit nicht antworten konnte, und es schien ihm doch nicht recht, sie zu verbergen. Er schlug also einen Mittelweg ein.

„Ihr müßt wissen, Mabel," sagte er, „daß der Sergeant und ich alte Freunde sind, die an manchem harten Tag Seite an Seite standen — das heißt, nicht wirklich Seite an Seite, sondern ich als Kundschafter immer ein wenig voraus und er bei seinen Leuten. Es ist so die Art bei uns Kriegsleuten, daß wir nicht mehr viel ans Schlagen denken, wenn die Gewehre zu knallen aufgehört haben; bei Nacht an den Feuern oder auf dem Marsch, da reden wir von allen möglichen Dingen, die wir gern haben, gerade wie ihr jungen Frauenzimmer es tut. Natürlich, da der Sergeant so eine Tochter hat wie ihr, hat er sie auch besonders gern, und da ist's auch natürlich, daß er gern von ihr spricht . . . und ich, der ich keine Tochter, keine Schwester, keine Mutter, überhaupt keine Verwandten und Sippen hab, überhaupt niemand als den Delaware, ich stimmte natürlich immer ein und begann euch lieb zu haben, Mabel noch bevor ich euch sah — ja wirklich — bloß, weil wir so viel über euch redeten . . . "

„Und jetzt habt ihr mich gesehen," antwortete das Mädchen lachend, „und nun merkt ihr, wie unklug es ist, für Personen Freundschaft zu fühlen, bevor man sie wirklich kennt."

„Es war nicht Freundschaft, Mabel, nein, es ist nicht Freundschaft, was ich für euch fühle; ich bin der Freund des Delaware seit meiner Kindheit; aber das sind ganz andere Gefühle, als die mir der Sergeant für euch beigebracht. Und ich merk es ganz besonders, seitdem ich euch besser kenne. Ich fürchte manchmal, es ist gar nicht gut für einen, der einen so recht männlichen Beruf hat wie ein Führer oder Kundschafter, oder sagen wir nur ein Soldat, wenn er Freundschaften mit Frauenzimmern, besonders mit jungen Frauenzimmern hat; denn mir ist, als hätte ich schon geringere Lust, hinauszuziehen, und die Gefühle werden von den natürlichen Gaben abgewendet."

„Ihr wollt doch nicht sagen, Pfadfinder, daß eure Freundschaft für mich euch weniger kühn macht, und daß ihr jetzt weniger Lust habt, gegen die Franzosen zu ziehen?"

„Nein, nein. Ja, wenn ihr in Gefahr wäret, da könnt ich tollkühn werden; ich möchte so sagen: bevor ich euch besser kannte, da dacht ich am liebsten an meine Märsche und Späherzüge, ans Lauern im Versteck und an Abenteuer; aber jetzt denk ich weniger daran, sondern mehr an die Baracken und an Abende, an denen diskutiert wurde, an junge Frauenzimmer und ihr Lachen, ihre sanften Stimmen, ihr nettes Aussehen! Ich sag's manchmal dem Sergeanten, er und seine Tochter werden noch einen der besten Kundschafter verderben, der je im königlichen Dienst war!"

„Aber nein, Pfadfinder, das wollen wir nicht! Keiner von uns wünscht euch anders. Ihr seid so ehrlich, so aufrichtig, so furchtlos, so gewissenhaft, so klug; wir haben alle solch ein Vertrauen zu euch! Bleibt doch so!"

Es war zu dunkel, als daß Mabel sehen konnte, wie es im Gesicht ihres Zuhörers arbeitete, als sie ihm freundlich zulächelnd und in sehr energischem Ton diese Worte sprach. Er aber merkte nicht, wie unbefangen sie ihn pries; ihre Augen waren nicht niedergeschlagen, ihre Wangen hatten sich nicht gerötet, kein Zittern war in ihrer Stimme, nur herzlichste Freundschaft, und unerfahren wie er war, legte er sich so viel Lob zu seinen Gunsten aus. Unfähig, noch ein Wort zu sprechen, schritt er fort und blieb an einer andern Stelle, auf sein Gewehr gelehnt, lange schweigend stehen und sah zu den Sternen empor.

Während diese Unterhaltung auf dem Schiffe stattfand, war der Sergeant bei dem Major auf der Bastei.

„Sind die Tornister der Leute nachgesehen worden?" fragte der Major, nachdem er einen Blick auf den schriftlichen Rapport des Sergeanten geworfen hatte. Es war jedoch zum Lesen zu dunkel gewesen.

„Alle in Ordnung, Herr Major."

„Waffen, Munition?"

„Alles in Ordnung, Herr Major."

„Ihr habt alle die Leute an Bord, die ich aufgeschrieben habe, Dunham?"

„Alle. Bessere Leute haben wir nicht im Regiment."

„Wir brauchen die besten, Sergeant. Das Experiment ist jetzt dreimal versucht worden und nie gelungen. Nach so vielen Kosten möchte ich's nicht aufgeben, will's vielmehr noch einmal versuchen, aber dann ist's das letztemal. Vielleicht habt ihr mehr Glück als die Fähnriche, die vor euch gingen: von euch und dem Pfadfinder hängt alles ab."

„Der Herr Major können auf uns zählen."

„Der Pfadfinder ist ein ganz ungewöhnlicher Mensch, Dunham, lange Zeit hab ich mich in ihm nicht ausgekannt, aber jetzt hab ich ebensoviel Achtung für ihn wie für irgendeinen General in Seiner Majestät Diensten."

„Da darf ich wohl hoffen, daß der Herr Major seine Heirat mit meiner Tochter, die ich vorhabe, mit günstigen Augen ansieht."

„Das, Sergeant, das wird sich erst zeigen," erwiderte Lundie lächelnd. „Ein Frauenzimmer ist oft schwerer zu behandeln als ein ganzes Regiment Männer. Nebenbei — ihr wißt, daß ein anderer, der gern euer Schwiegersohn sein möchte, der Quartiermeister, mitgeht. Ich hoffe, ihr werdet ihm im Bewerb um das Herz eurer Tochter wenigstens die gleichen Chancen geben."

„Wenn ich das nicht schon aus Respekt vor seinem Rang tun müßte, so würde der Wunsch Euer Gnaden genügen."

„Danke, Sergeant. Aber versteht mich wohl — ich verlange für Davy Muir nichts weiter als gleiche Chancen, keine Gunst. In der Liebe wie im Krieg muß jeder Mann seine Siege selbst gewinnen. Sind die Rationen alle richtig berechnet?"

„Ganz bestimmt, Herr Major. Aber wenn auch nicht, — mit zwei Jägern wie Pfadfinder und der Schlange kann es uns nicht fehlen."

„Das gibt's nicht, Dunham," unterbrach Lundie ihn scharf, „das kommt davon, daß ihr ein Amerikaner seid und in Amerika ausgebildet. Ein richtiger Soldat verläßt sich für den Proviant auf nichts anderes als lediglich auf seine Proviantmeister, und ich bitte mir sehr aus, daß mein Regiment nicht das erste schlechte Beispiel gibt."

„Der Herr Major hat nur zu befehlen."

„Eine Armee darf sich nur auf ihre Proviantmeister verlassen. Die Unordnung, die bei den Milizen herrscht, hat nun schon zu lange mit dem Königlichen Dienst Schindluder getrieben, als daß man die Augen noch länger zudrücken dürfte. Ihr wolltet was sagen, Sergeant, ich sehe es, redet nur heraus!"

„General Braddock, Euer Gnaden, hätte ganz gut daran getan, auf den Rat des Obersten Washington zu hören."

„Der Teufel soll euren Washington holen! Ihr seid alle im Komplott, ihr Amerikaner, da streicht immer einer den andern heraus."

„Seine Majestät hat keine loyaleren Untertanen als die Amerikaner, Herr Major."

„Darin dürftet ihr recht haben, Dunham. Ich bin vielleicht ein bißchen zu hitzig gewesen. Ihr seid übrigens gar kein Amerikaner für mich, Sergeant, ein besserer Soldat als ihr hat nie die Muskete geschultert."

„Danke, Herr Major! Aber der Oberst Washington . . ."

„Ja, gut, auch der Oberst Washington mag ein braver Mann sein. Der ist euer amerikanisches Wunderkind; ich muß also schon so viel von ihm halten als ihr verlangt. Auf diesen Jasper Eau-douce verlaßt ihr euch ganz?"

„Der Junge ist erprobt, Herr Major, und er hat sich seiner Aufgabe immer gewachsen gezeigt."

„Er hat einen französischen Namen und hat seine Kindheit in den französischen Kolonien verbracht: hat er französisches Blut in den Adern?"

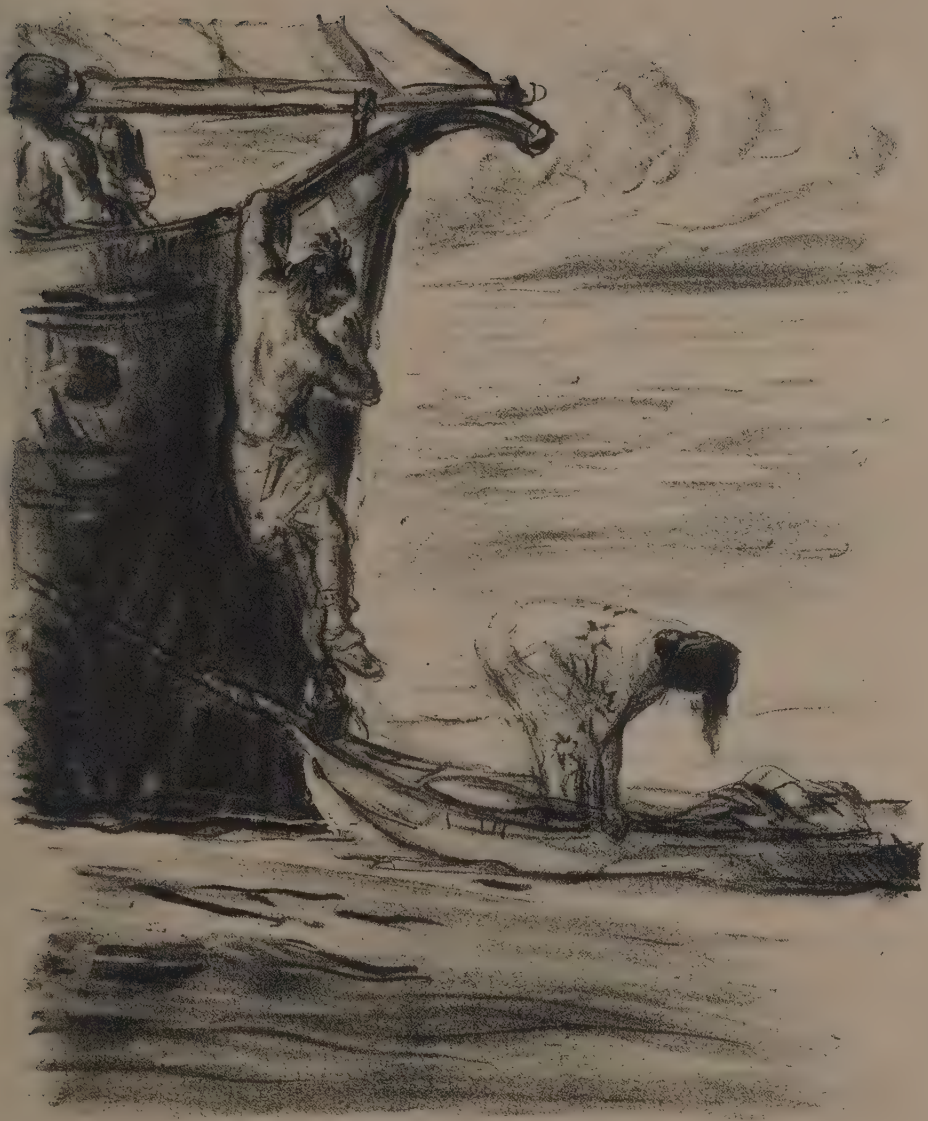
„Keinen Tropfen, Euer Gnaden. Jaspers Vater ist ein alter Kamerad von mir gewesen, und seine Mutter war aus einer ehrlichen und loyalen Familie in dieser Provinz hier."

„Woher ist er denn nur so viel unter die Franzosen gekommen? Er spricht auch die kanadischen Sprachen, hör ich!"

„Das ist leicht erklärt, Herr Major. Der Junge war im Hause eines Marineurs im ersten Krieg, und er lief ins Wasser wie eine Ente. Euer Gnaden weiß, daß wir keine richtigen Häfen am Ontario haben, und so verbrachte er natürlich die meiste Zeit auf der andern Seite des Sees, wo die Franzosen schon seit fünfzig Jahren Schiffe hatten. Da lernte er natürlich ihre Sprache sprechen."

„Ein Franzose kann doch nur ein kläglicher Lehrer für einen britischen Seemann sein!"

„Um Vergebung, Herr Major; Jasper Eau-douce ist von einem englischen Seemann instruiert worden, das heißt einem, der in der Kolonie geboren war, aber unter der königlichen Flagge gedient hat."



„Er hat sich ja auch ganz gut geführt, als er das Kommando erhielt."

„Sollte der Herr Major an der Treue Jaspers Zweifel hegen?"

„Ein Soldat, der einen so abgelegenen und wichtigen Posten wie diesen befehligt, Dunham, kann nicht wachsam genug sein. Wir haben die zwei schlauesten Feinde, die es überhaupt in der Welt gibt, die Indianer und die Franzosen, da darf nichts übersehen werden."

„Da der Herr Major mir das Vertrauen bewiesen hat, das Kommando mir zu übertragen, so darf ich wohl auch hoffen, daß er mir etwaige besondere Gründe für sein Mißtrauen mitteilt."

„Ich hätte es euch längst mitgeteilt, Sergeant, es widerstrebt mir nur, ein Gerücht weiterzuverbreiten, für das ich keinen Beweis habe und das einen Mann trifft, von dem ich bisher eine gute Meinung hatte. Ich habe einen anonymen Brief bekommen, in dem ich vor Jasper Western, oder Jasper Eau-douce, wie er genannt wird, gewarnt werde. Es heißt darin, er sei vom Feind bezahlt; weitere und genauere Mitteilungen würden folgen."

„Briefe ohne Unterschrift, Herr Major, sind doch kaum einer Beachtung wert!"

„Im Frieden, Dunham. Niemand kann eine schlechtere Meinung von dem Schreiber eines anonymen Briefes haben als ich; es ist feig, gemein, niederträchtig, einen anonymen Brief zu schreiben; ein Mensch, der es tut, ist fast immer ein Lump und ein Lügner. Aber im Krieg ist es nicht dasselbe. Auch bin ich auf verschiedene verdächtige Punkte aufmerksam gemacht worden."

„Die ich hören darf, Herr Major?"

„Ja. Zum Beispiel sollen die Irokesen eure Tochter und ihre Leute nur darum durchgelassen haben, damit der Jasper in meinen Augen eine gute Figur spielte; den Leuten in Frontenac wäre natürlich mehr daran gelegen, den Scud mit der ganzen Mannschaft abzufangen als ein einfaches Mädchen und ihren Onkel."

„Dann müßte auch der Pfadfinder falsch sein, und das ist unmöglich."

„Ja, es scheint so, Sergeant; aber schließlich ist Jasper nicht der Pfadfinder. Und ich gesteh' euch, Dunham, ich würde an dem Jungen nicht zweifeln, wenn er nur nicht Französisch spräche."

„Ich versichere Euer Gnaden, daß es auch in meinen Augen keine Empfehlung ist, aber der Junge mußte es eben lernen, er konnte sich nicht helfen . . ."

„Es ist ein verdammtes Kauderwelsch und hat noch niemandem gut getan, zum wenigsten keinem britischen Untertan, denn die Franzosen müssen wohl auch in irgendeiner Sprache miteinander reden. Ich würde mich auf den Jasper mehr verlassen, wenn er nicht ihre Sprache könnte. Der Brief hat mich unruhig gemacht, und wenn ich einen andern wüßte, der den Kutter führen kann, so würde ich schon einen Weg finden, ihn hier zu halten. Wie ist's denn mit eurem Schwager, Sergeant?"

„Das ist so ein wirklicher Seemann, Euer Gnaden, der ein Vorurteil gegen süßes Wasser hat. Ich weiß nicht, ob der seine Reputation auf einem See riskieren wollen wird, und jedenfalls würde er die Station nicht finden."

„Ja, das ist leider wahr, da muß man diesen verräterischen See besser kennen. Ihr werdet doppelt wachsam sein müssen, Dunham, und ich gebe euch jede Vollmacht. Und wenn ihr diesen Jasper bei irgendeiner Verräterei erwischt, dann fort mit ihm."

„Da er im Dienste der Krone steht, Euer Gnaden, kommt er vors Kriegsgericht."

„Ganz recht. Legt ihn also dann sofort in Eisen und schickt ihn in seinem eigenen Kutter hierher. Euer Schwager wird ja doch den Weg zurückfinden, wenn er einmal hingekommen ist."

„Das wird schon gehen, Herr Major, aber ich möchte mein Leben darauf wetten, daß Jasper ehrlich ist."

„Euer Vertrauen spricht für den Mann, wäre nur nicht dieser verwünschte Brief, es steht so viel Wahres über andere Dinge drin . . ."

„Euer Gnaden sagten aber doch, daß der Name am Ende fehlt. Ein ehrlicher Mann läßt den nicht weg."

„Gewiß, Dunham. Nur ein feiger Schuft schreibt einen anonymen Brief im Privatleben. Aber im Krieg, da werden auch Depeschen gefälscht. Da gilt jede List; ich hab viel seltsame Dinge und seltsame Leute in meinem Leben gesehen. Aber jetzt genug, lebt wohl, Sergeant; ihr seid gewarnt und ich empfehle euch die größte Wachsamkeit. Muir denkt demnächst seinen Abschied zu nehmen, soviel ich weiß. Und wenn ihr jetzt Erfolg habt, — an dem, was ich tun kann, solls nicht fehlen, damit ihr an seine Stelle kommt."

„Danke ergebenst, Herr Major," erwiderte der Sergeant kühl, da er diese Versicherung schon seit zwanzig Jahren hörte; „ich hoffe, ich werde meinem Posten keine Schande machen."

„Ihr habt die Haubitz nicht vergessen?"

„Jasper hat sie heute an Bord genommen."

„Seid vorsichtig und vertraut dem Mann nicht unnötigerweise. Von allen schlimmen Gefühlen, Dunham, ist Mißtrauen das ärgste, besonders, wenn man doch vertrauen muß. Ihr habt an die Reserve-Feuersteine gedacht?"

„Der Herr Major kann sich in all diesen Dingen auf mich verlassen."

„Also gebt mir eure Hand, Dunham, Gott schütze euch. Laßt die Munition sogleich nachsehen und trocknen, wenn ihr ankommt, die Feuchtigkeit vom See könnte ihr schaden. Adieu, Sergeant."

„Gott schütze Euer Gnaden! Wenn mir etwas zustoßen sollte, der Herr Major wird einem alten Soldaten sein Zeugnis ausstellen."

„Verlaßt euch auf mich, Dunham, ihr habt einen Freund an mir. Lebt wohl, lebt wohl!"

Der Sergeant drückte achtungsvoll die Hand, die sein Vorgesetzter ihm reichte, und sie trennten sich; Lundie eilte nach seiner Wohnung, der andere stieg an den Strand hinab und begab sich an ein Boot. Sein Kopf war von dem erfüllt, was der Major ihm gesagt hatte; der Sergeant hatte von Jasper die beste Meinung; aber nun war ihm Mißtrauen eingeflößt worden; er fühlte, daß alles von ihm abhing und er nun für alles verantwortlich war; durch Charakter und Erziehung war er zum Schwarzsehen geneigt, und als er den Scud erreichte, war er bereits in einer Stimmung, in der jede ungewöhnliche Bewegung von seiten des jungen Seemanns seinen Verdacht erregen oder bestärken mußte.

Sowie sie auf dem Schiff sein Boot vom Strande stoßen gesehen, hatten sie den Anker gelichtet und den Kopf des Kutters mit Hilfe der Ruder ostwärts gestellt. Die Soldaten halfen dabei, und ein paar kräftige Ruderschläge trieben das leichte Fahrzeug wieder in die Strömung, die vom Flusse kam, und diese führte es rasch in den See hinaus. Noch regte sich kein Wind, das leichte unmerkliche Lüftchen vom See, das vor Sonnenuntergang geweht, hatte gänzlich aufgehört.

Auf dem Kutter selbst herrschte ungewöhnliche Stille. Es war, als ob alle an Bord fühlten, daß sie in dieser dunklen Nacht ein ungewisses Unternehmen begannen, dessen Ausgang nicht abzusehen war. Die Disziplin tat das übrige. Die meisten schwiegen, und diejenigen, die überhaupt sprachen, redeten leise. So glitt der Kutter langsam in den See hinaus, bis die Flußströmung aufhörte; dann lag er still, regungslos wie ein Stück Holz auf dem Wasser, und man mußte auf die Landbrise warten, die regelmäßig des Nachts einsetzte. Indessen führte der Sergeant, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Mabel und die Soldatenfrau auf dem Hinterdeck waren, den Pfadfinder in die rückwärtige Kabine, verschloß die Türe, versicherte sich, daß kein Lauscher in der Nähe war und sagte:

„Ich hab euch etwas Wichtiges zu sagen, Pfadfinder. Major Duncan hat Informationen erhalten, die ihn auf den Verdacht bringen, daß Eau-douce ein Verräter und vom Feind bezahlt ist; ich möchte hören, was ihr davon denkt."

„Wie? was?"

„Der Major hat den Jasper in Verdacht, ein Verräter zu sein. Er soll ein französischer Spion sein, oder was schlimmer ist, gekauft sein, um uns an die Franzosen zu verraten. Der Major hat einen Brief darüber bekommen und hat mich beauftragt, den Jungen im Aug' zu behalten. Er fürchtet, daß er uns grad dem Feind in den Rachen führen könnte."

„Duncan von Lundie hat euch das gesagt, Sergeant?"

„Jawohl, Pfadfinder. Und obschon ich nicht gern von Jasper etwas Schlechtes glauben möchte, so hab ich doch ein Gefühl, das mir sagt, ich muß auf meiner Hut gegen ihn sein. Glaubt ihr an Ahnungen, Pfadfinder?"

„An was, Sergeant?"

„Ahnungen. Eine Art geheimen Vorauswissens, was geschehen wird. Die Schotten in unserm Regiment, die glauben alle daran, und meine Meinung über Jasper die ändert sich so schnell, daß ich zu fürchten beginne, es ist was Wahres dran."

„Aber Lundies Worte haben eben Verdacht in euch erregt."

„Nein, das ist's eben nicht. Solange ich mit dem Major redete, hatte ich gerade das entgegengesetzte Gefühl und wollte ihn durchaus überzeugen, daß er dem Jungen Unrecht täte. Aber ich sehe, man kann gegen ein Vorgefühl nichts machen, und ich fange an zu glauben, daß an dem Verdacht etwas ist."

„Von Vorgefühlen weiß ich nichts, Sergeant. Aber Jasper Eau-douce kenne ich, seitdem er ein kleiner Junge ist, und bin von seiner Ehrlichkeit so überzeugt wie von meiner eigenen oder von der der Schlange."

„Heute morgen hätte ich noch genau so gedacht. Aber seht, seit ich dieses Gefühl habe, Pfadfinder, scheint mir's, daß der Junge nicht so munter ist wie sonst, sondern schweigsam und still wie einer, der etwas auf dem Gewissen hat."

„Jasper ist nie laut, und er sagt, daß Schiffe, auf denen es laut zugeht, gewöhnlich schlecht geführt werden. Meister Cap sagt das auch. Nein, Sergeant, ich glaube nichts gegen Jasper, bis ich's nicht selber sehe. Schickt einmal nach eurem Bruder, wir wollen seine Meinung hören, denn wer mit Mißtrauen gegen einen Freund zu Bett geht, der schläft einen schlechten Schlaf."

Cap wurde geholt, und Pfadfinder fragte sofort:

„Wir haben euch gebeten, herunter zu kommen, Meister Cap, um euch zu fragen, ob ihr an dem, was Eau-douce heute abend getan, irgend etwas Besonderes bemerkt habt."

7*

„Ob es hier was Besonderes ist, das weiß ich nicht, aber auf der See würden wir . .“

„Ja, wir wissen schon, daß ihr die Art, wie er den Kutter führt, nie gutheißen werdet. Wir wollen aber eure Meinung über einen andern Punkt wissen.“

Und Pfadfinder erklärte Cap, um was es sich handelte.

„Das Jungchen spricht Französisch?“

„Ja, und wie es heißt, ungewöhnlich gut,“ sagte der Sergeant mit bedenklicher Miene.

„Ich kann nicht widersprechen,“ erwiderte der Führer. „Man hat mir's auch gesagt. Aber das beweist nichts gegen einen Mississagua, am wenigsten gegen einen wie Jasper. Ich spreche selber den Mingodialekt, ich habe ihn gelernt, als ich bei den Reptilen gefangen war, darum bin ich doch noch nicht ihr Freund! Nicht daß ich ihr Feind wäre, ausgenommen so weit es einem Christenmenschen verstattet ist, aber ihr Freund bin ich gewiß nicht.“

„Aber Jasper war nicht bei den Franzosen gefangen, er lernte es in der Kindheit, in einer Zeit, in der der Geist zugänglich ist und seine Ideen für später bekommt.“

„Sehr richtig bemerkt,“ fügte Cap hinzu, „denn das ist die Zeit, in der wir den Katechismus lernen und die andern moralischen Bestärkungen. Die Bemerkung meines Schwagers beweist, daß er die menschliche Natur kennt, ich bin ganz seiner Meinung; es ist eine unerhörte Sache, daß ein junger Kerl hier auf diesem Stückchen Süßwasser Französisch spricht. Ja, wenn's unten auf dem Atlantischen wäre, wo ein Seemann manchmal Gelegenheit hat, mit einem Lotsen oder einem Dolmetscher in seiner Sprache zu sprechen, da wäre es nicht so auffallend, obschon wir auch da einen Maaten, der zu viel davon kann, immer mit Verdacht ansehen . . .“

„Aber Jasper muß mit den Leuten am andern Ufer Französisch sprechen,“ sagte Pfadfinder, „oder den Mund halten, da es dort nur Franzosen gibt.“

„Ihr wollt mir doch nicht weismachen, Pfadfinder, daß Frankreich da drüben liegt?“ schrie Cap, mit dem Daumen über seine Schulter zeigend.

„Hier herüben ist York, und am andern Ufer liegt das obere Kanada, und dort wird Französisch gesprochen. Selbst die Mingos haben eine Menge französischer Worte in ihrem Dialekt.“

„Ganz richtig. Und was für Leute sind die Mingos?“ fragte der Sergeant, den Finger auf den Arm des andern legend.

„Jasper ist kein Mingo, Sergeant.“

„Er spricht Französisch, und so weit könnte er also einer sein. Bruder Cap, ist euch keine Bewegung von ihm aufgefallen, in seinem Beruf mein' ich, die auf Verräterei schließen läßt?“

„Ich wüßte keine Einzelheit, obschon er die halbe Arbeit verkehrt gemacht hat. Laßt mich mal nachdenken. Ja, richtig, ich sah, wie einer seiner Leute mit der einen Hand ein Tau gegen die Sonne aufschoß, und als ich ihn fragte, was er tue, nannte er es noch obendrein ein Tau „wickeln“, und die Franzosen, die ihr laufendes Tauwerk zum größten Teil verkehrt aufschießen, die nennen das vielleicht „wickeln“! Und Jasper selber belegte das Ende der Klüvertaue an der Nagelbank, anstatt sie am Mastpoller festzumachen, wohin sie wenigstens bei britischen Seeleuten gehören.“

„Es ist ganz gut möglich, daß Jasper manches in der Schiffsführung in derselben Art macht, wie sie's in Kanada tun, weil er ja so oft drüben ist,“ bemerkte Pfadfinder. „Aber ein Wort oder einen Handgriff aufschnappen ist noch kein Verrat. Nein, nein, Jasper ist treu und verläßlich, und der König könnte ihm seine Krone anvertrauen, so

gut wie seinem ältesten Sohn, und der wird sie doch am wenigsten stehlen wollen, da er sie einmal tragen soll."

„Das sind ganz schöne Reden," sagte Cap, indem er aufstand und durch das Kabinenfenster spuckte. „Schöne Reden, aber verdammt wenig Sinn. Erstens einmal kann der König die Krone überhaupt nicht verleihen, weil das gegen die Landesgesetze ist, weil er verpflichtet ist, sie immer zu tragen, damit man seine geheiligte Person erkennt; zweitens ist es Hochverrat, Hochverrat nach dem Gesetz, wenn der älteste Sohn Seiner Majestät nach der Krone trachtet oder ein Kind hat, ausgenommen in gesetzlicher Ehe, da dadurch die Thronfolge gestört werden könnte. Ihr seht, Freund Pfadfinder, wenn man zu einem richtigen Schluß kommen will, muß man zunächst mit richtigem Kurs auslaufen. Was Gesetz ist, ist Vernunft, und was Vernunft ist, ist Philosophie . . ."

„Von alledem weiß ich nichts, Meister Cap, aber wenn ich's nicht sehen und greifen kann, werde ich Jasper nie für einen Verräter halten."

„Wieder falsch, Pfadfinder," sagte der andere, „denn es gibt eine Art, etwas zu erweisen, die viel sicherer ist, als greifen und sehen, nämlich durch ein Indizium."

„Das ist vielleicht so in den Niederlassungen, hier im Feld ist's nicht so."

„Überall muß es so sein, weil's so Natur ist. Unsere Sinne sagen uns, daß der junge Ohdius jetzt oben an Deck ist, und wenn wir hinaufgehen, können wir alle ihn sehen oder greifen; wenn es sich aber später erweisen sollte, daß den Franzosen jetzt in diesem Augenblick etwas mitgeteilt wurde, was nur Jasper ihnen mitteilen konnte, dann wäre das ein Indizium, und wir wären alle verpflichtet zu glauben, daß unsere Augen und Finger uns getäuscht haben. Jeder Rechtsanwalt kann euch das sagen."

„Das kann nicht richtig sein," sagte Pfadfinder, „jedenfalls ist's nicht recht. Es ist auch gar nicht möglich, weil es ja doch gegen die Tatsachen wäre."

„Es ist sehr wohl möglich, es ist mehr als möglich, mein Herr Führer; es ist Gesetz, absolutes königliches Gesetz und muß als solches respektiert werden, jeder hat ihm zu gehorchen. Ich würde meinen eigenen Bruder aufhängen auf ein Indizium, womit ich natürlich nichts gegen die Familie gesagt haben will, Sergeant."

„Ich wollte, ich wüßte, wieweit das alles auf Jasper zutrifft, obschon ich glaube, Pfadfinder, daß Meister Cap recht hat mit dem, was er vom Gesetz sagt. Indizien sind mehr als die Sinne vor Gericht, und wir müssen alle wachsam sein."

„Jetzt fällt mir etwas ein," fuhr Cap fort, indem er wiederum das Fenster aufmachte und hinausspuckte, „ein Indizium war bereits da, sogleich nachdem wir an Bord kamen, ein höchst verdächtiger Umstand, der meiner Ansicht nach schwer gegen den Jungen ins Gewicht fällt. Der Jasper hatte die Hand an der Flaggenleine, und während er sich so stellte, als schaute er nach eurer Tochter Mabel und nach der Soldatenfrau, und Anweisung gab, daß man sie in die Kabine führen sollte, holte er die britische Flagge nieder."

„Das kann ein Zufall sein," sagte der Sergeant, „das ist mir auch schon passiert. Denn das Flaggenseil geht an einer Drehscheibe, und je nachdem einer daran zieht, kommt die Flagge herauf oder herunter."

„Eine Drehscheibe!" rief Cap empört. „Wenn ihr nur die richtigen Ausdrücke gebrauchen wolltet, Schwager! Ein Block ist so wenig eine Drehscheibe, als eure Halbarde ein Bootshaken ist. Natürlich geht, wenn man das eine Stück holt, das andere auf, und umgekehrt; aber mir erscheint die Sache verdächtig, sehr verdächtig. Kurz, sie ist ein Indizium, und ich werde es nicht vergessen. Ich hoffe, man vergißt nicht ans Abendessen, und wenn wir 'ne ganze Ladung Verräter an Bord hätten."

„Dafür wird gesorgt, Bruder Cap; aber ich zähle auf euch, als Führer für den Scud, wenn wir den Jasper doch verhaften müßten."

„Ich stehe euch zu Diensten, Sergeant, und dann würdet ihr wahrscheinlich lernen, was der Kutter leisten kann, denn das hier ist doch nur Stümperei und gelingt, weil's gelingt."

„Ich", sagte der Pfadfinder mit einem schweren Seufzer, „glaube an Jaspers Unschuld, und ich bin für ein gerades Vorgehen. Laßt den Jungen rufen und fragt ihn, ob er ein Verräter ist oder nicht. Für mich zählt Jasper Western mehr als alle Vorgefühle und Indiziums in der Kolonie."

„Nein, das geht nicht," erwiderte der Sergeant. „Ich bin verantwortlich und ich bitte und befehle, daß ohne mein Vorwissen kein Wort darüber gesprochen wird. Und ich bitte alle, sehr achtsam zu sein."

„Auf die Indizien kommt es an," sagte Cap noch. „Ein Indizium ist mehr wert als fünfzig Tatsachen. Das ist Landesgesetz, das weiß ich. Mancher Mann ist auf Indizien gehängt worden."

Damit endete das Gespräch und alle kehrten aufs Deck zurück.

Vierzehntes Kapitel

Indessen ging alles sonst seinen gewöhnlichen Gang weiter. Jasper schien auf die Landbrise zu warten, während die Soldaten sich sämtlich schlafen gelegt hatten. Auf dem Deck war niemand als nur die Mannschaft, die zwei Frauen und Muir, der sich Mabel angenehm zu machen suchte. Die Segel waren gehißt worden, aber noch regte sich kein Lufthauch, und der Kutter lag unbeweglich etwas über eine Viertelmeile vom Land entfernt, er war schön anzusehen, aber er rührte sich nicht. Jasper war auf dem Achterdeck, nahe genug, um die andern reden zu hören, aber zu schüchtern und auch zu sehr mit dem Schiffe beschäftigt, als daß er sich daran beteiligt hätte. Mabels blaue Augen folgten erwartungsvoll seinen Bewegungen, und mehr als einmal mußte der Quartiermeister seine Komplimente wiederholen, ehe sie darauf achtete. Endlich verstummte auch Muir, und die tiefste Stille lag auf dem Wasser. Jetzt hörten sie den Ruderschlag eines Bootes unter dem Fort, und so deutlich schlug der Ton an ihr Ohr, als wäre es dicht neben ihnen gewesen, und nun kam ein leises Murmeln, wie ein Seufzer der Nacht, dann hörte man ein Flattern der Leinwand, der Klüverbaum knarrte und sein Segel schlug. Auf diese wohlbekannten Töne folgte ein leichtes Hielen des Kutters, und dann schwollen alle Segel an.

„Da haben wir den Wind, Anderson," rief Jasper dem ältesten seiner Leute zu. „Nimm das Ruder!"

Das Steuer wurde gelegt, der Kutter fiel mit dem Bug ab, wenige Minuten später plätscherte das Wasser unter ihm, als er mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in der

Stunde über den See schoß. All dies geschah in tiefstem Schweigen, bis Jasper wieder den Befehl gab, „die Schoten ein wenig auffieren und näher ans Land halten!“

In diesem Augenblick erschienen der Sergeant und die andern auf dem Hinterdeck.

„Ihr scheint wenig geneigt, Junge, euch unsern Nachbarn, den Franzosen, zu nahe zu wagen,“ bemerkte Muir.

„Ich bleibe gern an diesem Ufer, Herr Muir, wegen des Windes. Die Landbrise ist immer am steifsten dicht am Ufer. Nur darf man allerdings nicht so nahe halten, daß die Bäume einem den Wind nehmen. Wir müssen quer durch die Mexiko-Bai, und das ist im Augenblick offene Fahrt genug.“

„Ich bin froh nur, daß es nicht die Bai von Mexiko ist,“ warf Cap ein. „In die möchte ich nicht mit so einem Fahrzeug geraten. Ist der Kutter luvgierig, Herr Ohdius?“

„Er geht leicht am Ruder, Meister Cap, steckt aber die Nase gerade so gern in den Wind wie ein anderer, wenn er tüchtig in Bewegung ist.“

„Denke, ihr habt Reffe an Bord, wenn ihr auch kaum Verwendung dafür haben könnt.“

Nur Mabels Auge sah das Lächeln, das einen Augenblick über Jaspers hübsches Gesicht spielte, als er antwortete: „Wir haben Reffe und haben oft genug Gelegenheit, sie zu gebrauchen. Wir werden euch vielleicht noch zeigen können wie, bevor wir ankommen, Meister Cap. Denn da braut etwas im Osten, und nicht einmal auf dem Ozean kann der Wind schneller umspringen als auf dem Ontario.“

„Das kommt wieder von der Unwissenheit! Auf dem Atlantischen Ozean dreht sich der Wind manchmal im Kreis wie ein Wagenrad, so daß die Segel eine Stunde lang killen und das Schiff stillsteht, ganz still, weil es nicht weiß, wohin es fahren soll.“

„So arg ist es hier nicht,“ antwortete Jasper sanft. „Aber unerwarteter Windwechsel tritt hier manchmal ein. Ich hoffe aber mit dieser Landbrise bis zu den ersten Inseln zu kommen. Dann ist weniger Gefahr, daß wir gesehen werden und irgendeins der Späherboote von Frontenac uns nachfolgt.“

„Glaubt ihr, die Franzosen haben Späher draußen auf dem See, Jasper?“ fragte Pfadfinder.

„Wir wissen es sogar; einer war vor Oswego, Montag nachts, ein Rindenkanoe legte an der östlichen Landspitze an und landete einen Indianer und einen Offizier. Wäret ihr in der Nacht draußen gewesen wie sonst, so hätten wir einen davon gekriegt, wenn nicht beide.“

Die Nacht war zu dunkel, als daß jemand hätte sehen können, wie die sonnverbrannten Züge des Führers sich noch tiefer färbten, denn er fühlte schuldbewußt, daß er in jener Nacht im Fort geblieben, um der süßen Stimme Mabels zu lauschen, die ihrem Vater Balladen vorsang.

„Ich gesteh es, Jasper, ich gesteh es,“ sagte er demütig. „Wär ich draußen gewesen, so hätte es so kommen können, und ich weiß keine genügende Entschuldigung dafür, daß ich nicht draußen war.“

„Das war doch der Abend, an dem ihr bei uns wart, Pfadfinder,“ bemerkte Mabel unschuldig. „Ihr werdet doch das Recht haben, ein paar Stunden mit einem alten Freund und seiner Tochter zu verbringen!“

„Nein, nein, ich habe nichts getan als müßig herumlungern, seitdem wir in die Garnison gekommen sind,“ erwiderte der andere mit einem Seufzer. „Der Junge hat ganz recht, daß er mir's sagt, der Faulpelz braucht Schelte.“

„Schelte, Pfadfinder! Nicht im Traum habe ich euch was Unangenehmes sagen wollen. Aber das war ja nur natürlich, daß ihr beim Sergeanten bliebt."

„Ich nehm's euch gar nicht übel, Jasper; die Schelte kamen nicht von euch, die gab mir das Gewissen."

„Schön, schön," unterbrach Cap, „nachdem dies erledigt ist, werdet ihr uns vielleicht freundlichst sagen, woher man überhaupt weiß, daß Montags Späher da waren. Das sieht mir sehr wie ein Indizium aus."

Bei diesen Worten trat der Seemann seinem Schwager heimlich auf den Fuß und stieß dem Führer den Ellbogen in die Seite, blinzelte auch beiden zu, obschon dies Zeichen in der Dunkelheit unbemerkt blieb.

„Wir wissen's, weil die Spur am nächsten Tag von der Schlange gefunden ward. Es war die eines Militärstiefels und eines Mokassins. Auch sah einer unserer Jäger am nächsten Morgen das Kanoe nach Frontenac zurückfahren."

„Und führte die Spur nach der Garnison, Jasper?" fragte Pfadfinder in gedrücktem Ton, wie ein gescholtener Schuljunge.

„Dem Anschein nach nicht, aber natürlich führte sie nicht in den Fluß. Wir folgten bis zur östlichen Spitze an der Flußmündung, von wo man alles sehen kann, was im Hafen vorgeht, aber über den Fluß führte sie nicht, das konnten wir deutlich wahrnehmen."

„Warum habt ihr euch nicht gleich segelfertig und auf die Jagd gemacht, Meister Jasper?" fragte Cap. „Dienstag morgen blies eine steife Brise, in der der Kutter neun Knoten hätte laufen können."

„Das mag auf dem Ozean gehen, Meister Cap," warf Pfadfinder ein, „hier läßt sich das nicht machen. Wasser läßt keine Spur, und einen Mingo und einen Franzosen die soll der Teufel verfolgen."

„Wer braucht eine Spur, wenn man den andern vom Deck sehen kann! Hättet ihr mir ein Wort gesagt, Meister Ohdius, an dem Dienstag-Morgen, ich wette, wir hätten die Spitzbuben eingeholt."

„Ich zweifle nicht, Meister Cap, daß der Rat eines alten Seemannes wie ihr einem jungen Mann, wie ich bin, nicht schaden kann. Aber es ist hoffnungslos, auf ein Rindenkanoe Jagd zu machen."

„Ihr braucht ihm ja nur tüchtig nachzusetzen und es ans Ufer zu treiben."

„Da habt ihr keine Ahnung von unserer Seeschiffahrt überhaupt, Meister Cap, wenn ihr glaubt, daß es so leicht ist, ein Rindenkanoe ans Ufer zu treiben. Sowie man ihnen im Nacken sitzt, rudern diese Blasen scharf gegen den Wind, und ehe ihr's noch recht wißt, seid ihr schon eine Meile oder zwei tot in Lee."

„Ihr werdet mir doch nicht einreden wollen, Meister Jasper, daß einem Menschen so wenig an seiner Haut gelegen sein soll, daß er sich in so einer Eierschale bei Wind in diesen See hinauswagt."

„Ich bin oft in einem Birkenkanoe über den Ontario gefahren, und bei ziemlich hohem Seegang. Gut geführt, gibt's gar kein sichereres Boot."

Nun nahm Cap seinen Schwager und den Pfadfinder beiseite und versicherte sie, daß hier ein Indizium vorliege, das die genaueste Untersuchung erfordere; denn Jaspers Bericht von den Kanoes wäre so unwahrscheinlich, daß man ihn geradezu eine Frechheit nennen könnte. Was Jasper sagte, hielt Cap auch für einen hinreichenden Beweis, daß er mehr von den zwei Leuten wußte, als man aus einer Spur erkennen könnte; denn Mokassins würden doch auch von Weißen getragen. Der Sergeant, obschon Caps

Ausführungen ihm keinen besonderen Eindruck machten, hielt es immerhin für sonderbar, daß Spione dagewesen sein sollten und er nichts davon gehört hätte. Auch schien ihm die Kenntnis davon nicht gerade in Jaspers Ressort zu fallen. Pfadfinder fand daran nichts Verwunderliches und klagte nur sich selber an.

„Was die Mokassins betrifft," bemerkte er noch, „Meister Cap, so werden sie wohl auch von Bleichgesichtern getragen, lassen aber eine ganz andere Spur als am Fuß eines Indianers. Da müßt ihr mir schon besseres Zeugnis bringen, ehe ich glaube, daß Jasper falsch ist."

„Ihr werdet zugeben, Pfadfinder, daß es Verräter in der Welt gibt," warf Cap logisch ein.

„Wenigstens habe ich noch nie einen ehrlichen Mingo gekannt; das Lügen und Betrügen scheint ihre Gabe zu sein."

„Und warum sollte Jasper nicht dieselbe Schwäche haben? Die menschliche Natur ist nur eine armselige Einrichtung, das weiß ich aus Erfahrung, aus langer, guter, verläßlicher Erfahrung."

Darauf folgte abermals eine lange Erörterung der Frage, ob Jasper schuldig wäre oder nicht, mit vielen Gründen für und gegen, bis der Sergeant und sein Schwager sich fest in die Überzeugung von seiner Schuld hineingeredet hatten, während Pfadfinder nur um so sicherer an seiner Unschuld festhielt.

Die Anhänglichkeit, die man damals in Amerika für das deutsche Haus fühlte, das auf dem englischen Thron saß, war eine außerordentliche. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß die erhabenen Herrschertugenden und außerordentlichen Eigenschaften, die am Sitz der Macht teils aus Liebedienerei, teils aus politischen Gründen ausgeschrien werden, in der Entfernung ehrlichen Glauben finden. Das können wir ja noch heute bei den Größen der Republik beobachten; damals aber war es geradezu Hochverrat, an einer der fernen fürstlichen Personen einen Fehler zu finden. Die Franzosen umschlossen die britischen Kolonien mit einem Gürtel von Niederlassungen und Forts; sie hatten sich hierdurch die Wilden als Bundesgenossen gesichert, und es wäre schwer zu sagen gewesen, ob die Amerikaner die Engländer mehr liebten oder die Franzosen mehr haßten. Und wenn jemand damals vorausgesagt hätte, daß zwanzig Jahre später die amerikanischen Untertanen mit den langjährigen Erbfeinden der britischen Krone ein Bündnis schließen würden, man hätte dies für die unwahrscheinlichste und aussichtsloseste Prophezeiung gehalten. Selbst Freundschaft für die Franzosen, Mißbilligung der heimischen Politik schien ein ungewöhnliches Verbrechen, ein Verrat zugunsten der Franzosen das Scheußlichste, was die Bewohner der Provinzen sich denken konnten.

Während diese ernste Sache am Hackebord erörtert wurde, saß Mabel schweigend an der Kajütentreppe; Herr Muir war hinuntergegangen; Jasper stand in geringer Entfernung von ihr; er hatte die Arme verschränkt, und seine Augen wanderten von den Segeln zu den Wolken, von den Wolken zum dunklen Umriß des Ufers, vom Ufer zum See und vom See wieder zu den Segeln. Mabel war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt; die Aufregung der letzten Reise, die Ereignisse bei der Ankunft, das Finden eines Vaters, den sie so gut wie nicht gekannt hatte, die Tage in der Garnison, die neue Reise, alles drängte sich ihr in bunten Bildern auf, und sie konnte kaum glauben, daß erst so kurze Zeit vergangen war, seitdem sie die Stadt verlassen. Das Wetter war warm, die Luft, die in leichten Stößen vom Lande kam, brachte Kühle und Waldesduft mit sich.

Der Wind war keineswegs stark, obschon er ausreichte, den Scud lustig vorwärts zu treiben. Jasper schien jedenfalls zufrieden.

„Wenn es so weiter geht, Eau-douce," sagte Mabel jetzt, „werden wir den Platz unserer Bestimmung wohl bald erreichen."

„Hat euer Vater euch gesagt, wo das ist, Mabel?"

„Nein. Der Vater spricht von solchen Dingen nicht. Ist es verboten, davon zu sprechen?"

„Weit kann es jedenfalls nicht sein, wenn wir in dieser Richtung steuern, denn sechzig oder siebzig Meilen bringen uns in den Sankt Lorenz, wo es die Franzosen für uns zu heiß machen würden; überhaupt kann keine Reise auf diesem See eine lange sein."

„Das sagt mein Onkel Cap auch; ich aber, Jasper, kann zwischen dem Ontario und dem Ozean keinen Unterschied finden."

„Ihr seid auf dem Ozean gewesen! Und ich, der ich mich für einen Seemann ausgebe, habe noch nie Salzwasser gesehen. Ihr müßt eine schöne Verachtung für solch einen Marineur wie mich fühlen, Mabel."

„Keine Rede, Jasper Eau-douce! ich, ein Mädel ohne Wissen und Erfahrung, habe überhaupt nicht das Recht, irgend jemanden zu verachten, geschweige denn euch, der ihr das Vertrauen des Majors besitzt und schon ein Schiff kommandiert. Und übrigens bin ich nicht auf dem Ozean gewesen, ich hab ihn nur gesehen und ich kann keinen Unterschied finden."

„Findet ihr aber auch keinen in denen, die darauf fahren? Ich fürchtete schon, euer Onkel hätte so viel gegen die Süßwasserleute gesprochen, daß ihr uns kaum für etwas Besseres als Schwindler halten würdet."

„Wenn wir in York sind, redet der Onkel gerade so heftig gegen die Leute auf dem Land, wie er hier gegen die redet, die auf süßem Wasser fahren. Der Vater und ich, wir lassen uns von seinen Meinungen nicht beeinflussen. Wenn er offen sagen würde, was er denkt, dann würde er von den Soldaten noch viel schlechter reden als von Süßwasserleuten."

„Aber euer Vater, Mabel, hält die Soldaten am höchsten, er wünscht, daß ihr einen Soldaten heiratet."

„Aber Jasper Eau-douce! Ich einen Soldaten heiraten! Warum sollte mein Vater das wünschen? Wo ist denn in der Garnison ein Soldat, den ich heiraten könnte? Den mein Vater mir zum Mann wünschen könnte? Ich bin in einer recht ungeschickten Situation, denn ich bin zwar nicht gut genug, als daß einer der Herren in der Garnison mich heiraten könnte, aber ihr werdet doch zugeben, Jasper, daß ich zu gut bin, um die Frau eines gemeinen Soldaten zu werden."

Mabel errötete bei diesen Worten, sie wußte nicht, warum, und sie versuchte zu lachen. Jasper erwiderte:

„Es ist wahr, Mabel, ihr seid nicht, was man eine Dame nennt im gewöhnlichen Sinn des Wortes . . ."

„In keinem Sinn, Jasper," unterbrach das Mädchen ihn eifrig. „Ich rede mir nichts ein; ich bin die Tochter eines Sergeanten und verlange mir keinen höheren Stand als den, in dem ich geboren bin."

„Aber man bleibt nicht immer in dem Stand, in dem man geboren wird, Mabel. Manche kommen höher hinauf, manche sinken herab. Viele Sergeanten sind schon Offiziere geworden, ja Generäle; warum sollten nicht Sergeantentöchter Offiziersdamen werden?"

„Im Fall der Tochter des Sergeanten Dunham sehe ich jedenfalls den einen Grund dafür, daß es vermutlich keinen Offizier gibt, der sie heiraten will," erwiderte Mabel lachend.

„Das glaubt ihr. Aber es gibt Leute im Fünfundfünfzigsten, die es besser wissen. Es gibt jedenfalls einen Offizier im Regiment, der euch heiraten will."

Wie der Blitz flogen Mabels Gedanken über die fünf oder sechs jüngeren Offiziere des Bataillons, bei denen solch ein Wunsch überhaupt denkbar war, und vielleicht fühlte sie einen Augenblick eine lebhafte Freude. Aber dies ging rasch vorüber, denn dazu hatte sie zu viel echtes Gefühl, als daß sie die Ehe von solch einem Standpunkt betrachtet oder gewünscht hätte.

„Ich weiß keinen Offizier im Fünfundfünfzigsten noch in irgendeinem andern Regiment, der so dumm wäre, noch würde ich so dumm sein und einen Offizier heiraten."

„Dumm, Mabel?"

„Ja, dumm, Jasper. Ihr wißt so gut wie ich, was die Welt von solchen Dingen denkt, und das täte mir doch furchtbar leid, wenn mein Mann nachher bedauern müßte, die Tochter eines Mannes geheiratet zu haben, der im Rang so tief unter ihm steht."

„Euer Mann, Mabel, wird mehr an die Tochter als an den Vater denken."

Als Jasper dies gesprochen hatte, verging beinahe eine Minute, ehe Mabel antwortete. Dann sagte sie mit einer Spur von Traurigkeit im Ton:

„Vater und Tochter sollten dieselbe Art zu denken und zu fühlen haben. Und ich glaube, auch Mann und Frau müssen über alles ähnlich denken und ähnlich fühlen, wenn sie glücklich sein sollen. Vor allem aber dürfen weder der Mann noch die Frau einen besonderen Grund haben, unglücklich zu sein, da das Leben schon so viele Gründe zum Unglück von selber bringt."

„Also würdet ihr einen Offizier ausschlagen, Mabel, bloß weil er ein Offizier ist?"

„Habt ihr ein Recht, mich das zu fragen, Jasper?" sagte Mabel lachend.

„Nur das Recht, das einer haben kann, der euch sehr gern glücklich sehen möchte, und das ist vielleicht gar kein Recht. Ich bin besorgt, weil ich zufällig weiß, daß euer Vater wünscht, daß ihr den Leutnant Muir heiratet."

„Mein Vater kann doch nicht so etwas Lächerliches und Grausames wünschen!"

„Ist es so grausam, wenn er euch einem Quartiermeister zur Frau geben will?"

„Ich habe euch schon gesagt, was ich darüber denke, noch stärker kann ich's nicht sagen. Da ich euch so offen geantwortet, Jasper, hab ich wohl ein Recht, euch zu fragen, woher ihr das wißt."

„Daß euer Vater euch schon einen Gatten gewählt hat, daß weiß ich aus seinem eigenen Mund; das hat er mir gesagt, als die Vorräte verladen wurden: und daß Leutnant Muir um euch anhalten will, das weiß ich wieder von ihm selber. Ich brauchte also nur beides zusammenzutun und mußte zu dieser Meinung kommen."

„Vielleicht hat mein lieber Vater" — Mabels Gesicht glühte wie Feuer und sie sprach ganz langsam — „doch an einen andern gedacht. Aus dem, was ihr sagt, folgt noch nicht, daß er den Leutnant Muir im Sinn hatte."

„Es ist aber doch sehr wahrscheinlich, Mabel. Warum ist der Quartiermeister hier? Bis jetzt hat er es nie nötig gefunden, uns hinunter zu begleiten. Er will euch jedenfalls heiraten, und euer Vater ist auch entschlossen; das müßt ihr doch sehen, Mabel, daß der Leutnant euch nachläuft?"

Mabel antwortete nicht. Daß der Quartiermeister sie bewunderte, das hatte sie natürlich begriffen, obschon sie nicht gedacht hätte, daß er so weit gehen würde; sie hatte auch aus den Reden ihres Vaters erkannt, daß er sie verheiratet zu sehen wünschte. Aber sie glaubte auch jetzt nicht daran, daß er dabei an Leutnant Muir denken konnte. Sie glaubte überhaupt, daß ihr Vater sie nur im allgemeinen versorgt zu sehen wünschte und nicht an jemand Bestimmten gedacht hatte. Als das Schweigen so lange gewährt hatte, daß beide verlegen geworden waren, sagte sie:

„Auf eins könnt ihr euch verlassen, Jasper, und mehr will ich jetzt nicht darüber reden: und wenn der Leutnant Muir Oberst wird, so wird er doch nie Mabel Dunhams Mann werden. Und jetzt reden wir von der Reise. Wann ist sie zu Ende?"

„Das ist ungewiß. Sowie wir einmal auf See sind, hängen wir von Wind und Wellen ab. Pfadfinder wird euch sagen, daß, wer am Morgen auf die Hirschjagd geht, nicht sagen kann, wann er sich des Abends schlafen legen wird."

„Wir sind aber nicht auf der Hirschjagd, und es ist auch nicht Morgen: also nutzen uns Pfadfinders Lehren nichts."

„Wir jagen vielleicht etwas, was ebenso schwer zu fangen ist. Ich kann euch nicht mehr sagen, denn es ist unsere Pflicht, die Zunge zu hüten, ob nun etwas davon abhängt oder nicht. Ich fürchte nur, ich werde euch nicht lange genug im Scud haben, um euch zu zeigen, was er bei gutem und schlechtem Wetter leisten kann."

„Die Frau ist nicht klug, die einen Seemann heiratet," sagte Mabel plötzlich, beinahe unwillkürlich.

„Was für eine sonderbare Meinung! Warum?"

„Weil eine Seemannsfrau immer auf das Schiff eifersüchtig sein muß; auch Onkel Cap sagt, daß ein Seemann nicht heiraten soll."

„Er meint Salzwasserleute," erwiderte Jasper lachend. „Und wenn er glaubt, daß die Ozeanschiffer zu gut für die Weiber sind, dann wird er die, die auf den Seen fahren, gerade für schlecht genug zum Heiraten halten. Ich hoffe, Mabel, ihr richtet euch nicht nach Meister Cap im ..."

„Segel ahoi!" rief der, von dem sie sprachen; „oder vielmehr: Boot ahoi!"

Jasper lief vor, und tatsächlich, ein kleiner Gegenstand war auf dem Wasser etwa hundert Schritt vor demKutter und beinah vor ihrem Leebug sichtbar. Trotz der Dunkelheit erkannte sein geübtes Auge auf den ersten Blick, daß es ein Rindenkanoe war.

„Das kann ein Feind sein," sagte er, „es wird gut sein, wenn wir ihn abfangen."

„Er rudert was er kann, Junge," bemerkte Pfadfinder, „er will vor eurem Bug vorüber und luvwärts von euch kommen, und dann könnt ihr ebensogut einem ausgewachsenen Bock auf Schneeschuhen nachsetzen."

„Luven!" schrie Jasper dem Mann am Steuer zu, „luven, bis die Segel killen! — so! recht so!"

Der Steuermann gehorchte, und wie der Scud jetzt lustig durch die Wellen schoß, war das Kanoe nach ein oder zwei Minuten bereits so weit leewärts, daß ein Entkommen nicht mehr möglich war. Jasper sprang nun selber ans Steuer, und durch geschicktes Manövrieren kam er dem Kanoe so nahe, daß es mit einem Bootshaken festgenommen werden konnte. Zwei Personen, die darin waren, erhielten Befehl, es zu verlassen und an Bord zu kommen, und als sie auf dem Deck des Kutters standen, zeigte sich, daß es Pfeilspitze und sein Weib war.

Fünfzehntes Kapitel

Die meisten an Bord zeigten kein Erstaunen über das Zusammentreffen; aber Mabel und alle, die wußten, wie der Häuptling sich auf der Reise von ihnen getrennt hatte, hegten Verdacht. Pfadfinder, der der einzige war, der mit den Gefangenen fließend sprechen konnte, nahm Pfeilspitze beiseite und unterzog ihn einem Verhör. Der Tuscarora antwortete auf seine Fragen mit der stoischen Ruhe eines Indianers. Sein Verschwinden erklärte er leicht. Sowie er erkannt, daß ihr Schlupfwinkel entdeckt war, hätte er nur an seine Rettung gedacht und wäre in die Wälder geflohen, da er nicht zweifelte, daß die andern auf der Stelle niedergemacht werden würden. Er war davongelaufen, um nicht das Leben zu verlieren.

„Gut," erwiderte Pfadfinder, indem er tat, als schenkte er dieser Rechtfertigung Glauben, „mein Bruder tat weise daran, aber wieso folgte ihm auch sein Weib?"

„Folgen die Frauen der Bleichgesichter ihren Männern nicht? Hätte Pfadfinder sich nicht umgewendet, um zu sehen, ob die nachkäme, die er liebte?"

Der Führer war eben in einer Stimmung, in der solch ein Argument auf ihn Eindruck machen mußte. Der Tuscarora fühlte, daß seine Worte ihre Wirkung getan, und wartete würdevoll auf die nächste Frage.

„Das ist natürlich und vernünftig," sagte Pfadfinder, indem er, ohne es zu wissen, unwillkürlich wieder englisch sprach, „ein Weib folgt dem Mann, dem sie angetraut ist. Mabel würde es geradeso machen. Deine Worte sind ehrlich, Tuscarora," sagte er wieder im Dialekt des andern; „sie gefallen mir. Aber warum ist mein Bruder so lang fern vom Fort geblieben? Seine Freunde haben oft an ihn gedacht, haben ihn aber niemals gesehen."

„Wenn die Hindin dem Hirsch folgt, warum soll dann der Hirsch nicht auch der Hindin folgen?" antwortete der Tuscarora lächelnd, indem er dem Pfadfinder den Finger auf die Schulter legte. „Pfeilspitzes Weib folgte Pfeilspitze, es war daher recht, daß Pfeilspitze seinem Weibe folgte. Sie verlor ihren Weg und mußte in einem fremden Wigwam kochen."

„Ich verstehe, Tuscarora, das Weib fiel in die Hände der Mingos, und du folgtest ihrer Fährte."

„Pfadfinder sieht einen Grund so leicht wie das Moos an den Bäumen."

„Und wann bekamst du die Frau zurück und wie geschah es?"

„Vor zwei Sonnen. Junitau zögerte nicht zu kommen, als ihr Gatte ihr den Pfad zuflüsterte."

„Gut, das ist alles nur natürlich. Aber Tuscarora, wie kamst du denn zu dem Kanoe? Und warum ruderst du nach dem Sankt Lorenzstrom statt nach der Garnison?"

„Pfeilspitze kennt sein Eigentum. Das Kanoe ist mein; ich fand es am Ufer nahe dem Fort."

„Das klingt vernünftig, das Kanoe gehört dem Mann, und ein Indianer nimmt es ohne viel Redens. Ist aber doch merkwürdig, daß wir nichts von dem Kerl und seiner Frau sahen. Das Kanoe muß den Fluß vor uns verlassen haben."

Pfadfinder hatte englisch gesprochen, als dieser Gedanke ihm durch den Kopf schoß und legte ihn nun dem Indianer als Frage vor.

„Pfadfinder weiß, daß ein Krieger sich schämen kann. Der Vater hätte mich nach seiner Tochter gefragt und ich konnte sie ihm nicht geben. Ich schickte Junitau um das Kanoe, und niemand sprach zu ihr. Ein Tuscaroraweib spricht nicht mit fremden Männern."

All das klang glaublich und entsprach indianischem Charakter und indianischen Sitten. Pfeilspitze hatte wie üblich die Hälfte seines Führerlohns erhalten, ehe er den Mohawk verließ, und daß er den Rest nicht einforderte, war ein Beweis von Gewissenhaftigkeit. Pfeilspitze hatte sich anständig benommen, und wenn es auch noch anständiger gewesen wäre, vor den Vater zu treten und die Wahrheit zu bekennen, wie die Indianer nun waren, schien sein Benehmen ganz natürlich.

„Das ist alles klar wie Wasser, Pfeilspitze," antwortete er nach kurzem Bedenken, „ich muß es zugeben; es ist die Gabe einer Rothaut, so zu handeln, wenn es auch nicht die Gabe eines Weißen sein mag. Nun muß mir mein Bruder noch eins sagen, und dann wird keine Wolke mehr zwischen seinem Wigwam und dem festen Haus der Jengies sein. Wenn er das bißchen Nebel noch wegblasen kann, dann werden seine Freunde ihn ansehen, als säße er an seinem eigenen Feuer, und er wird sehen, wie sie ihre Waffen beiseite legen und vergessen, daß sie Krieger sind. Warum sah Pfeilspitzes Kanoe nach dem Sankt Lorenzstrom, wo nur Feinde zu finden sind?"

„Warum sahen Pfadfinder und seine Freunde in der gleichen Richtung? Ein Tuscarora mag wohl nach derselben Richtung schauen wie ein Jengie."

„Wir, Pfeilspitze, segeln hier ... kurz, wir sind hier im königlichen Auftrag. Mehr brauchst du nicht zu wissen."

„Pfeilspitze sah das große Kanoe und er liebt das Gesicht des Eau-douce zu sehen. Er fuhr gegen die Abendsonne, um seinen Wigwam aufzusuchen; als er den jungen Seemann in anderer Richtung fahren sah, wendete er und fuhr ihm nach. Eau-douce und Pfeilspitze waren zusammen auf der letzten Fährte."

„Das mag alles wahr sein, Tuscarora, und du bist willkommen. Du sollst von unserm Wildbret essen, und dann müssen wir uns trennen. Die sinkende Sonne ist hinter uns, und wir bewegen uns schnell. Mein Bruder entfernt sich zu weit von seinem Ziel, wenn er nicht rasch umkehrt."

Pfadfinder teilte nun den andern das Ergebnis seines Verhörs mit. Er selbst schien geneigt, Pfeilspitze Glauben zu schenken, gab jedoch zu, daß Vorsicht am Platze wäre; die übrigen, mit Ausnahme Jaspers, waren weniger bereit, die Worte des Indianers für wahr zu halten.

„Der Kerl muß sofort in Eisen gelegt werden, Bruder Dunham," sagte Cap, „und dem Profossen übergeben werden. Wenn es solch einen Offizier auf dem süßen Wasser gibt. Sowie wir einen Hafen erreichen, muß er vors Kriegsgericht."

„Ich halte es für das beste, den Burschen hier zu halten," antwortete der Sergeant. „Aber Eisen sind unnötig, solang er im Kutter ist; morgen früh werden wir die Sache untersuchen."

Pfeilspitze wurde gerufen und die Entscheidung ihm mitgeteilt. Der Indianer hörte mit ernstem Gesicht zu und machte keine Einwendung. Im Gegenteil, er fügte

sich mit der ruhigen Würde der Eingeborenen. Er blieb im Schiff für sich und beobachtete aufmerksam, was darin vorging. Jasper ließ die Segel des Kutters sich wieder füllen, und der Scud setzte seinen Weg fort.

Es war die Stunde gekommen, die Wache auszusetzen; die meisten gingen hinab, und nur Cap, der Sergeant, Jasper und zwei von der Schiffsmannschaft blieben an Deck. Auch Pfeilspitze und sein Weib waren oben geblieben.

„Du wirst einen Platz für deine Frau unten finden, Pfeilspitze, und meine Tochter wird für sie sorgen," sagte der Sergeant, der eben selbst im Begriff war, das Deck zu verlassen, freundlich, „und für dich ist dort ein Segel, auf dem du selber schlafen kannst."

„Ich danke, mein Vater, die Tuscarora sind nicht arm. Das Weib wird meine Decken aus dem Kanoe holen."

„Wie du willst. Wir müssen dich zwar hier behalten; aber wir wollen nicht, daß es dir schlecht gehe. Schicke die Squaw ins Kanoe um die Decken." Die Indianerin stieg ins Kanoe. „Es wird besser sein, uns der Ruder zu versichern," sagte der Sergeant leise zu Jasper, „es könnten schläfrige Augen im Scud sein. Pfeilspitze, gib mir die Ruder aus deinem Kanoe, wir wollen sie an Bord haben."

Pfeilspitze stieg schweigend zu seinem Weibe ins Boot, und im nächsten Augenblick hörten sie, wie er sie scharf ausschalt. Gehorsam legte die Indianerin die Decke, die sie genommen hatte, wieder zurück und suchte eine andere.

„Schnell, schnell, Pfeilspitze," sagte der Sergeant, der am Heck stand, da die beiden für die Ungeduld eines schläfrigen Mannes zu langsam waren. „Reich mir das Ruder, es wird spät, und wir Soldaten müssen früh auf."

„Pfeilspitze kommt," war die Antwort, und der Tuscarora kam wirklich ans vordere Ende des Kanoes. Mit einem Schlag seines scharfen Messers zerschnitt er das Tau, das das Boot festhielt; der Kutter schoß weiter, während die leichte Barke am selben Platze blieb. So schnell und geschickt war dies geschehen, daß das Kanoe sich in Lee vom Scud befand, ehe der Sergeant die List überhaupt bemerkt hatte und in seinem Kielwasser, ehe er sie den andern mitgeteilt.

„Ruder in Lee!" brüllte Jasper, während er das Klüversegel mit seinen eigenen Händen fliegen ließ; der Kutter kam rasch gegen den Wind herauf; alle Segel klatschten, bis das leichte Fahrzeug sich wohl hundert Fuß windwärts von seiner früheren Stellung befand. Wie klug der Einfall, wie schnell und geschickt die Bewegung auch ausgeführt worden war, der Tuscarora war nicht weniger geschickt und geistesgegenwärtig gewesen. Er und sein Weib hatten zu den Rudern gegriffen, und sie schossen bereits in südwestlicher Richtung über das Wasser, so daß sie gleichfalls gegen den Wind und aufs Ufer zu fuhren, und doch so weit luvwärts vom Kutter blieben, daß dieser nicht auf sie stoßen konnte, wenn sich die Segel über dem andern Bug füllten. Wie schnell der Scud auch gegen den Wind angefahren und weiter vorwärts geschossen war, Jasper wußte, daß er abhalten mußte, ehe das Schiff seine Fahrt ganz verloren hatte, und noch keine zwei Minuten waren vergangen, seitdem sie das Ruder gelegt hatten, als das muntere kleine Fahrzeug herumholte und rasch abfiel, um über dem andern Bug wieder an den Wind zu kommen.

„Wir kriegen ihn nicht," sagte Jasper, sowie er sich von der Lage der beiden Fahrzeuge gegeneinander überzeugen konnte. „Der schlaue Schuft rudert direkt gegen den Wind, der Scud kann ihn unmöglich einholen."

„Ihr habt ein Kanoe," rief der Sergeant eifrig, „setzt es schnell aus und wir rudern nach."

„Das nützt nichts. Wenn Pfadfinder an Deck gewesen wäre, dann wäre eine Möglichkeit gewesen, so nicht. Ehe das Boot klar gemacht wird, vergehen drei oder vier Minuten, und bis dahin sind die schon verschwunden."

Sowohl Cap als der Sergeant sahen die Wahrheit dieser Worte ein. Das Ufer war weniger als eine halbe Meile entfernt, und das Kanoe schoß bereits in seinen Schatten. Die Verfolger hätten vielleicht das leere Boot am Strande noch finden können, aber nie Pfeilspitze in den Wäldern.

Widerwillig wurde das Ruder wieder gelegt, der Kutter machte eine scharfe Wendung, legte sich wieder über den andern Bug und setzte seinen früheren Kurs fort. Dies alles geschah in tiefstem Schweigen; Jasper brauchte nicht zu kommandieren, instinktiv, wie mechanisch taten seine Leute das Nötige. Inzwischen faßte Cap den Sergeanten an einem Knopf seiner Uniform, führte ihn zur Kajütentür und sagte mit unheilverkündendem Ausdruck:

„Hört mal, Bruder Dunham, das scheint mir nun doch eine bedenkliche Sache. Daß dieser Indianer an Bord kam, scheint mir ein Indizium, und seine Flucht noch eins. Wenn ihr dem Rat eines alten Seemanns folgt, dann ist kein Augenblick zu verlieren. Der Kutter macht sechs Knoten in der Stunde, und bei den kurzen Distanzen auf diesem Teich können wir vor Tagesanbruch in einem französischen Hafen sein und vor Abend in einem französischen Gefängnis."

„Das kann alles sein. Was meint ihr, soll ich tun, Bruder?"

„Meiner Meinung nach sollt ihr diesen Herrn Süßwasser auf der Stelle verhaften, ihn in den Schiffsraum stecken, einen Posten vor seine Tür stellen und mir das Kommando des Kutters übertragen. Zu alledem habt ihr ein volles Recht, denn das Schiff gehört der Armee, und ihr seid der Kommandeur der Truppen an Bord."

Über eine Stunde überlegte der Sergeant, was er tun sollte. Lange schwankte er hin und her; das gewohnte Vertrauen zu Jasper, der Verdacht, die Warnungen des Majors, Furcht vor den Franzosen und deren List rangen um die Oberhand. In seiner Verlegenheit wendete er sich schließlich an den Quartiermeister, um die Meinung eines Vorgesetzten zu hören, wenn er ihm auch im Augenblick nicht unterstellt war. Das hieß jemandes Rat begehren, der bei ihm in Gunst zu stehen wünschte, und solch ein Ratgeber sagt fast immer das, was der andere am liebsten hört. Überdies hatte der Sergeant Cap zum Quartiermeister geschickt, und der ließ seinen Zuhörer nicht im Zweifel darüber, welchen Rat er zu hören wünschte. Der Leutnant hätte schon aus Politik dem Onkel und dem Vater Mabels nicht entgegengesprochen; aber wie ihm die Sachen dargestellt wurden, mußte es ihm ernstlich angezeigt erscheinen, das Kommando über den Kutter Cap zu übertragen. Seine Meinung war für den Sergeanten entscheidend.

Ohne sich auf irgendwelche Erklärungen einzulassen, teilte der Sergeant Jasper kurz mit, daß er es für seine Pflicht halte, ihm zeitweise das Kommando des Kutters abzunehmen und es seinem Schwager zu übergeben. Die unwillkürliche Äußerung heftigsten Erstaunens, die Jasper tat, wurde mit einem kurzen Hinweis auf die militärische Disziplin zurückgewiesen. Der Sergeant bemerkte noch, daß man in militärischen Sachen die Gründe für eine ungewöhnliche Maßregel nicht immer mitteilen könne, machte aber nicht die geringste Anspielung, die dem andern seinen Verdacht verraten hätte. Dem betroffenen jungen Mann blieb nichts übrig als zu gehorchen, und er wies sofort selbst die Mannschaft an, sich bis auf weiteres nach den Befehlen Caps zu richten. Als man ihm jedoch sagte, es wäre weiter nötig, daß er und auch sein erster Gehilfe, der wegen seiner

genauen Bekanntschaft mit dem See der Lotse genannt wurde, unten zu bleiben hätten, da zeigte sich die tiefste Kränkung auf seinem Gesicht. Anfangs wußte selbst Cap nicht, was er aus dem Gesichtsausdruck des andern machen sollte, bald jedoch sah er darin nur eine weitere Bestätigung seines Verdachts.

Sobald die beiden sich hinunterbegeben hatten, erhielt die Schildwache im Lukengang geheimen Befehl, sorgfältig auf sie acht zu haben und keinen von beiden wieder auf Deck kommen zu lassen. Diese Vorsicht erwies sich indessen als überflüssig, da Jasper und der Lotse sich schweigend nach ihren Lagerstätten begaben und sie die ganze Nacht nicht verließen.

„Und nun, Sergeant," sagte Cap oben, „werdet ihr die Güte haben, mir den Kurs und die Distanzen anzugeben, damit das Boot weiter die richtige Fahrt hält."

„Die weiß ich nicht, Bruder Cap," erwiderte Dunham, den die Frage in nicht geringe Verlegenheit setzte. „Wir müssen so gut wir können unsern Weg nach der Station auf den Tausend Inseln suchen; dort haben wir zu landen, die Abteilung abzulösen und Informationen für unsere zukünftige Haltung entgegenzunehmen. So heißt's beinahe wörtlich in meinem schriftlichen Befehl."

„Aber ihr könnt mir doch eine Karte geben, irgendwas, wonach ich die Messungen vornehmen kann und die Distanzen sehe, so daß ich die Straße finden kann."

„Ich glaube nicht, daß Jasper sich je nach so etwas richtete."

„Keine Karte, Sergeant?"

„Nicht einmal ein Papierschnitzel. Unsere Seeleute fahren ohne Karten auf diesem See . . ."

„Den Teufel fahren sie! Das müssen ja wahre Yahoos sein. Und wie stellt ihr euch das vor, Sergeant, daß ich eine Insel von tausend herausfinden soll, ohne ihren Namen oder ihre Lage zu wissen, ja nicht einmal den Kurs oder eine Distanz?"

„Was den Namen betrifft, Bruder Cap, so braucht ihr euch deshalb keine Sorge zu machen, denn nicht eine von den Inseln hat einen Namen. In dieser Richtung könnt ihr also nicht fehlgehen. Und was die Lage betrifft, so kann ich euch nichts dazu sagen, denn ich bin selber nie dort gewesen. Ich glaube auch nicht, daß an der Lage viel gelegen ist, wenn wir den Fleck nur finden können. Vielleicht kann uns einer der Leute auf Deck den Weg sagen."

„Halt, Sergeant, halt einen Augenblick, wenn ich bitten darf. Wenn ich dieses Fahrzeug befehligen soll, dann geschieht es gefälligst ohne Kriegsrat mit dem Koch oder dem Kajütenjungen. Kommandant ist Kommandant, er muß seine eigene Meinung haben, selbst wenn's die unrichtige wäre. Ich hoffe, ihr versteht genug vom Dienst, um zu wissen, daß es besser ist, ein Kommandant kommandiert falsch als gar nicht. Jedenfalls könnte nicht einmal der Großadmiral eine Jolle anständig kommandieren, wenn er jedesmal, wenn er an Land geht, den Bootsteurer um Rat fragen wollte. Nein, Herr, wenn ich untergehe, gehe ich unter, aber dann, Gott verdamm mich, will ich anständig untergehen und wie sich's gehört."

„Aber ich, Bruder Cap, habe durchaus keine Lust, unterzugehen, sondern möchte zur Station in den Tausend Inseln kommen, nach der ich beordert bin."

„Schon gut, Sergeant, aber ehe ich einen Fockmastmatrosen oder irgendeinen andern Mann an Bord, der nicht mindestens Deckoffizier ist, um Rat frage, gerade heraus schamlos um Rat frage, eher fahre ich um die ganzen Tausend Inseln herum, von einer zur andern, bis wir die richtige gefunden haben. Aber es gibt schon einen

Weg, die Leute auszuholen, ohne selbst Unwissenheit zu zeigen, und ich will schon herauskriegen, was die Herren wissen, und sie sollen noch glauben, daß ich sie mit Wissen vollstopfe. Auf der See heißt's manchmal, durchs Glas schauen, wenn nichts in Sicht ist, oder das Lot auswerfen, wo noch lange kein Ankergrund ist. Das werdet ihr doch auch in der Armee wissen, daß, wenn man schon nicht weiß, was man wissen sollte, man wenigstens so tun muß, als wüßte man's. Als Junge hab ich mal zwei lange Fahrten mit einem gemacht, der sein Schiff so ziemlich auf diese Art führte, und es ging auch."

„Ich weiß, daß wir jetzt richtig steuern," erwiderte der Sergeant, „aber in ein paar Stunden kommen wir an ein Vorgebirge, und dort heißt's den Weg sorgfältig wählen."

„Laßt mich den Mann am Steuerrad pumpen, Bruder, ihr werdet sehen, daß er gleich ziehen wird! Wir werden es gleich haben!"

Cap und der Sergeant schritten nach dem Achterdeck, bis sie neben dem Steuermann standen, Cap immer mit der Miene äußersten Selbstvertrauens.

„Das ist ein angenehmes Lüftchen, mein Junge," bemerkte Cap wie nebenbei, und wie ein Vorgesetzter an Bord hie und da aus besonderer Freundlichkeit einen Untergebenen anspricht. „Das weht hier wohl jede Nacht vom Land her?"

„In dieser Jahreszeit, Herr," erwiderte der Mann, und griff respektvoll an den Hut.

„Wird wohl bei den Tausend Inseln das gleiche sein? Der Wind hält natürlich aus, wenn wir dann auch auf allen Seiten Land haben."

„Wenn wir weiter östlich kommen, Herr, wird der Wind wohl umspringen. Dort kann's ja keine besondere Landbrise geben."

„Ja, ja, das habt ihr von eurem Süßwasser, immer Streiche, die gegen die Natur sind. Unten, bei den westindischen Inseln, da hat man seine Landbrise gerade so sicher wie die Seebrise. In dieser Hinsicht gibt's keinen Unterschied. Aber hier muß es natürlich anders sein. Ihr kennt wohl diese Tausend Inseln genau, mein Junge?"

„Du lieber Himmel, Meister Cap, die kennt kein Mensch genau, oder eigentlich überhaupt nicht. Die bringen den ältesten Seemann hier aus dem Konzept. Wir wissen nicht einmal, wie sie heißen; die meisten übrigens haben so wenig einen Namen wie ein Kind, das stirbt, bevor es getauft ist."

„Seid ihr römisch-katholisch?" fragte der Sergeant scharf.

„Nein, Herr, noch sonst was. Ich erlaube mir, nur ein Philosophierer über Religion zu sein. Sonst laß ich in Ruh, was mich nicht beißt."

„Also ein Philosophierer! Gewiß wieder eine von den neuen Sekten, mit denen das Land geplagt ist," brummte der Sergeant, dessen Großvater Quäker gewesen war, der Vater Presbyterianer, während er selbst sich der anglikanischen Kirche angeschlossen hatte, als er Soldat geworden war.

„Ich nehme an, John," sagte Cap wieder, „ihr heißt doch Hans, nicht wahr?"

„Nein, Herr, Robert!"

„Ja, ja, Robert; es kommt aufs Gleiche hinaus, Hans oder Bob, wir machen da keinen Unterschied auf der See. Also was ich sagen wollte, Bob, es ist doch wohl gut zu ankern an der Station, nach der wir fahren?"

„Gott helf euch, Herr, ich kann euch nicht mehr darüber sagen als ein Mohawk oder ein Soldat im Fünfundfünfzigsten."

„Habt ihr denn nie dort vor Anker gelegen?"

„Nie, Herr. Meister Eau-douce macht immer an Land fest."

„Aber wenn ihr die Stadt ansteuert, habt ihr doch auch gelotet und habt das Lot eingefettet wie sonst.“

„Einfetten? — Stadt? Du lieber Gott, Meister Cap, dort gibt's so wenig eine Stadt wie in euerem Gesicht, und nicht halb so viel Fett.“

Der Sergeant lächelte ein grimmiges Lächeln, das sein Schwager nicht bemerkte.

„Also keinen Kirchturm, kein Licht, kein Fort — Donnerwetter! Aber eine Garnison ist doch dort?“

„Da müßt ihr den Herrn Sergeanten fragen, Herr. Die ganze Garnison ist hier an Bord.“

„Aber beim Einfahren, Bob, welcher Kanal schien euch da besser, der, auf dem ihr zuletzt eingefahren seid oder . . . oder . . . oder . . . hm, jawohl — oder der andere?“

„Kann's nicht sagen, Herr, ich weiß von dem einen so wenig wie von dem andern.“

„Ja, seid ihr denn am Rad eingeschlafen, Kerl?“

„Am Rad nicht, Herr, aber unten unter der Back, auf meiner Koje. Eau-douce hat uns alle hinuntergeschickt, Soldaten und alles, den Lotsen ausgenommen. Wir kennen den Weg so wenig, als ob wir nie dort gewesen wären. Das hat er jedesmal getan beim Einfahren wie beim Ausfahren. Und wenn's ums Leben ginge, könnte ich euch nichts vom Kurs und vom Kanal sagen, sowie wir einmal bei den Inseln sind. Die kennt niemand als Jasper und der Lotse.“

„Da habt ihr wieder ein Indizium, Sergeant,“ sagte Cap, seinen Schwager ein wenig weiter wegführend. „Da ist niemand an Bord zum Pumpen, denn sie ziehen alle nur Unwissenheit, man mag pumpen, so viel man will. Ja, wie zum Teufel, soll ich denn die Station finden?“

„Ja, was soll ich euch sagen, Bruder Cap! Könnt ihr's euch nicht ausrechnen? Ich dächte, für euch Salzwassermarineure wäre das eine Kleinigkeit! Ich hab oft gelesen, daß sie Inseln auf dem Ozean berechnen und entdecken.“

„Ja schon, Bruder, ja, aber das wäre die allergrößte Entdeckung, denn ich soll ja nicht eine Insel entdecken, sondern eine von tausend; eine Nadel auf diesem Deck will ich finden, so alt ich bin; aber ob ich eine in einem Heuschober finden kann, bezweifle ich.“

„Die Seeleute auf diesem See wissen immer die Plätze zu finden, nach denen sie kommen wollen, also muß es doch eine Methode geben.“

„Wenn ich euch recht verstanden hab, Sergeant, so ist die Station besonders geheim.“

„Jawohl, das ist sie. Man hat die äußerste Fürsorge getroffen, den Feind nicht ihre Lage erfahren zu lassen.“

„Und nun meint ihr, daß ich, der ich hier ganz fremd bin, diesen Platz ohne Karte, Kurs, Distanz, Breite, Länge, Grundmessung, ja und Gott verdamm' mich, ohne Fett finden soll! Ja, glaubt ihr denn, ein Seemann segelt nach der Nase, wie einer von Pfadfinders Jagdhunden?“

„Nun, Bruder, beruhigt euch nur, vielleicht könnt ihr von dem Mann am Steuer doch noch was erfahren; ich kann nicht glauben, daß er so wenig weiß, wie er vorgibt.“

„So, das sieht ja wie noch ein Indizium aus. Der Fall wimmelt nur so von Indizien, man wird ja gar nicht wissen, worauf man den Beweis stellen soll; aber wir wollen nun sehen, ob der Kerl was weiß.“

Beide kehrten ans Steuer zurück und Cap fragte:

„Kennt ihr vielleicht die geographische Breite und Länge der Insel, mein Junge?“

„Was, Herr?“

„Die geographische Breite oder Länge; eins oder das andere; es ist mir nichts daran gelegen, welche von beiden, ich frage nur, um zu sehen, wie ihr jungen Leute hier ausgebildet werdet."

„Ja, da kann ich sagen, daß mir auch nichts daran gelegen ist, nach welcher von beiden ihr fragt, denn ich weiß nicht, was ihr damit meint, Herr!"

„Ihr wißt nicht, was geographische Breite ist?"

„Nein, Herr," erwiderte der Mann zögernd, „'s ist wohl Französisch?"

„Hui!" pfiff Cap, „geographische Breite Französisch? Wißt ihr, was Länge ist?"

„Das, glaub ich, weiß ich, Herr. Fünf Fuß sechs Zoll, das ist die vorschriftsmäßige Länge für einen Rekruten."

„Da habt ihr die Länge, Sergeant, und mit dem Meßholz! Wißt ihr, was ein Grad ist, was Minuten und Sekunden sind?"

„Ja, Herr. Ein Grad ist soviel wie Rang, das bedeutet, wer über mir ist. Und Minuten und Sekunden sind die kurzen und die langen Marken an der Loggleine, das wissen wir so gut wie die Salzwasserleute."

„Gott verdamm' mich, Bruder Dunham, mir scheint, auf diesem See kommen sie mit Glauben und Einfalt fort. Es heißt ja, der Glaube kann Berge versetzen. Aber Junge, ihr kennt doch den Scheitelpunkt, die Distanzen und die Windrose?"

„Von dem Punkt — wie heißt er gleich? — könnt ich's nicht behaupten, Herr. Die Distanzen kennen wir wohl, denn die messen wir aus, und die Windrose kann kein Admiral besser kennen. Nord, Nord zu Ost, Nord-Nordost, Nordost zu Nord, Nordost, Nordost zu Ost, Ost-Nordost, Ost zu Nord, Ost . . ."

„Genug, genug, der Wind wird umschlagen, wenn ihr so weiterfahrt."

Er entfernte sich ein wenig und sprach leise: „Bei dem Jungen ist nichts zu holen; ich will nun mal noch zwei Stunden den gleichen Kurs halten, dann wollen wir beidrehen und sehen, wo wir Anker werfen können. Dann müssen wir uns nach den Umständen richten."

Der Sergeant hatte nichts einzuwenden; da der Wind wie gewöhnlich mit dem Vorrücken der Nacht nachließ und sonst im Augenblick keine Schwierigkeiten sich zeigten, machte er sich an Deck ein Bett aus Segeltuch zurecht und schlief bald, wie ein Soldat schläft. Cap ging auf dem Deck hin und her, sein eiserner Körper kannte keine Müdigkeit, und er schloß die ganze Nacht kein Auge.

Es war heller Tag, als der Sergeant erwachte, und als er um sich sah, stieß er einen lauten Ruf des Erstaunens aus, was bei dem ruhigen Mann etwas ganz Ungewohntes war. Das Wetter hatte sich völlig geändert; treibender Nebel verschloß rings die Fernsicht, und der Horizont bildete einen trüben Kreis von etwa einer Meile im Durchmesser, sonst war überhaupt nichts sichtbar; der See raste und war mit Schaum bedeckt, und der „Scud" lag still. Ein kurzes Gespräch mit seinem Schwager klärte den Sergeanten auf. Um Mitternacht hatte der Wind sich gelegt, gerade als Cap beidrehen wollte, um zu sondieren, weil die Inseln bereits in Sicht waren. Um ein Uhr morgens begann es aus Nordost zu wehen, dazu kam ein Schauer, und so fierte er nördlich und westlich in See, da er wußte, daß die Küste von New York in entgegengesetzter Richtung lag. Um halb zwei hatte er das Stagsegel beschlagen, das Schönfahrsegel gerefft und den Klüver niedergeholt. Um zwei Uhr hatte er rückwärts ein zweites Reff einstecken müssen und um halb drei das letzte Segel gerefft und beigedreht.

„Ich muß sagen, das Boot benimmt sich famos, Sergeant," fügte der alte Seemann hinzu. „Aber das bläst ja Zweiundvierzigpfünder! Hätte nicht gedacht, daß es auf dem

bißchen Wasser solche Luftströmungen gibt; — ich mache mir nicht soviel daraus, denn jetzt sieht der See wenigstens natürlich aus, und . . ." Ein Schaumspritzer hatte sein Gesicht getroffen, und er spie das Wasser mit Abscheu aus dem Mund. — „Wenn dieses verdammte Wasser nur nach Salz schmeckte, dann könnte man sich hier gemütlich fühlen."

„Wielange habt ihr in dieser Richtung gesegelt, Bruder Cap?" fragte der vorsichtige Soldat, „und wie rasch treiben wir durch das Wasser?"

„Mag etwa zwei oder drei Stunden sein; die ersten zwei lief er wie ein Pferd. Jetzt haben wir feine Fahrt vor uns, denn die Wahrheit zu sagen, die Nachbarschaft eurer Inseln gefiel mir nicht, obschon sie windwärts lagen, und so griff ich selber ans Ruder und ließ ihn so eine Meile oder zwei nach See zu laufen, bis er freies Wasser hatte. Jetzt sind wir tüchtig leewärts von ihnen; ich sage leewärts, denn wenn man im allgemeinen lieber luvwärts von einer Insel oder einem Dutzend Inseln ist, — wo tausend im Spiel sind, da gibt man lieber gleich nach und stiehlt sich so schnell wie möglich in Lee an ihnen vorbei. Dort oben liegen sie, dort in dem Schauer, und dort können sie auch bleiben, soweit's auf Charles Cap ankommt."

„Das Nordufer kann nur etwa zehn Meilen entfernt sein, Bruder, und ich weiß, daß in dieser Gegend eine breite Bucht liegt. Wäre es nicht gut, jemand von der Mannschaft zu fragen, wo wir eigentlich sind? Wenn wir nicht Jasper Eau-douce heraufrufen und ihm sagen, er möge uns nach Oswego zurückbringen? Die Station können wir unmöglich erreichen, mit diesem Wind gegen uns!"

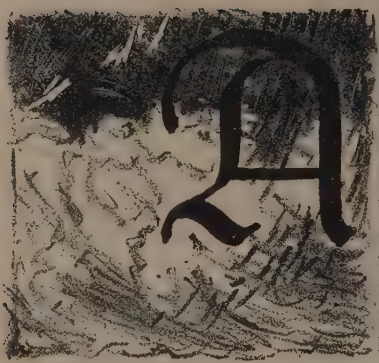
„Gegen alle eure Vorschläge, Sergeant, sprechen ernste seemännische Gründe. Erstens darf der Kommandant nicht seine Unwissenheit eingestehen, das zerstört die Disziplin. Wenn ihr auch den Kopf schüttelt, Bruder, die Disziplin geht zum Teufel, wenn man eingesteht, daß man etwas nicht weiß. Ich kannte einen Kapitän, der fuhr lieber eine ganze Woche falschen Kurs, als daß er eingestanden hätte, daß er einen Fehler gemacht. Und seine Leute bekamen erst recht Achtung vor ihm, just weil sie nicht verstehen konnten, was er tat."

„Das mag alles auf dem Meer ganz gut sein, Bruder Cap, auf süßem Wasser geht das nicht. Ehe ich das Schiff mit meinen Leuten am kanadischen Ufer scheitern lasse, eher nehme ich Jasper aus dem Arrest, das ist meine Pflicht."

„Und landest in Frontenac. Nein, Sergeant, der Scud ist in guten Händen und wird jetzt etwas Seefahrt lernen. Wir haben die feinste offene See vor uns, und nur ein Verrückter kann in solch einem Sturm die Küste ansteuern wollen. Ich lasse jede Wache wenden, und damit sind wir gegen alle Gefahren gesichert, ausgenommen die Trift, die ja bei einem so leichten, niedrigen Fahrzeug wie diesem, das gar keinen Windfang hat, so gut wie nichts ist. Überlaßt das alles mir, Sergeant, ich gebe euch meine Reputation zum Pfand, daß alles gut ausgeht."

Der Sergeant gab gerne nach; er hatte das größte Vertrauen zur seemännischen Geschicklichkeit seines Verwandten und hatte auf der andern Seite bereits eine solche Angst vor Verräterei, daß er sich jedem andern lieber als Jasper anvertraut hätte. Er hatte aber noch einen Grund. Der Befehl über die Expedition hätte von rechtswegen einem Offizier gebührt, und die Leutnants der Garnison waren keineswegs erfreut gewesen, daß der Major sie in die Hände des Sergeanten gelegt hatte. Zurückkommen, ohne seinen Bestimmungsort überhaupt erreicht zu haben, das fühlte dieser, wäre eine nicht mehr gutzumachende Blamage gewesen, und es wäre augenblicklich ein Offizier an seiner Stelle geschickt worden.

Sechzehntes Kapitel



Als der Tag vorrückte, erschienen alle, denen es gestattet war, an Deck. Der Seegang war noch nicht sehr hoch, denn der Kutter lag offenbar noch im Lee der Inseln; aber alle, die den See kannten, wußten, daß einer der schweren Herbststürme der Gegend im Anzug war. Land war nirgends sichtbar, und der Horizont zeigte auf allen Seiten eine finstere Leere. Die Wogen waren kurz mit gekräuselten Kämmen und brachen viel rascher als die auf dem Ozean. Das Wasser selbst sah grün und böse aus, ohne den Glanz, den die Sonnenstrahlen ihm sonst verliehen. Die Soldaten hatten bald genug von dem Anblick und verschwanden einer nach dem andern, bis niemand an Deck war außer der Mannschaft, dem Sergeanten, Cap, Pfadfinder, dem Quartiermeister und Mabel. Das Gesicht des Mädchens war traurig, denn sie hatte indessen den wirklichen Sachverhalt erfahren und vergeblich die Bitte gewagt, man möge Jasper im Kommando belassen. Über Nacht schien auch Pfadfinder in seiner Überzeugung von Jaspers Unschuld noch bestärkt worden zu sein, auch er legte eine warme Bitte für ihn ein, aber gleichfalls ohne Erfolg.

So vergingen mehrere Stunden, der Wind wurde allmählich immer schwerer, der See ging hoch, bis das Schaukeln des Kutters Mabel und den Quartiermeister zwang, sich zurückzuziehen. Cap wendete mehrere Male; der Scud trieb nun offenbar in die breiteren und tieferen Teile des Sees hinaus, und die Wogen rasten in einer Weise auf ihn ein, daß nur ein ungewöhnlich fest gebautes und gut geformtes Schiff ihnen lange standhalten und flott bleiben konnte. All das machte Cap nicht bange; im Gegenteil, wie ein Jagdpferd, das die Ohren spitzt, wenn die Hörner schallen, so rief die ganze Lage alles, was Mann war in ihm, wach. An Stelle des verärgerten, anmaßenden und eingebildeten Krittlers zeigte sich der kühne und erfahrene Seemann, der er wirklich war. Die Leute bekamen nun Respekt vor ihm, und obschon sie sich über das Verschwinden ihres gewohnten Kommandeurs und des Lotsen wunderten, denn die Gründe waren niemandem mitgeteilt worden, so gehorchten sie doch alsbald dem neuen Kommandeur ebenso gerne.

„Dieses bißchen Süßwasser ist doch ganz schneidig, Bruder Dunham," rief Cap gegen Mittag aus, und er rieb sich die Hände vor Vergnügen, wieder einmal mit den Elementen kämpfen zu können. „Der Wind scheint ein ehrlicher, bewährter alter Orkan zu sein, und die Dünung erinnert ein bißchen an die im Golfstrom. Das gefällt mir ganz gut, Sergeant, und wenn es nur noch vierundzwanzig Stunden so weitergeht, dann alle Achtung vor eurem See!"

„Land ahoi!" rief der Mann auf dem Vorderkastell.

Cap eilte nach vorn, es war kein Zweifel, das Land wurde durch den Schauerregen sichtbar, es lag etwa eine halbe Meile vor ihnen, und der Kutter lief gerade darauf zu. Der alte Seemann wollte soeben den Befehl geben vom Ufer abzuhalten, als der Sergeant ihn zurückhielt.

„Fahren wir ein wenig näher," sagte er, „vielleicht erkennt jemand die Gegend. Die meisten von uns kennen das amerikanische Ufer in diesem Teil des Sees, und es ist schon etwas, wenn wir nur erfahren, wo wir sind."

„Ganz recht. Da wollen wir nur immer drauflos. Was ist denn das hier, da ein wenig vor unserm Windbug? Das sieht wie ein niedriges Vorgebirge aus."

„Die Garnison! Bei allen . . ." rief der andere, der die wohlbekannten Umrisse des Forts rascher erkannte.

Da lag es in der Tat, wenn auch trübe und undeutlich in dem feinen Regen, als hätten sie es in der Abenddämmerung oder durch die Morgennebel erblickt. Die grünen, mit niederem Rasen bedeckten Wälle, die dunklen Palisaden, die jetzt schwärzer als je von Wasser troffen, ein oder zwei Dächer, die hohe, einsame Fahnenstange, deren Flaggenseile, vom Sturm mitgerissen, wie zwei unbewegliche Bogen in der Luft festzustehen schienen — all das war bald sichtbar, aber kein Zeichen von Menschengegenwart und Leben war zu erkennen.

Selbst die Wachtposten hatten sich in die Schilderhäuser geflüchtet, und schon glaubten die an Bord, kein Auge würde das Vorüberkommen des eigenen Schiffes entdecken. Aber die unermüdliche Wachsamkeit einer Grenzgarnison schlummerte nicht. Offenbar waren sie von einem oder dem andern Posten bemerkt worden; ein Mann oder zwei wurden auf den Wallvorsprüngen sichtbar, und bald waren die ganzen Wälle am See dicht mit Menschen besetzt.

Es war ein sonderbares Bild. Der See raste, der Sturm heulte ununterbrochen, und die tobenden Wasser erwiderten seinen einförmigen und gewaltigen Sang mit zischendem Schaum, mit drohendem Rollen und trotzig brausender Brandung. Durch den feinen Regen gesehen sahen alle Dinge geheimnisvoll aus wie im Nebel, während die Männer jene frischen befreienden Empfindungen fühlten, die der Sturm auf dem Wasser gibt. Düster und unermeßlich dehnte der Urwald sich unter dem finstern Himmel aus und daneben, wie eine Zuflucht fürs Auge, lag die zierliche, kleine Festung im grauen Lichte.

„Sie sehen uns," sagte der Sergeant, „sie glauben, wir sind vor dem Sturm umgekehrt und vom Hafen abgetrieben. Da ist der Major selbst auf der Nordostbastei, ich erkenne ihn an seiner Größe und an den Offizieren, die um ihn stehen."

„Sergeant, wir könnten schon etwas Spott einstecken, wenn wir in den Fluß einlaufen und sicher vor Anker kommen könnten. In diesem Fall könnten wir auch den Herrn Ohdius ans Land setzen und das Boot rein machen."

„Ja, das wäre schon gut; aber so wenig Seemann ich auch bin, — daß das unmöglich ist, weiß ich. Es gibt kein Segelschiff auf diesem See, das gegen einen solchen Sturm fahren kann. Und draußen ist bei solchem Wetter kein Ankern möglich."

„Ich seh's wohl, Sergeant, und so angenehm der Anblick für euch Landmenschen sein mag, wir müssen fort. Ich für meine Person fühle mich bei schwerem Wetter nie so wohl, als wenn ich weiß, daß das Land hinter mir ist."

Der Scud war nun dem Ufer so nahe gekommen, daß es unvermeidlich geworden war, seinen Bug wieder seewärts zu wenden, und die nötigen Befehle dazu wurden gegeben. Die Sturmfock wurde aufgesetzt, das Gaffelsegel weggefiert, das Ruder gelegt, und das leichte Fahrzeug, das auf dem Wasser zu spielen schien wie eine Ente, fiel ein wenig ab, schoß vorwärts, gehorchte dem Ruder und flog bald platt vor dem Wind über die Kämme hin. Im nächsten Augenblick war das Fort mit all den besorgten Zuschauern auf den Wällen im Nebel verschwunden. Das Ufer war noch über Backbord in Sicht,

und nun wurden die nötigen Manöver begonnen, um den Bug des Kutters wieder gegen den Wind zu bringen, und er begann sich wieder mühsam auf das Nordufer zu zu arbeiten.

Stunden vergingen nun, ohne daß irgend etwas sich änderte. Der Wind nahm stetig zu, bis selbst Cap gestehen mußte, daß es ein ganz rechtschaffener Orkan war. Gegen Sonnenuntergang wendete der Scud wieder, um im Dunkeln vom Nordufer abzuhalten, und um Mitternacht glaubte sein zeitweiliger Befehlshaber, der durch indirektes Befragen der Mannschaft sich eine Vorstellung von der Form und Größe des Sees verschafft hatte, etwa in der Mitte zwischen den beiden Ufern zu sein. Der hohe Seegang und die Länge der Wellen bestärkten ihn in diesem Eindruck. Um diese Zeit wurde die Wut des Sturmes so groß, daß nichts mehr gegen ihn zu machen war. Die Wasser stürzten auf das Deck des kleinen Fahrzeugs in solchen Massen, daß es in allen Fugen erzitterte, und drohten es trotz seiner ungewöhnlichen Beweglichkeit unter ihrem Gewicht zu begraben. Die Leute sagten, daß sie noch nie in solchem Sturm draußen gewesen wären, was auch vollkommene Wahrheit war, denn Jasper, der alle Häfen, Flüsse und Vorgebirge aufs genaueste kannte, hätte den Kutter schon längst an Land gesteuert und irgendwo sicher verankert. Aber Cap wollte den jungen Seemann nicht fragen und fuhr fort zu manövrieren, als wäre er auf dem Ozean.

Um ein Uhr morgens wurde das Sturmfock wieder aufgesetzt, der obere Teil des Großsegels festgemacht und der Kutter vor den Wind gebracht. Obschon alles Tuch, das dem Wind ausgesetzt war, zusammen nicht viel breiter als ein Fetzen war, rechtfertigte das kleine Fahrzeug doch seinen Namen glänzend*). Durch acht Stunden schoß es dahin, beinahe ebenso schnell wie die Möven, die wild über ihm im Sturme kreisten und offenbar nicht wagten, in den Siedekessel des Sees hinabzutauchen. Die Morgendämmerung brachte keine Veränderung, denn immer noch blieb der Horizont derselbe enge Kreis von Wasser und grauem Regenschauer, in dem die Elemente in wüster Verwirrung zu toben schienen. Mannschaft und Passagiere waren die ganze Zeit müßig geblieben, nur Jasper und der Lotse waren unten, die andern waren bei der gleichmäßigeren Bewegung des Fahrzeuges fast alle wieder an Deck gekommen. Das Morgenmahl wurde in Schweigen eingenommen, und jedes Auge schien das andere zu fragen, wie das enden solle. Nur Cap war vollkommen ruhig, sein Gesicht glänzte, sein Schritt wurde fester, sein Ausdruck sicherer, je mehr der Sturm zunahm. Er stand auf dem Vorderkastell mit gekreuzten Armen und schaukelte den Körper seemännisch hin und her, während seine Augen die Wogenkämme beobachteten, wie sie brachen, sich überschlugen und an dem tanzenden Kutter vorüberschossen. In diesem Augenblick ertönte der Ruf: „Segel ahoi!“

So wild und einsam war der Ontario, daß niemand ein Schiff auf diesen Wassern zu sehen erwartete. Der Scud selber glich einem der einsamen Jäger, der seinen Weg durch den Urwald sucht, und selbst in Caps eisernen Nerven zitterte eine gewisse Erregung über den Gedanken, in dieser weltfernen Wildnis durch die Wasser zu jagen.

Das fremde Schiff fuhr beim Wind etwa zwei Kabellängen vor dem Scud, und zwar quer vor seinem Bug vorüber, und nach dem Kurs, den es steuerte, mußte der Kutter nur wenige Schritte hinter ihm passieren. Es war ein Vollschiff, und selbst das erfahrenste Auge konnte in diesem Nebel nicht den geringsten Fehler in seinem Bau und Aussehen entdecken. Es hatte kein Tuch aufgesetzt, außer dem dichtgerefften großen Marssegel und zwei schmalen Sturmfocks, einer vorn und einer hinten. Dennoch legte die

*) Scud bedeutet eine niedrige, kleine Wolke, die bei Regenwetter im Winde treibt.

Gewalt des Windes es fast auf die Seite, wenn nicht gerade irgendeine kochende Woge in Lee es aufrichtete. Alle Rahen standen vierkant, und seine Schnelligkeit, die etwa vier Knoten in der Stunde betragen mochte, ließ erkennen, daß es bei ein wenig rauhem Winde fuhr.

„Der Kerl muß genau wissen, wo er ist," sagte Cap, während der Kutter mit einer Schnelligkeit auf das Schiff zuflog, die fast der des Sturmes gleichkam, „denn er segelt ganz keck südwärts, muß also dort wohl Ankergrund oder Hafen wissen. Kein vernünftiger Mensch, der nicht zum Lenzen gezwungen ist wie wir, würde derart raumschots segeln, wenn er nicht genau wüßte wohin."

„Wir müssen schrecklich weit gelaufen sein, Kapitän," erwiderte der Mann, zu dem Cap diese Bemerkung gemacht hatte. „Das ist der Le Montcalm, der gehört dem Franzosenkönig und nimmt den Kurs nach dem Niagara, wo sie eine Garnison und einen Hafen haben."

„Möchten sie alle ersaufen! Echt französisch kriecht er unter, sowie er einen englischen Kielboden sieht."

„Es wäre gut, wenn wir ihm folgen könnten," erwiderte der Mann verzagt und kopfschüttelnd, „denn da am Seeende kommen wir in eine Bucht, und Gott weiß, ob wir wieder herauskommen."

„Puh, puh, Mann, wir haben offene See genug vor uns und guten englischen Schiffsboden unter uns. Wir sind keine Jean Crapauds, die sich hinter eine Landspitze oder ein Fort verstecken, weil ein bißchen Wind bläst. Achtung aufs Ruder!"

Dieser Befehl wurde gegeben, weil das Passieren der beiden Schiffe sich gefährlich zu gestalten drohte. Der Scud schoß gerade auf den Stevenlauf des Franzosen zu. Die Distanz zwischen den beiden Schiffen betrug nur noch hundert Schritt, und es schien fraglich, ob ein Passieren überhaupt noch möglich war.

„Backbord, Herr, Backbord," schrie Cap, „Backbord, und hinter ihm vorbei!"

Sie sahen, wie die Mannschaft des Franzosen in Lee zusammenlief und mit lebhaften Gebärden ihnen Zeichen machten, nicht heranzukommen. Einige Musketen wurden auf sie gerichtet. Aber die Flut tobte viel zu wild, als daß irgendwelche kriegerische Maßnahmen hätten getroffen werden können. Das Wasser troff von den Mündungen der zwei oder drei leichten Kanonen an Bord des Schiffes, aber niemand dachte daran, sie in solch einem Sturm zu bedienen. Die glänzend schwarze Schiffswand des Franzosen hob sich drohend aus den Wogen, aber der Wind heulte durch ihr Takelwerk und pfiff in den tausend Tönen eines Schiffs; er toste so laut, daß all die Rufe und Schreie, die die Franzosen ausstießen, ungehört verhallten.

„Mag er sich heiser schreien," schimpfte Cap, „das ist kein Wetter, um sich Geheimnisse mitzuteilen. Backbord, Mann, Backbord!"

Der Mann am Steuer gehorchte, und die nächste Woge trug den Scud so nahe an das andere Schiff heran, daß der alte Seemann selbst einen Schritt zurückfuhr, da ihm schwante, mit der nächsten See müßte sein Bug dem andern in die Flanken fahren. Aber das geschah nicht. Der Scud, der tief hinabgeglitten war, hob sich jetzt hoch empor, sprang vorwärts und schoß im nächsten Augenblick hinter dem Schiff der Feinde vorüber, während ihre untere Raa gerade noch das Ende des Besanbaums des andern berührte.

Der junge Franzose, der den Montcalm kommandierte, sprang ans Hackebord, und mit jener hochgestimmten Courtoisie, die selbst den schlimmsten Handlungen seiner Landsleute noch eine gewisse Anmut gibt, zog er seine Mütze zu einem lächelnden

Gruß, während der Scud hinter ihm vorüberschoß. Bonhommie und Liebenswürdigkeit lagen in diesem Gruß, aber beide waren an Cap verschwendet, der mit einem ebenso echten Instinkt seiner Rasse drohend die Faust gegen den andern ballte und brummte:

„Schon gut, verdammtes Glück für euch, daß ich kein Geschütz an Bord habe, sonst könntet ihr euch neue Kajütenfenster einsetzen lassen. Sergeant, der Kerl ist ein Hanswurst!"

„Er war höflich, Bruder Cap," erwiderte der andere, die Hand senkend, mit der er den militärischen Gruß des Franzosen erwidert hatte. „Es war höflich, und das ist alles, was man von einem Franzosen erwarten kann. Was er aber wirklich damit meinte, das wissen wir leider nicht."

„Der läuft nicht ohne Ziel gegen diesen Seegang an. Na, mag er einlaufen, wenn er kann. Wir wollen auf See bleiben, wie tüchtige englische Seeleute."

Das klang großartig, aber Cap sah dem glänzenden schwarzen Schiffskörper des Montcalm, seinem flatternden Marssegel und den feinen Linien seines Takelwerks mit Neid nach, als er undeutlich und undeutlicher wurde und zuletzt wie ein schattenhaftes Bild im grauen Regen verschwand. Wie gern wäre er ihm im Kielwasser gefolgt, wenn er es gewagt hätte. Die Aussicht auf eine zweite Sturmnacht inmitten dieser tobenden Wasser war kein Vergnügen. Sein Seemannsstolz erlaubte ihm allerdings nicht, dies einzugestehen, und die Insassen seines Schiffes verließen sich völlig auf seine Kenntnisse und seine Geschicklichkeit mit der blinden Sicherheit von Leuten, die die Gefahr nicht ermessen können.

Nach wenigen Stunden brach wieder Dunkelheit herein und vermehrte die Gefahr. Ein leichtes Nachlassen des Sturms hatte indessen Cap bewogen, noch einmal an den Wind zu kommen, und während der Nacht lag der Kutter bei wie in der vorigen, selbstverständlich beigedreht, und von Zeit zu Zeit wurde gewendet, um vom Land abzuhalten. Die Nacht verging, wie eine Sturmnacht auf dem Wasser zu vergehen pflegt. Das Schiff stampfte und rollte, die Wasser zischten, der Schaum spritzte über Deck, die Stöße bei jedem Niedertauchen waren so heftig, daß sie das kleine Fahrzeug zu vernichten drohten, der Wind heulte ununterbrochen. Aber die ernsteste Gefahr war die schreckliche Trift; denn obschon der Scud, wenn er unter Segel war, ganz auf der Luvseite lag und keinerlei Windfang hatte, so war er doch so leicht, daß die Kämme der Wogen ihn mit einer Schnelligkeit leewärts zu spülen schienen, die fast so groß war wie die der Fluten selbst.

Während dieser Nacht schlief Cap tief und durch mehrere Stunden. Der Tag dämmerte eben, als jemand ihn an der Schulter schüttelte und er erwachend den Pfadfinder neben sich stehen sah. Während des Wetters war der Führer nur wenig an Deck gewesen, seine Bescheidenheit hatte ihm gesagt, daß nur Seeleute sich um die Lenkung des Schiffs kümmern dürften, und er war bereit, sich ihnen so vertrauensvoll zu überlassen, wie er es von denen erwartete, die ihm durch den Wald folgten. Jetzt aber sagte er:

„Schlaf ist süß, Meister Cap, ich weiß es, aber das Leben ist noch süßer. Seht um euch und fragt euch, ob das der Augenblick ist, in dem ein Kommandeur schlafen darf."

„Was ist denn los, Meister Pfadfinder," brummte Cap, sobald er wirklich wach geworden, „fangt ihr auch an zu murren? Von euch hätt ich das nicht erwartet."

„Meine Gaben sind nicht derart, Meister Cap, daß ich mich in die eines andern menge. Aber es ist noch jemand an Bord, Mabel Dunham. Ihretwegen rede ich jetzt mit euch."

„Schon gut, das Mädel ist die Tochter eines Soldaten und eines Seemanns Nichte; die sollte doch nicht zimperlich sein, wenn einmal ein bißchen Wind bläst. Fürchtet sie sich?“

„Sie hat nicht ein Wort gesagt. Aber ich glaube schon, es wäre ihr lieber, wenn Jasper Eau-douce wieder an seinem Platz wäre und alles wieder in die alte Ordnung käme. Das wäre nur menschlich.“

„Natürlich! So sind die Mädels, und die Dunhams erst recht. Alles lieber als ein alter Onkel, und jeder versteht die Sachen besser als ein alter Seemann. Das ist menschlich, Meister Pfadfinder, und ich will verdammt sein, wenn ich der Mann bin, der auch nur einen Strich Steuerbord oder Backbord wendet, weil die menschliche Natur eines zwanzigjährigen Fratzen es verlangt, oder“ — hierbei senkte er die Stimme — „meinetwegen auch die des ganzen fünfundfünfzigsten Infanterieregiments. Darum bin ich nicht vierzig Jahre auf der See gewesen, um hier auf diesem Süßwasserteich die menschliche Natur kennen zu lernen. Aber der Sturm hält tüchtig an. Und was haben wir da leewärts?“ Er rieb sich die Augen. „Land, so wahr ich Cap heiße, und hohes Land noch dazu!“

Der Pfadfinder sah ihm besorgt ins Gesicht, ohne zu antworten.

„Land, so wahr das der Scud ist,“ wiederholte Cap, „Land in Lee eine Meile von uns, und mit einer so schönen Brandung wie am Strand von Long Island.“

„Und ist das gut oder schlimm?“ fragte der Pfadfinder.

„Keins von beiden; sonderlich gut ist es nicht, und schlimm? . . . ein tüchtiger Seemann darf gar nichts fürchten. Ihr fürchtet euch doch nie in den Wäldern, mein Freund.“

„Kann es nicht sagen; wenn die Gefahr groß ist, ist's meine Gabe, sie zu sehen und wenn's geht sie zu vermeiden, sonst würde mein Skalp wohl schon lange in einem Mingo-Wigwam trocknen. Auf diesem See kenn' ich keine Spur und muß mich daher fügen, aber ich meine, wir sollten alle an Mabel Dunham denken. Da kommt ihr Vater, der denkt sicherlich an sein Kind.“

„Wir sind in einer recht ernsten Lage, glaub' ich, Bruder Cap,“ sagte der Sergeant, „nach dem, was mir die zwei Backsgasten sagen. Sie sagen, der Kutter kann nicht mehr Segel tragen und die Trift ist so stark, daß wir in ein oder zwei Stunden stranden müssen; ich hoffe, es ist nur die Furcht, die aus ihnen spricht.“

Cap antwortete nicht, sondern sah mit sehr gedrücktem Ausdruck nach dem Land, dann wieder wütend windwärts, als wollte er das Wetter durch seinen Zorn zurückschrecken.

„Es wird vielleicht doch gut sein,“ fuhr der Sergeant fort, „Jasper zu rufen und ihn zu fragen. Franzosen gibt's hier nicht, und jedenfalls wird der Junge uns vor dem Ertrinken bewahren, wenn das noch möglich ist.“

„Ja, ja, — nur diese verfluchten Indizien! Aber laßt den Burschen kommen. Mit ein paar geschickten Fragen will ich schon die Wahrheit aus ihm herausholen.“

Kaum hatte Cap zugestimmt, als um Jasper geschickt wurde. Der junge Mann erschien, seine Haltung und Miene waren eine gedrückte, sie verrieten die tiefe Kränkung, die er empfand, und wie die anderen zu beobachten glaubten, auch Ärger und Enttäuschung. Sowie er aufs Deck trat, warf er einen raschen besorgten Blick umher, sah zuerst windwärts, wie jeder Seemann tut; dann folgte sein Auge dem Horizont, bis er die hohen Ufer in Lee erblickte, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich.

„Ich habe nach euch geschickt, Meister Jasper," sagte Cap, die Arme kreuzend und seinen Körper mit der Würde eines Seeoffiziers hin- und herschaukelnd, „um von euch etwas über den Hafen leewärts zu erfahren. Wir nehmen an, daß ihr nicht so rachsüchtig seid, daß ihr uns alle ersäufen möchtet, besonders nicht die Frauen; ihr werdet doch Mann genug sein, uns zu helfen, daß wir mit dem Kutter irgendwo sicher einlaufen, bis dies bißchen Sturm aufgehört hat."

„Ich möchte eher sterben, als daß den Frauen unten ein Leides geschehen sollte," antwortete der junge Mann.

„Ich wußt es ja," rief der Pfadfinder, Jasper auf die Schulter klopfend. „Der Junge ist so treu wie der beste Kompaß, es ist wirklich sündhaft, was anderes von ihm zu glauben."

„Hm!" rief Cap. „Den Frauen! Als ob die in besonderer Gefahr wären. Nun, macht nichts, wir wollen miteinander reden wie gerade Seeleute. Wißt ihr einen Hafen in Lee?"

„Keinen. An diesem Ende des Sees ist eine breite Bucht, aber niemand von uns kennt sie, und die Einfahrt ist nicht leicht."

„Und diese Küste da leewärts ist wohl sonst nicht sehr empfehlenswert?"

„Da ist nur Wildnis bis an die Mündung des Niagara auf der einen Seite und bis Frontenac auf der andern. Im Norden und Westen soll da nichts als Wald und Prärie sein, wohl über tausend Meilen."

„Gott sei Dank, dann kann es dort auch keine Franzosen geben. Gibt es aber etwa Wilde?"

„Indianer gibt es überall, wenn auch nirgends sehr zahlreich. Der Zufall könnte es wollen, daß wir gerade auf einen Trupp treffen, wir könnten aber auch Monate verbringen, ohne einen einzigen zu sehen."

„Da müssen wir's also auf die Spitzbuben hin riskieren; aber um mit euch offen zu sein, Meister Western, wenn diese kleine Unannehmlichkeit mit den Franzosen nicht vorgekommen wäre, was würdet ihr jetzt mit dem Kutter tun?"

„Ich denke, Herr, man muß den Kutter vor Anker legen, ehe zwei Stunden vorüber sind."

„Vor Anker legen? Hier draußen im See?"

„Nein, Herr, aber weiter drinnen, nahe dem Land."

„Ihr wollt mir doch nicht sagen, Meister Ohdius, daß ihr im Sturm an einem Leeufer vor Anker gehen würdet!"

„Wenn ich mein Schiff retten will, Meister Cap, dann würde ich just das tun."

„Hui! Da haben wir unverfälschtes Süßwasser! Hört einmal, junger Mann, ich bin jetzt einundvierzig Jahre lang ein seefahrendes Geschöpf gewesen, als Junge und als Mann. Aber so etwas hab ich noch nie gehört! Eher werfe ich mein ganzes Ankertauwerk über Bord, ehe ich etwas so Unseemännisches tue."

„Das tun wir hier auf dem See," erwiderte Jasper bescheiden, „wenn wir arg in Not sind. Wir wüßten vielleicht etwas Besseres, wenn wir mehr gelernt hätten."

„Ja, allerdings! Nein, mich soll kein Mann dazu bringen, solch eine Sünde gegen meine Erziehung zu begehen. Ich könnte ja mein Gesicht niemals mehr innerhalb von Sandy Hook zeigen, wenn ich einmal ein solches Nichtswisserkunststück gemacht hätte. Zum Teufel, der Pfadfinder ist mehr Seemann als ihr! Ihr könnt wieder hinuntergehen, Herr Ohdius."

Jasper verbeugte sich stumm und zog sich zurück; aber alle sahen wohl, daß er, ehe er die Leiter hinunterstieg, einen langen ängstlichen Blick nach dem Horizont windwärts und nach dem Land leewärts warf, und daß sein Gesicht die tiefste Besorgnis verriet, als er verschwand.

Siebzehntes Kapitel

Da die Soldatenfrau seekrank auf ihrem Bette lag, so war nur Mabel Dunham in der äußeren Kabine, als Jasper zurückkehrte, denn der Sergeant hatte ihm gestattet, sich wieder in seinem früheren Raum aufzuhalten. Wohl hatte Mabel einen Augenblick den Verdacht gegen ihn geteilt, als sie ihren Vater und ihren Onkel so vollkommen überzeugt von seiner Schuld gesehen; aber es war nur einen Augenblick gewesen. Als er jetzt eintrat und sich besorgt und traurig niedersetzte, da sah sie in ihm nur einen Mann, dem schweres Unrecht geschah.

„Laßt euch die Sache nicht so hart anfechten, Jasper," sagte sie eifrig. „Niemand, der euch kennt, glaubt an eure Schuld. Pfadfinder sagt, er setzt sein Leben für euch zum Pfand."

„Also ihr, Mabel, haltet mich nicht für einen Verräter, wie euer Vater!" rief der junge Mann mit flammenden Augen.

„Mein Vater ist ein Soldat und handelt nach seiner Pflicht. Ich bin kein Soldat und sehe in euch nur den Mann, der mich schon einmal gerettet hat."

„Mabel, ich bin nicht gewohnt, mit jemandem, wie ihr seid, zu reden, und es ist auch nicht meine Gewohnheit, irgend jemandem zu sagen, was ich denke und fühle. Ich hab nie eine Schwester gehabt, und meine Mutter starb, als ich noch ein Kind war, und ich weiß daher nicht, was ihr Frauen gerne hört . . ."

Nur zu gerne hätte Mabel gewußt, was Jasper noch sagen wollte, aber er war verstummt. Sie wartete schweigend, bis die Pause für beide zu peinlich geworden war, und Jasper fortfuhr:

„Was ich sagen wollte, Mabel, ist, daß ich nicht weiß, was Mädchen wie ihr denken und was sie gern haben, und daß ihr euch das alles vorstellen müßt, was ich gern noch sagen möchte."

Mabel hatte wohl Phantasie genug, um sich alles Mögliche vorzustellen, aber es gibt Gedanken und Empfindungen, die Frauen lieber ausgesprochen hören, ehe sie ihnen nachgeben; sie hatte eine dunkle Ahnung, daß Jaspers Gedanken und Empfindungen zu diesen gehören könnten, und sie zog es daher vor, das Gespräch abzulenken, ehe sie es in einer so ungeschickten und unbefriedigenden Art fortgehen ließ.

„Sagt mir eines, Jasper, und es wird mir genügen," sagte sie fest. „Ihr verdient den Verdacht nicht, den die andern gegen euch haben?"

„Nein, Mabel," erwiderte Jasper, ihr voll in die Augen sehend, „so wahr ich auf Gnade in der Ewigkeit hoffe, nein!"

„Ich wußte es ja. Ich hätte darauf schwören können," erwiderte das Mädchen warm. „Und doch meint mein Vater es gut. Aber habt keine Sorge, Jasper!"

„Ich habe in diesem Augenblick so viel Sorge um etwas andres, daß ich gar nicht daran denke."

„Jasper!"

„Ich möchte euch nicht in Angst versetzen, Mabel; aber wenn man nur euren Onkel dazu bringen könnte, mit dem Schiff anders umzugehen — und doch, er ist so viel älter und erfahrener als ich, ich sollte mich vielleicht auf ihn verlassen."

„Glaubt ihr, der Kutter ist in Gefahr?" fragte Mabel rasch wie der Gedanke.

„Ich fürchte sehr; wenigstens wir vom See würden glauben, daß er in großer Gefahr ist. Aber vielleicht weiß ein alter Seemann vom Ozean ganz genau, wie er ihn bewahren kann."

„Jasper, alle sagen, wie geschickt ihr den Scud zu führen wißt. Ihr kennt den See, ihr kennt den Kutter, ihr müßt die Situation am besten beurteilen."

„Vielleicht bin ich aus Angst um euch, Mabel, besorgter als sonst. Aber wenn ich offen sein soll, so weiß ich nur einen Weg, den Kutter davor zu bewahren, daß er nicht in den nächsten zwei oder drei Stunden scheitert, und gerade davon will euer Onkel nichts wissen. Aber vielleicht ist es nur meine Unwissenheit, denn der Ontario ist ja nur süßes Wasser."

„Aber ihr wißt es besser! Das kann doch keinen Unterschied machen. Denkt an meinen Vater, Jasper, denkt an euch und alle, die leben, die ihr vilieicht mit einem Wort retten könnt!"

„Ich denke an euch, Mabel, und das ist mehr, viel mehr, als alle andern zusammen," erwiderte der junge Mann mit einem Ausdruck, der unendlich mehr sagte als die Worte selbst.

Mabels Herz schlug rasch, und ein Strahl dankbarer Freude schoß über ihr errötendes Gesicht. Aber ihre Sorge war jetzt zu groß und ernst, als daß sie ihren glücklichen Gefühlen hätte nachhängen können.

„Meines Onkels Eigensinn", sagte sie, „darf uns nicht zugrunde richten. Geht noch einmal an Deck, Jasper, und bittet meinen Vater, herunterzukommen."

Während der junge Mann ihre Bitte erfüllte, lauschte Mabel auf das Heulen des Sturmes und hörte, wie das Wasser gegen den Kutter schlug, mit einem Schrecken, der ihr bisher fremd gewesen war. Da sie vollkommen seefest war, hatte sie bisher an Gefahr überhaupt nicht gedacht und sich die ganze Zeit mit weiblichen Arbeiten beschäftigt; jetzt aber war sie in Angst und merkte auch wohl, daß sie noch nie in solch einem Sturm auf dem Wasser gewesen war. Die zwei Minuten, die vergingen, bis der Sergeant kam, schienen ihr eine Stunde, und sie atmete kaum, als sie die beiden Männer die Treppe herabsteigen sah. So schnell sie konnte, sagte sie ihrem Vater was Jasper dachte, und bat ihn, wenn er sie irgend liebte, ihm wieder das Kommando über den Kutter zu geben.

„Jasper ist treu, Vater," sagte sie ernst, „und selbst wenn er falsch wäre, könnte er doch keinen Grund haben, uns alle hier scheitern und umkommen zu lassen, vielleicht er selber mit. Aber er ist treu, das verbürg' ich dir!"

„Ja, ja, das ist alles ganz schön," sagte der gelassenere Vater, „du fürchtest dich eben! Aber ich kenne meine Pflicht; vielleicht zieht Jasper die Gefahr des Ertrinkens vor, die ihm wenigstens die Möglichkeit gibt, der Strafe zu entkommen!"

„Sergeant Dunham!“

„Vater!“

Beide hatten diese Worte zugleich ausgerufen, Jasper vor allem in Erstaunen, Mabel in Entrüstung. Aber der alte Soldat achtete nicht auf sie, sondern fuhr fort:

„Bruder Cap ist auch nicht der Mann, der sich auf einem Schiff von einem andern belehren läßt.“

„Aber Vater, wenn unser aller Leben in größter Gefahr ist!“

„Umsoweniger. Bei schönem Wetter kann jeder kommandieren. Erst wenn's schlecht geht, erkennt man, wer ein guter Offizier ist. Charles Cap wird das Steuer nicht verlassen, weil das Schiff in Gefahr ist. Und außerdem, Eau-douce, sagt er, daß euer Vorschlag an sich verdächtig ist und mehr nach Verrat als nach Vernunft klingt.“

„Schickt nach dem Lotsen und fragt den! Ihr wißt, ich habe ihn seit gestern abend nicht gesehen.“

„Das klingt vernünftig, wir wollen's versuchen. Folgt mir also auf Deck, damit alles ehrlich zugeht.“

Jasper gehorchte, und auch Mabel wagte sich bis an die Kajütentreppe, wo ihre Kleider vor der Heftigkeit des Windes und ihr Gesicht vor dem Schaum geschützt war. Hier blieb sie stehen, achtete aber genau auf alles, was vorging.

Der Lotse erschien, und auch er warf die gleichen ängstlichen Blicke um sich. Unten im Schiffsraum war ihm die Gefahr nicht so groß erschienen.

„Anker auswerfen ist das einzige,“ sagte er ohne Zögern, als ihm die Frage vorgelegt wurde.

„Was, hier draußen im See?“ rief Cap wie vorher.

„Nein, weiter drinnen; gerade an der äußeren Linie der Brandung.“

Cap zweifelte nun nicht länger, daß zwischen Jasper und dem Lotsen ein geheimes Einverständnis bestand, den Scud zum Scheitern zu bringen, vermutlich, um bei dieser Gelegenheit zu entschlüpfen.

„Ich sage euch, Bruder Dunham,“ antwortete er auf die Vorstellungen des Sergeanten, „daß kein Seemann, der es ehrlich meint, einen solchen Rat geben kann! Bei Sturm an einem Leeufer Anker auswerfen, wäre eine solche Verrücktheit, daß ich sie niemals vor der Versicherung rechtfertigen könnte, solange man noch einen Fetzen Segeltuch aufsetzen kann! Aber dicht an der Brandung zu ankern, wäre vollkommener Wahnsinn!“

„Der den Scud versichert, ist Seine Majestät, und ich bin für das Leben der Leute verantwortlich. Diese Männer kennen den Ontariosee besser als einer von uns, und ich meine, daß beide dasselbe sagen, spricht für sie.“

„Onkel . . .!“ rief Mabel, aber auf eine Gebärde Jaspers verstummte sie.

„Wir treiben nun so rasch in die Brandung,“ sagte der junge Mann, „daß wirklich nicht mehr viel drüber zu reden ist. In einer halben Stunde ist die Sache ohnedies entschieden, so oder so; aber ich warne euch, Meister Cap, auch nicht der festeste Mann unter uns kann sich einen Augenblick in diesem niederbordigen Fahrzeug an Deck halten, sobald wir einmal drin sind. Wir laufen voll und sinken, ehe wir die zweite Linie der großen Seen passiert haben.“

„Und was soll denn Ankern helfen?“ fragte Cap wütend.

„Es kann jedenfalls nichts schaden,“ erwiderte Eau-douce sanft. „Dadurch, daß wir den Kutter mit dem Kopf seewärts stellen, vermindern wir die Trift, und selbst wenn wir

in die Brandung hineintrecken würden, so würde die Gefahr geringer sein. Erlaubt uns nur das eine, Meister Cap, erlaubt, daß der Lotse und ich zum Ankerauswerfen klar machen, das kann doch nichts schaden, und vielleicht ist's doch gut."

„Überholt eure Taue, so viel ihr wollt, und macht eure Anker klar, von ganzem Herzen. Es steht wirklich so mit uns, daß uns nichts mehr schaden kann. Sergeant, ein Wort mit euch auf dem Achterdeck, wenn's gefällig ist."

Cap führte seinen Schwager außer Hörweite und schüttete ihm dort sein Herz aus mit mehr Bewegung, als er sonst zu zeigen pflegte.

„Es ist traurig für die arme Mabel," sagte er, sich schneuzend und mit einem leichten Zittern in der Stimme, „ihr und ich, Sergeant, wir sind zwei alte Kerls und gewohnt, dem Tod nahe zu sein; aber die arme Mabel! Sie ist ein braves Mädel und ich hoffte, sie noch anständig verheiratet und Mutter zu sehen, ehe meine Zeit kommt. Je nun, wir müssen das Schlechte wie das Gute hinnehmen, wenn wir auf See gehen, und das einzige, was ein alter Seemann anständigerweise einwenden darf, ist, daß es uns in diesem verdammten Süßwasser zustoßen muß."

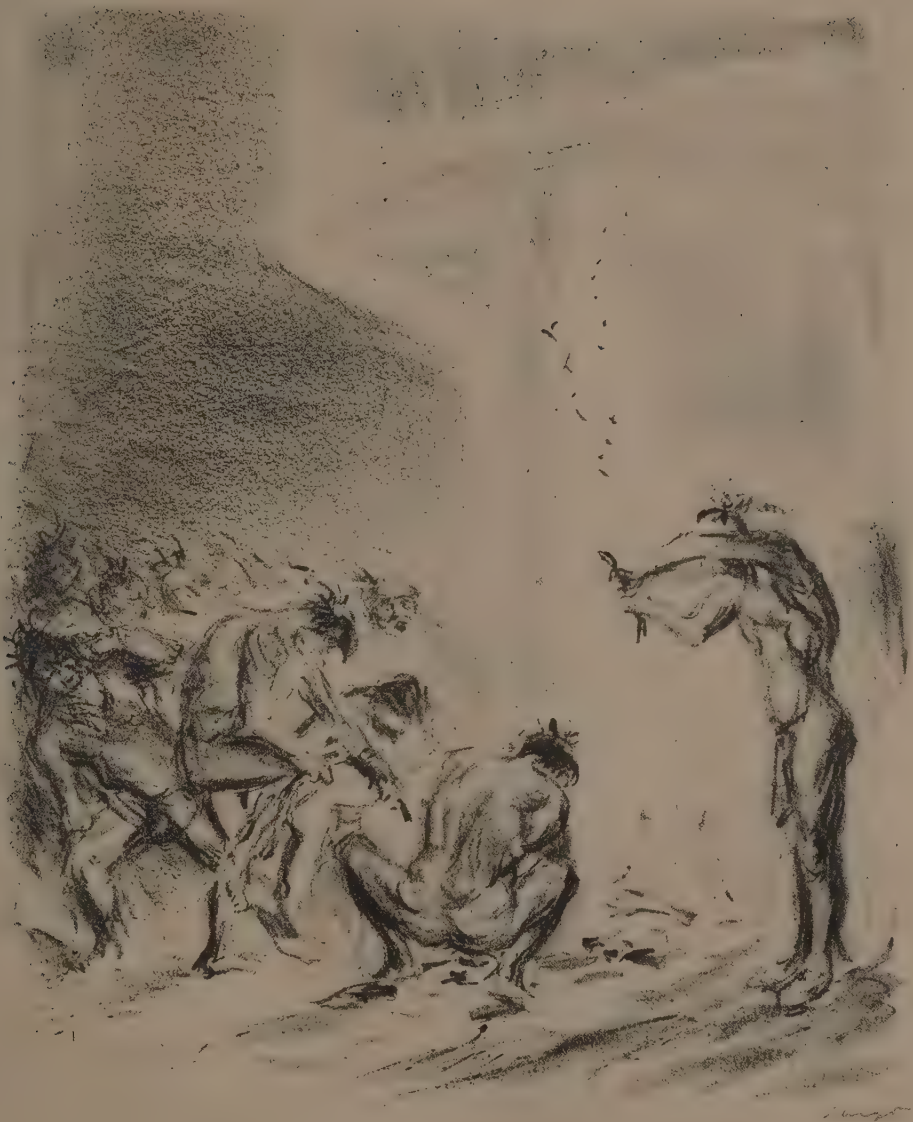
Der Sergeant war ein tapferer Mann und war bereits in viel schrecklicheren Lagen gewesen; aber immer hatte er selber mittun können, während er hier vor einem Feind stand, gegen den er nicht kämpfen konnte. An ihm selber lag ihm weniger als an seiner Tochter; auch fürchtete er, gesund und kräftig wie er war, für sich keine wirkliche Gefahr. Aber er sah kein Mittel, Mabel zu retten, und war sogleich entschlossen, mit ihr zu sterben.

„Glaubt ihr, daß es unvermeidlich ist?" fragte er mit fester Stimme, obwohl sein Gesicht seine tiefe Bewegung verriet.

„In zwanzig Minuten sind wir in der Brandung, und seht selbst, Sergeant, welche Chance der kräftigste Mann in diesem Siedekessel hat!"

Die Sache sah allerdings verzweifelt aus. Der Scud war nun kaum mehr eine Meile vom Ufer entfernt, auf das der Sturm unter einem rechten Winkel mit solcher Wut blies, daß auch nicht im entferntesten daran zu denken war, noch mehr Segel beizusetzen, um möglicherweise noch davonzukommen. Der kleine Teil des Großsegels, der wirklich beigesetzt war und nur dazu diente, den Kopf des Scud so nahe am Winde zu halten, daß die Wogen nicht direkt über das Schiff hereinbrachen, erzitterte unter den fortwährenden Stößen, als ob die starken Taue, die die komplizierte Vorrichtung zusammenhielten, jeden Augenblick reißen wollten. Der Sprühregen hatte aufgehört, aber die Luft war bis in eine Höhe von hundert Fuß über der Wasserfläche mit sprühendem Gischt erfüllt, der einem leuchtenden Nebel glich, während hoch darüber die Sonne von einem wolkenlosen Himmel leuchtete. Jasper sagte, daß dies alles ein rasches Ende des Orkans verkündete, doch mußte die nächste Stunde, höchstens zwei, über ihr Schicksal entscheiden. Zwischen dem Kutter und dem Ufer bot sich ein noch wilderer und erschreckenderer Anblick. Etwa eine halbe Meile in den See reichte die Brandung; das Wasser innerhalb ihrer Grenzen war weiß von Schaum, während die Luft über ihr so von Dampf und Sprühschaum erfüllt war, daß das Land dahinter wie in einem weißlichen Schleier lag. Sie konnten nur sehen, daß die Ufer hoch und vom Grün des unendlichen Waldes bedeckt waren.

Während der Sergeant und Cap schweigend auf diese Szene blickten, waren Jasper und seine Leute auf dem Vorderkastell nicht untätig geblieben. Kaum hatte der junge Mann Erlaubnis bekommen, zu handeln, als er einige Soldaten zur Hilfe heranrief und mit fünf oder sechs Leuten an die Arbeit ging. Auf diesen schmalen Gewässern



werden die Anker niemals im Schiff verstaut, noch die Kabel, die sie bedienen, davon gelöst, so daß Jasper viel von der Arbeit erspart blieb, die an Bord eines Meerschiffs nötig gewesen wäre. Die zwei Buganker waren bald klar gemacht, die Kabel überholt, dann sahen die Leute sich um. Nichts hatte sich geändert, der Kutter trieb langsam landwärts, jeder Augenblick erwies deutlicher, daß er auch nicht einen Zoll weiter luvwärts kommen würde.

Nachdem Jasper noch einmal lange und ernst Ausschau über den See gehalten, gab er neue Befehle, und zwar mit einer Stimme, der man anhörte, für wie dringend er die Lage hielt. Zwei Warpanker wurden auf Deck gebracht und Ankertaue an ihnen festgemacht. Die inneren Enden der Taue wurden ihrerseits am Hals der Anker festgemacht und alles war bereit, sie im richtigen Augenblick über Bord zu werfen. Sowie diese Vorbereitungen beendet waren, wich die Aufregung aus Jaspers Gesicht und machte einer ruhigen Tatbereitschaft Platz. Er verließ das Vorderkastell, auf dem die Sturzseen bei jeder Niederbewegung des Fahrzeugs über Bord schlugen, und schritt nach einem trockneren Teil des Achterdecks. Die Arbeit an den Ankern hatte die Mannschaft oft mit dem halben Körper im Wasser ausgeführt. Auf dem Achterdeck traf er den Pfadfinder, Mabel und der Quartiermeister standen in seiner Nähe. Die meisten an Bord befanden sich unten, die einen seekrank auf ihren Kojen, andere gedachten jetzt ihrer Sünden. Vielleicht zum erstenmal, seitdem sein Kiel in die klaren Wasser des Ontario getaucht hatte, hörte man an Bord des Scud beten.

„Jasper," begann der Führer, „ich bin heute nutzlos gewesen, denn meine Gaben sind in einem Schiff nicht viel wert. Sollte es jedoch Gott gefallen, daß die Tochter des Sergeanten lebendig das Ufer erreicht, so bringe ich sie vielleicht doch noch sicher durch den Wald nach der Garnison."

„Es muß schrecklich weit dahin sein, Pfadfinder," erwiderte Mabel, die alles hören konnte, „ich fürchte, niemand von uns würde das Fort lebendig erreichen."

„Es wäre wohl ein gefährlicher Weg, Mabel, und ein langer, krummer, obschon manche eures Geschlechts mehr als das durchgemacht haben. Aber Jasper, entweder ihr oder ich, oder wir beide müssen in das Rindenkanoe. Mabels einzige Hoffnung ist, im Kanoe durch die Brandung zu kommen."

„Ich würde wohin ihr wollt, steigen, um Mabel zu retten," antwortete Jasper mit traurigem Lächeln, „aber keines Menschen Hand, Pfadfinder, kann ein Kanoe in solchem Sturm dort durch die Brandung bringen. Ich hoffe nur noch aufs Ankern, denn schon einmal haben wir den Scud so gerettet, in einer Not, die beinahe ganz so groß war."

„Wenn wir ankern sollen, Jasper," fragte der Sergeant, „warum dann nicht gleich? Jeder Fuß, den wir jetzt durch das Antreiben verlieren, zählt doch für die Distanz, die wir dreggen werden, wenn die Anker ausgeworfen sind."

Jasper trat dicht an den Sergeanten heran, griff nach seiner Hand und drückte sie heftig wie einer, der seine Gefühle weder länger niederhalten noch sie ausdrücken kann.

„Sergeant Dunham," sagte er feierlich, „ihr seid ein guter Mensch, obschon ihr mich in dieser Geschichte schlecht behandelt habt. Liebt ihr eure Tochter?"

„Daran könnt ihr wohl nicht zweifeln, Eau-douce," erwiderte der Sergeant düster.

„Wollt ihr ihr und uns allen die einzige Möglichkeit, davonzukommen, geben, die uns noch übrig ist?"

„Was wollt ihr, daß ich tue, Junge, was wollt ihr, daß ich tue? Ich hab bisher nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, was wollt ihr, daß ich tue?"

„Haltet nur fünf Minuten zu mir gegen Meister Cap, und alles, was noch getan werden kann, um den Scud zu retten, wird geschehen."

Der Sergeant zögerte. Er war zu sehr gewohnt, die Disziplin hochzuhalten; er liebte es auch nicht, schwankend zu erscheinen, und hatte überdies die größte Meinung von der seemännischen Erfahrung seines Schwagers. Während er noch überlegte, kam Cap von dem Platz neben dem Steuermann, wo er eine Zeitlang gestanden, heran und sagte, sobald er nahe genug war, um gehört zu werden:

„Meister Eau-douce, ich komme euch zu fragen, ob ihr eine Stelle hier in der Nähe wißt, wo wir den Kutter stranden lassen können? Der Augenblick ist gekommen, in dem uns nur diese harte Wahl übrig bleibt."

Dieser Augenblick der Unentschlossenheit auf Seite Caps gab Jasper gewonnenes Spiel. Er sah den Sergeanten an, der Sergeant nickte, und Jasper verlor keinen Augenblick weiter.

„Soll ich ans Steuer gehen", fragte er Cap, „und sehen, ob wir eine kleine Bucht erreichen können, die leewärts von uns liegt?"

„Tut es," sagte der andere mit gepreßter Stimme; er fühlte die Last seiner Verantwortlichkeit um so schwerer, weil seine Kenntnisse hier nicht ausreichten. „Tut es, Obdius, denn um offen zu sein, ich sehe nichts anderes. Wir müssen stranden oder sinken."

Mehr verlangte Jasper nicht. Er machte einen Sprung nach hinten und ergriff die Ruderpinne. Der Lotse war vorbereitet, und auf ein Zeichen von seinem jungen Kommandeur wurde das Stückchen Segel, das so lange beigesetzt gewesen, aufgegeit. Sofort legte Jasper das Ruder, der Kopf eines Stagsegels wurde vorn gefiert, der leichte Kutter, als fühlte er, daß er wieder in vertrauten Händen war, fiel ab und war im nächsten Augenblick tief im Wellental zwischen den Wogen. Aber dieser gefährliche Augenblick ging vorüber, und im nächsten flog das kleine Fahrzeug auf die Brandung zu, mit einer Schnelligkeit, die unmittelbare Vernichtung zu bringen drohte. Die Distanzen waren bereits so gering, daß fünf oder sechs Minuten genügten, um so weit zu kommen, als Jasper wünschte; er legte das Ruder nieder, der Scud kam mit seinem Bug und trotz dem Toben der Wasser so leicht und anmutig wieder gegen den Wind herauf, wie eine Ente auf einem durchsichtigen Teich die Richtung wechselt. Auf ein Zeichen Jaspers setzte sich auf dem Vorderkastell alles in Bewegung, und ein Warpanker wurde an Backbord und Steuerbord vorn ausgeworfen. Selbst Mabels Augen erkannten, wie furchtbar die Trift war, denn die beiden Taue liefen aus wie zwei Schlepptaue. Sobald sie eine leichte Spannung zeigten, wurden beide Anker fallen gelassen und die Kabel ausgesteckt, beinahe so lang sie überhaupt waren. Es war indessen nicht schwer, ein so leichtes Fahrzeug anzuhalten, noch dazu mit Ankertauwerk, das von besserer Qualität war als gewöhnlich, und weniger als zehn Minuten, nachdem Jasper ans Steuer getreten war, lag der Scud still, den Bug seewärts, und vor ihm spannten sich die zwei Kabel in so starren Linien, daß sie aussahen wie Eisenstangen.

„Das ist nicht recht, Meister Jasper," rief Cap zornig, sowie er erkannte, welcher Streich ihm gespielt worden war. „Das ist nicht recht, Herr; ich befehle euch, die Taue abzuschneiden und den Kutter ohne Zögern an den Strand zu bringen."

Es war jedoch niemand da, der diesen Befehl ausgeführt hätte; denn so lange Eau-douce kommandierte, gehorchten seine Leute nur ihm. Da sich niemand rührte, wendete sich Cap wütend gegen Jasper.

„Ihr habt nicht auf die Bucht zugesteuert, Schwindler," schrie er, „sondern auf die Felsen, wo jede Seele ertrinken müßte, wenn wir dort stranden!"

„Und ihr wollt, daß ich abschneide und just jede Seele dort ertrinken lasse!" erwiderte Jasper trocken.

„Werft eine Lotleine über Bord und meßt die Trift," brüllte Cap den Leuten vorne zu.

Auf ein zustimmendes Zeichen Jaspers wurde sofort gehorcht. Alle an Deck drängten sich heran und warteten mit atemlosem Interesse auf das Resultat. Das Lot hatte kaum den Grund erreicht, als die Leine sich vorwärts streckte, und nach zwei Minuten ergab sich, daß der Kutter um seine eigene Länge direkt auf die Felsen zugetrieben hatte. Jasper blickte ernst, denn er wußte wohl, daß nichts das Fahrzeug mehr halten konnte, sobald es einmal in die Brandung geriet, deren erste Reihe kaum eine Kabellänge von ihrem Heck aufschäumte und wieder verschwand.

„Verräter!" schrie Cap, die Faust gegen den jungen Mann ballend. Er konnte vor Wut kaum sprechen. „Ihr werdet dies mit dem Leben büßen!" rief er, als er wieder atmen konnte. „Wenn ich hier Befehlshaber wäre, Sergeant, würde ich ihn am Bugspriet aufhängen, damit er beim Ersäufen nicht davonkommen kann".

„Mäßigt euch, Bruder, mäßigt euch, ich bitt' euch; Jasper scheint alles getan zu haben, was möglich ist, und vielleicht steht es doch nicht so schlimm, wie ihr glaubt."

„Warum lief er nicht in die Bucht, von der er sprach; warum bringt er uns hierher, platt windwärts von den Felsen, noch dazu an einer Stelle, wo die Seen in der Brandung nur halb so breit sind wie sonst, als ob sie Eile hätten, uns alle zu verschlingen."

Mühsam beherrschte Jasper sich und antwortete ruhig: „Ich steuerte auf den Felsstrand zu, eben weil die Seen dort schmal sind."

„Wollt ihr einem alten Seemann wie mir weismachen, daß der Kutter in dieser Brandung aushält?"

„Nein, Herr, ich glaube, er würde vollsaufen und sinken, sobald wir die erste Reihe erreichen. Jedenfalls würde er nie aufrecht ans Ufer kommen, wenn er einmal drin ist. Aber ich hoffe, ihn überhaupt von der Brandung klar zu halten."

„Bei einer Trift von seiner eigenen Länge in der Minute?"

„Die Anker haben noch nicht ihre volle Wirkung. Ich rechne übrigens nicht auf sie allein."

„Auf was denn? Auf Glaube, Liebe und Hoffnung?"

„Nein, Herr, auf die Unterströmung. Ich nahm den Kurs auf die Felsen, weil ich weiß, daß sie dort am stärksten ist und weil wir dort näher ans Land kommen konnten, ohne in die Brandung zu geraten."

Diese Worte waren mit einiger Schärfe gesprochen, wenn auch nicht entfernt mit der Heftigkeit Caps. Dieser war von allem erstaunt.

„Unterströmung!" wiederholte er. „Wer zum Teufel hat je gehört, daß die Unterströmung ein Fahrzeug vom Stranden rettet!"

„Auf dem Ozean kommt das vielleicht nie vor, aber bei uns ist es schon vorgekommen."

„Der Junge hat recht, Bruder," warf der Sergeant ein. „Ich versteh' die Sache zwar nicht recht, aber ich habe die Seeleute hier oft davon reden hören. Wir werden gut tun, die Sache Jasper vorläufig zu überlassen."

Cap brummte und fluchte, mußte aber nachgeben.

Jasper versuchte die Sache den andern zu erklären. Das Wasser, das der Orkan an den Strand blies, mußte natürlich irgendwie in den See zurück. Da es auf der Oberfläche, wo Wind und Wellen es beständig landwärts drängten, nicht möglich war, flutete es in einer tieferen Strömung zurück. Da der Scud großen Tiefgang hatte, so mußte diese Unterströmung in der Nähe des Landes seine Wirkung auf ihn ausüben, und auf diesen Gegendruck, den sie hier in der Gegend die „Unterschlappe" nannten, verließ Jasper sich, um seine Kabel vor dem Reißen zu hüten.

So einfach die Sache in der Theorie schien, in der Praxis zeigte sich noch keine Wirkung. Der Scud trieb weiter, obschon die Trift merkbar geringer wurde, sobald die Warpanker und Taue, mit denen die Anker verwarpt waren, ihren Zug auszuüben begannen. Endlich aber verkündete der Mann an der Lotleine die freudige Nachricht, daß die Anker zu dreggen aufgehört hatten und das Schiff festlag. In diesem Augenblick war die erste Wellenreihe der Brandung nur mehr etwa hundert Fuß vom Hinterende des Scud entfernt, ja sie schien noch viel näher zu kommen, als der Schaum verschwand und auf den rollenden Kämmen wiederkehrte. Jasper sprang vorwärts, warf einen Blick über den Bug und wies mit einem triumphierenden Lächeln auf die Kabel. Anstatt starren Eisenstangen zu gleichen wie vorher, zeigten sie eine leichte Krümmung abwärts, und für die Sinne eines Seemanns war kein Zweifel, daß der Kutter auf den einströmenden Wogen sich hob und senkte wie ein Schiff in einer Flußmündung, wenn der Gegendruck des Wassers die Kraft des Windes teilweise aufhebt.

„Da haben wir die Unterströmung," rief er entzückt aus, und er sprang buchstäblich über das Deck, um das Ruder festzustellen, damit der Kutter noch leichter auf dem Wasser läge. „Die Vorsehung hat uns gerade in die Strömung geführt, und alle Gefahr ist vorüber."

„Ja, ja, die Vorsehung ist ein guter Seemann", knurrte Cap, „und hilft den Landratten oft aus der Not. „Unterströmung oder Oberströmung, der Sturm hat nachgelassen, und zum Glück für uns alle haben die Anker guten Grund gefunden. Überhaupt ist bei diesem verdammten Süßwasser alles gegen die Natur."

Im Glück sind die Menschen nicht sehr zur Kritik geneigt. Niemand kümmerte sich um Caps Meinung, und alle waren überzeugt, daß Jaspers Geschicklichkeit sie vor Schiffbruch gerettet hatte. Noch eine halbe Stunde verging in Zweifel und Ungewißheit, und ängstlich blieben alle Blicke auf die Lotleine gerichtet. Dann aber überkam alle ein Gefühl der Sicherheit, und die Müden schliefen, ohne zu träumen, daß der Tod vor ihnen stünde.

Achtzehntes Kapitel

Es war beinahe Mittag, als die Gewalt des Sturmes nachließ, und nun hörte er ebenso plötzlich auf, wie er losgebrochen war. Kaum zwei Stunden, nachdem der Wind abgeflaut hatte, hatte die Oberfläche des Sees, obwohl noch immer bewegt, aufgehört, von Schaum zu glitzern. Allerdings rollten die Wogen noch immer unaufhörlich dem Strande zu, und die lange weiße Linie der Brandung war geblieben, obschon der Schaum nicht mehr die Luft erfüllte. Die Kämme der Seen schwollen nicht mehr so hoch empor, und alle Bewegung war nur mehr eine Nachwirkung des Windes, der sich gelegt hatte.

Da es unmöglich war, gegen den Seegang anzukommen, um so weniger, da ein leichter Gegenwind von Osten kam, wurde jeder Gedanke, noch diesen Nachmittag weiterzufahren, aufgegeben. Jasper, der in aller Ruhe das Kommando des Scud wieder übernommen hatte, ging zunächst daran, das Schiff über die Anker zu bringen, die einer nach dem andern aufgehievt wurden. Auch die Warpanker, die zu ihrer Unterstützung ausgeworfen waren, wurden gelichtet, und alles war für rasche Abfahrt bereit, sobald das Wetter es gestattete. Diejenigen, die nichts dabei zu tun hatten, suchten sich in der Zwischenzeit zu unterhalten, so gut es ging.

Mabel warf sehnsüchtige Blicke nach dem Ufer, und schließlich fragte sie, ob es denn nicht möglich wäre, zu landen.

Pfadfinder versicherte sie, daß nichts leichter wäre, da sie ein Rindenkanoe auf Deck hatten, mit dem man am ehesten durch die Brandung kommen könnte. Nach einigen Bedenken wendeten sie sich an den Sergeanten, der gab seine Erlaubnis und man schritt sogleich an die Ausführung des Planes.

Mabel, die im Kanoe bereits zu Hause war, nahm ihren Platz in der Mitte mit großer Sicherheit ein, der Sergeant, der sie begleiten wollte, setzte sich nach vorn, während der Führer am Hinterende steuerte. Viel Arbeit mit den Rudern war nicht nötig, denn die Wogen trugen das Kanoe ans Land und manchmal mit einer Gewalt, die jeden Versuch, zu lenken, fruchtlos machte. Mehr als einmal bereute Mabel ihre Kühnheit, aber Pfadfinder ermutigte sie wieder und zeigte so viel Selbstbeherrschung, kaltes Blut und Kraft, daß jede Frau Zutrauen geschöpft hätte. Mabel war nicht feige, und in ihre Aufregung mischte sich ein guter Teil wilden Entzückens. Manchmal freilich schlug ihr das Herz bis an den Hals, wenn das Boot wie eine leichte Blase hoch auf dem Kamm eines schaumbedeckten Wellenberges schwebte und gerade nur über das Wasser zu streifen schien wie eine Schwalbe; dann errötete sie und lachte, wenn das sprühende Element unter ihnen davonschoß und sie weit hinter sich in der Tiefe ließ, als hätte es sie im Wettrennen überholt. Das ganze Spiel dauerte indes nur wenige Minuten, denn obgleich die Distanz zwischen dem Kutter und dem Strand beträchtlich mehr als eine Viertelmeile betrug, erreichten sie ihn doch in kürzester Zeit.

Sobald sie auf dem festen Lande standen, küßte der Sergeant seine Tochter liebevoll, dann griff er nach seinem Gewehr und erklärte, daß er nun eine Stunde jagen wolle.

„Pfadfinder wird bei dir bleiben, Mädchen, und wird dir wohl Geschichten aus diesem Teil der Welt und von seinen Erfahrungen mit den Mingos erzählen."

Der Führer lachte und versprach auf Mabel acht zu haben; der Vater stieg die steile Anhöhe hinauf und verschwand im Walde. Die beiden schlugen eine andere Richtung ein; auch sie mußten einige Minuten scharf steigen, dann kamen sie auf einen schmalen nackten Fels des Vorgebirges, von dem sie einen weiten Ausblick hatten. Mabel setzte sich auf ein Felsstück, um Atem zu holen, während ihr Begleiter in seiner Art aufs Gewehr gestützt neben ihr stehen blieb, und einige Minuten vergingen, ohne daß einer sprach; insbesondere Mabel war ganz in den Anblick verloren, der sich ihr bot.

Von der Stelle, die sie erreicht hatten, sahen sie weit über den See hinaus, der sich grenzenlos gegen Nordosten erstreckte und in den Strahlen der Abendsonne funkelnd dalag, während seine Wasser noch immer von dem Sturme erregt waren, der über ihn hingebraust hatte. Das Land umgab ihn in einem weiten Halbmond, der gegen Südost und Norden in der Ferne verdämmerte. Soweit das Auge reichte, war nichts als Wald sichtbar, nicht das geringste Zeichen von Menschenkultur unterbrach die einförmige Großartigkeit der Natur. Der Sturm hatte den Scud über die Linie der Forts hinausgetrieben, mit denen die Franzosen die englischen Besitzungen in Nordamerika zu umschließen versuchten; ihre Posten waren an den Ufern des Niagara, während unsere Abenteurer eine Stelle erreicht hatten, die viele Meilen weiter nach Westen lag. Der Kutter lag an einem einzigen Anker außerhalb der Brandung; er glich einem zierlichen Spielzeug, das mehr für einen Glasschrank bestimmt schien als für einen Kampf mit den tobenden Elementen; das Kanoe lag auf dem engen Strand, gerade außer dem Bereich der Wogen, die donnernd ans Land schlugen; ein dunkler Fleck auf dem weißen Kies.

„Wir sind sehr, sehr weit von allen menschlichen Wohnungen entfernt," sagte Mabel endlich. „Das heißt wahrhaftig an der Grenze sein."

„Gibt es näher zum Meer und um die großen Städte was Schöneres zu sehen?" fragte Pfadfinder.

„Das will ich nicht sagen; dort gibt es mehr, einen an die Gegenwart von Menschen zu erinnern, vielleicht aber weniger, was an die Gegenwart Gottes mahnt."

„Ja, Mabel, das fühl ich auch. Ich weiß, ich bin nur ein armer ungelernter Jäger aber Gott ist mir hier so nah, wie er nur dem König in seinem Schloß sein kann."

„Das kann niemand bezweifeln," erwiderte Mabel und sah vom See zu seinem Gesicht empor. „An so einer Stelle fühlt man sich Gott sicherlich näher als unter all den vielen Dingen, die einen in der Stadt zerstreuen."

„Ihr sagt alles, was ich selber sagen möchte, Mabel, nur sagt ihr's viel besser. Ich bin diesen See schon einmal entlang gefahren, vor dem Krieg, auf der Suche nach Häuten; damals landeten wir dort, wo ihr die verwitterte Eiche über dem Schierlingswäldchen seht . . ."

„Wie könnt ihr euch nur das so gut merken?"

„Das sind unsere Straßen und Häuser, unsere Kirchen und Paläste. Merken! Einmal machte ich mit der Großen Schlange ab, daß wir uns nach sechs Monaten um zwölf Uhr mittags am Fuß einer bestimmten Fichte treffen sollten, die dreihundert Meilen weit weg war. Der Baum stand und steht, wenn die Vorsehung ihn nicht

getroffen hat, noch mitten im Wald, fünfzig Meilen von der nächsten Niederlassung, aber in einer ganz vorzüglichen Bibergegend . . ."

„Und habt ihr euch dort und zu der Stunde getroffen?"

„Geht die Sonne auf und unter? Als ich beim Baum ankam, lehnte die Schlange schon am Stamm mit zerrissenen Hosen und kotigen Mokassins. Er war in einen Sumpf geraten und hatte nicht wenig Mühe gehabt, sich wieder herauszufinden. Aber so wie die Sonne am Morgen über die östlichen Hügel kommt und bei Nacht im Westen untergeht, so war er pünktlich zur Stunde an der Stelle. Auf Chingachgook kann man sich verlassen, ob es sich um einen Freund oder Feind handelt. Er ist immer gewiß."

„Und wo ist der Delaware jetzt? Warum ist er nicht mit uns?"

„Er ist auf Kundschaft, auf der Spur der Mingo, wo ich auch sein sollte, wenn nicht eine große menschliche Schwäche im Weg wäre."

„Ihr scheint über allen menschlichen Schwächen zu stehen, Pfadfinder. Noch nie bin ich einem Mann begegnet, dem alle natürlichen Schwächen so gar nichts anhaben konnten."

„Ja, wenn ihr von Kraft und Gesundheit redet, Mabel, darin ist die Vorsehung recht gut gegen mich gewesen, obschon ich meine, die offene Luft, die langen Jagden, die Waldnahrung und der Schlaf eines guten Gewissens, das alles hält einem die Doktors fern. Aber ich bin schließlich doch nur ein Mensch; ja, ich bin erst darauf gekommen, daß ich in meinen Gefühlen ganz wie ein anderer Mensch bin."

Neugierig sah Mabel ihn an. „Es ist etwas Bezauberndes in eurem wilden Leben, Pfadfinder," rief sie aus, und ihre Wangen röteten sich vor Begeisterung. „Ich glaube, ich werde rasch zu einem Grenzmädel, und ich fange an, dieses große Schweigen in den Wäldern zu lieben. Die Städte scheinen mir jetzt zahm, und da mein Vater wahrscheinlich hier weiterleben wird, wo er schon so lange lebt, so glaub ich, ich würde am liebsten bei ihm bleiben und nicht an die Küste zurückkehren."

„Die Wälder schweigen nicht, wie ihr glaubt, Mabel, wenn man sie nur versteht. Ich bin oft tagelang allein darin gewesen und habe immer alles Mögliche von ihnen gehört und gelernt."

„Ihr seid wohl viel glücklicher, wenn ihr allein seid, Pfadfinder, als wenn ihr mit andern Menschen zusammenkommt?"

„Ich will das nicht gerade sagen; es gab Zeiten, da war ich mit dem Wald zufrieden und verlangte mir nichts weiter von Gottes Güte. Aber dann sind andere Gefühle in die Höhe gekommen, und ich glaube, man muß der Natur ihren Weg lassen. Alle andern Geschöpfe leben in Paaren, Mabel, und der Mensch ist wohl auch bestimmt, so zu tun."

„Und habt ihr nie daran gedacht, ein Weib zu suchen, Pfadfinder, das euer Schicksal teilen würde?" fragte das Mädchen unbefangen. „Mir scheint es, euch fehlt nichts als ein Heim, in das ihr von euren Wanderungen zurückkehren könntet, um euer Leben vollkommen glücklich zu machen. Wenn ich ein Mann wäre, es würde ein Entzücken für mich sein, nach Belieben durch diese Wälder streifen zu können oder über diesen wunderschönen See zu segeln."

„Ich versteh' euch ganz gut, Mabel, und Gott lohn' es euch, daß ihr an das Wohlergehen so einfacher Leute wie wir sind denkt. Wir haben wohl unsere Freuden wie unsere Gaben. Aber wir könnten freilich glücklicher sein. Jede Kreatur hat ihre Gaben, Mabel." Der Führer warf heimliche Blicke auf seine schöne Begleiterin. „Die Menschen

haben die ihren, und alle müssen ihnen folgen. Seht ihr die Taube dort, die sich auf der Buche niederläßt? Gerade in einer Linie mit dem gefallenen Kastanienstamm?"

„Gewiß, es ist das einzige lebendige Ding außer uns in dieser Einsamkeit."

„Nicht so, Mabel; die Vorsehung hat es keinem lebenden Ding bestimmt, ganz allein zu leben. Dort kommt das Weibchen, seht ihr, dort schwingt sich's auf, es hat bei der andern Buche etwas gefressen, aber jetzt kommt es zum andern zurück."

„Ich versteh' euch, Pfadfinder," erwiderte Mabel mit einem lieblichen Lächeln; „auch ein Jäger mag ein Weib finden und selbst in dieser wilden Gegend. Die Indianermädchen sind liebevoll und treu, ich weiß es, denn Pfeilspitzes Weib war so gegen ihren Mann, und der blickte viel öfter finster als er lächelte."

„Nein, das geht nicht, Mabel, und würde keinem gut tun; Art darf nicht von Art lassen und Land nicht von Land, wenn man glücklich sein will. Ja, wenn ich eine wie euch finden könnte, die eine Jägersfrau werden wollte: wenn der meine Unwissenheit und Rauheit nicht zu gering schiene, ja, dann würde mir alle Arbeit wie das Spielen junger Hirsche erscheinen und die Zukunft wie Sonnenschein."

„Eine wie ich! Ein Mädchen von meinen Jahren und unklug wie ich würde kaum die richtige Genossin für den kühnsten Späher, den sichersten Jäger in der Armee sein."

„Es kann wohl sein, Mabel, daß ich die Gaben einer Rothaut und dazu die Natur eines Bleichgesichts habe; mit solch einem Menschen könnte ein Weib vielleicht auch in einem Indianerdorf leben."

„Nein, ihr denkt doch nicht daran, Pfadfinder, ein so unwissendes, kindisches, eitles und unerfahrenes Ding wie mich zum Weib zu nehmen!" Mabel wollte auch sagen „ein so junges", aber aus instinktivem Zartgefühl unterdrückte sie das Wort. „Nein, an so was könnt ihr nicht denken!"

„Und warum nicht, Mabel? Wenn ihr die Grenzgebräuche nicht kennt, so wißt ihr dafür mehr von den Stadtsitten und könnt die hübschesten Geschichten erzählen; kindisch, das macht nichts; eitel seid ihr nicht, das hab ich schon gesehen, und die Erfahrung die kommt mit den Jahren. Und dann fürcht' ich, Mabel, wenn ein Mann ein Weib nehmen will, dann denkt er an das alles gar nicht."

Jetzt erst merkte das Mädchen seine Erregung. Sie sah erschreckt empor. „Pfadfinder," rief sie, „was redet ihr denn da? und wie seht ihr aus? Ihr redet doch nur zum Spaß?"

„Mir ist es immer angenehm, in eurer Nähe zu sein, Mabel, und ich würde heut nacht besser schlafen als in der ganzen vergangenen Woche, wenn ich wüßte, daß solche Reden euch so viel Spaß machen wie mir."

Daß der Führer sie gern hatte, das hatte Mabel wohl gewußt; aber nie einen Augenblick hatte sie gedacht, daß es ihm so ernst sein könnte. Jetzt erst dämmerte ihr die Wahrheit auf, weniger aus seinen Worten als aus der Art, wie er sie sprach. Sie blickte in seine rauhen ehrlichen Züge; ihr eigenes Gesicht wurde besorgt und ernst, und als sie wieder redete, geschah es in einem so liebevollen Ton, daß sie ihn damit nur noch mehr an sich ziehen mußte.

„Wir müssen einander verstehen, Pfadfinder," sagte sie, „zwischen uns soll keine Wolke sein. Ihr seid ein viel zu aufrichtiger und offener Mensch, als daß man anders als aufrichtig zu euch reden dürfte. Aber sagt mir, ich irre mich? ihr habt für mich viel Freundschaft, wie ein Mann von eurem Verstand und Charakter für ein Mädchen wie mich sie eben natürlich fühlt?"

„Ja, ich glaube, es ist sehr natürlich, Mabel. Der Sergeant sagt, er habe solche Gefühle für eure Mutter gehabt, und ich meine, ich habe dergleichen schon bei jungen Leuten gesehen, die ich von Zeit zu Zeit durch die Wildnis führte. Ja, ja, das ist alles natürlich, und darum kommt es so leicht, und das ist ein großer Trost für mich."

„Pfadfinder, ich weiß nicht, was ich von euren Worten denken soll. Redet klarer oder gar nicht. Ihr wollt doch nicht ... Ihr könnt doch nicht wollen ... Ihr ... wollt doch nicht sagen ..." sie konnte nicht weiter. Aber schließlich nahm sie all ihren Mut zusammen, und entschlossen, Klarheit zu schaffen, fuhr sie fort: „Ich meine, Pfadfinder, ihr wollt doch nicht sagen, daß ihr ernstlich mich zur Frau haben wollt!"

„Jawohl, Mabel, das ist's. Das gerade ist's, und ihr habt es viel besser ausgedrückt, als ich mit meinen Grenzergaben und in meiner Grenzerart es je sagen könnte. Der Sergeant und ich haben die Sache beredet, wenn's euch nur recht ist, und er meinte, es wird euch recht sein. Ich freilich weiß nicht, ob ich einer gefallen kann, die den besten Mann in Amerika verdient."

Die Befangenheit in Mabels Gesicht wich dem hellsten Erstaunen, und dann kam noch rascher der Schmerz. „Mein Vater?" rief sie aus, „mein lieber Vater hat gedacht, ich sollte euer Weib werden, Pfadfinder?"

„Ja, Mabel, das hat er; er meinte auch sogar, es würde euch freuen, und dadurch hab selbst ich angefangen, mir einzubilden, daß es so sein könnte."

„Aber euch selber liegt nichts daran, ob aus dieser sonderbaren Erwartung meines Vaters etwas wird oder nicht?"

„Wie, was?"

„Ich meine, Pfadfinder, ihr habt von dieser Heirat gesprochen, um meinem Vater gefällig zu sein; nicht, daß ihr ernstlich ..."

Der Kundschafter sah sehr ernst in Mabels schönes und gerötetes Gesicht, und die innige Bewunderung in jedem Zug des seinen war nicht zu verkennen. „Ich habe mich oft für glücklich gehalten, Mabel, wenn ich in den Wäldern war, wenn ich eine gute Jagd hatte und die reine Luft spürte, selber voll Kraft und Gesundheit, — aber jetzt weiß ich, daß das alles nichts und eitel war im Vergleich zu der Freude, die ich hätte, wenn ich wüßte, daß ihr von mir besser denkt als von den meisten andern."

„Das, Pfadfinder! Ich denke wahrhaftig besser von euch als von den meisten andern, ja, vielleicht denke ich von euch besser als von allen andern. Denn eure Wahrhaftigkeit, eure Bescheidenheit, Einfachheit, Gerechtigkeit und Mut, das findet man auf Erden nicht wieder."

„Ach, Mabel, das sind süße Worte von euch! So hat der Sergeant doch nicht ganz unrecht gehabt!"

„Nein, Pfadfinder, bei allem, was heilig ist, wir wollen einander recht verstehen. Ich achte euch, nein, ich verehre euch, beinahe wie meinen eignen Vater; aber es ist ganz unmöglich, daß ich jemals euer Weib werden könnte ... daß ich ..."

Die Veränderung im Gesichte ihres Begleiters war so groß und plötzlich, daß Mabel verstummte. Eine Zeitlang sprach keiner von beiden ein Wort. Die Enttäuschung, die sich auf den rauhen Zügen des Jägers spiegelte, wurde so schrecklich, daß das Mädchen Angst hatte, während Pfadfinder selbst zu ersticken glaubte, so daß er ernstlich nach seiner Kehle griff, wie um sich zu befreien. Die krampfhafte Bewegung seiner Finger erfüllte das Mädchen mit Entsetzen.

„Nein, Pfadfinder," rief sie eifrig, sobald sie wieder sprechen konnte, „ich habe vielleicht mehr gesagt als ich denke, denn schließlich ist alles möglich, und Frauen, sagt man, wissen nie genau, was sie wollen. Ich wollte nur sagen, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß ihr und ich je so voneinander denken werden, wie Mann und Weib voneinander denken sollten."

„Ich werde ... ich werde nie wieder so denken, Mabel," keuchte der Pfadfinder. „Nein, nein, ich werde nie wieder so von euch denken ... oder von sonst wem ..."

„Pfadfinder, lieber Pfadfinder, versteht mich, legt meinen Worten nicht mehr Bedeutung bei als ich selber tue; solch eine Ehe würde unvernünftig sein, vielleicht unnatürlich ..."

„Ja, unnatürlich, gegen die Natur, das hab ich ja dem Sergeanten gesagt, aber er wollte es ja durchaus so haben."

„Pfadfinder, o das ist ja schlimmer als ich dachte, nehmt meine Hand, lieber guter Pfadfinder, und laßt mich sehen, daß ihr mich nicht haßt, um Gotteswillen, seht mich doch einmal wieder lächelnd an!"

„Euch hassen, Mabel, ach Gott!"

„Nein, gebt mir eure Hand, eure tapfere, männliche Hand; beide, beide, Pfadfinder, denn ich habe keine Ruhe, bis ich nicht weiß, daß wir wieder Freunde sind und daß dies alles nur ein Irrtum war."

„Mabel," sagte der Führer und sah dem Mädchen sehnsüchtig ins Gesicht, während sie seine beiden harten sonnverbrannten Hände in ihren zarten Fingern hielt, dann lachte er in seiner eigenen lautlosen Art, während der bitterste Schmerz sich in seinen Zügen malte, und sagte: „Mabel, der Sergeant war im Unrecht!" Jetzt aber hielt er es nicht mehr aus, und die Tränen liefen wie Regen über seine Wangen. Wieder arbeiteten die Finger krampfhaft an seiner Kehle und seine Brust arbeitete, als wollte sie sich wie verzweifelt von einem Druck befreien, der ihn erstickte.

„Pfadfinder, Pfadfinder!" Mabel schrie beinahe. „Alles, nur das nicht! Redet zu mir, Pfadfinder; lächelt, sagt ein gutes Wort, daß ich weiß, daß ihr mir vergeben könnt!"

„Der Sergeant war im Irrtum!" rief der Führer, und er lachte so schrecklich in seiner Qual, daß das Mädchen noch mehr entsetzt ward. „Ich wußt' es ja, ich sagt' es ja: der Sergeant war im Irrtum."

„Wir können Freunde sein, auch wenn wir nicht Mann und Frau werden können," rief Mabel, die nun, beinahe ebenso erregt wie er, kaum mehr wußte, was sie sprach. „Wir werden immer Freunde sein!"

„Ich hab's ja gewußt, der Sergeant war im Irrtum," wiederholte der Pfadfinder, als er sich endlich wieder in seiner Gewalt hatte, „ich dachte ja gleich, meine Gaben wären nicht von solcher Natur, daß sie einem Stadtmädel gefallen können. Es wäre besser gewesen, Mabel, wenn er mir keine andern Gedanken eingeredet hätte und wenn ihr nur nicht so lieb und freundlich gewesen wäret!"

„Wenn ich dächte, daß ich falsche Erwartungen in euch wachgerufen hätte, Pfadfinder, wenn auch unabsichtlich, ich würde mir's nie verzeihen. Denn glaubt mir, ich möchte lieber jeden Schmerz ertragen, als euch so leiden sehen."

„Das ist's ja, Mabel, solche liebe Reden in eurer lieben Stimme, in so einer Art, wie man sie in den Wäldern nie hört, die haben das ganze Unheil angerichtet. Aber ich sehe es ein und verstehe den Unterschied zwischen uns besser. Ich werde wieder an

meine Arbeit gehen, ach Gott, Mabel, ich bin wahrlich auf einer falschen Fährte gewesen, seitdem wir uns getroffen haben."

„Aber nun werdet ihr wieder auf der rechten ziehen; und das werdet ihr bald alles vergessen haben ..."

„Das mag die Art in den Städten sein; wir in den Wäldern, wenn wir etwas Schönes gesehen haben, behalten es lang im Auge, und ein richtiges Gefühl, das bleibt uns."

„Aber das ist kein richtiges Gefühl, und ich bin auch nichts Schönes zum Sehen. Ihr werdet schon einsehen, daß ich gar nicht die richtige Frau für euch bin ...."

„Das hab ich ja dem Sergeanten gesagt, aber er wollt es durchaus anders. Ich wußte, daß ihr zu jung und zu schön seid für mich, und daß eine Jägerhütte für euch nicht der richtige Platz ist. Ja, wenn ich jünger und hübscher wäre, wie Jasper Eau-douce ..."

„Laßt Jasper Eau-douce," unterbrach ihn Mabel, „wir können von was anderem reden."

„Jasper ist ein braver Junge, Mabel, und auch ein hübscher Junge," erwiderte der Führer arglos, den Freund gegen sie verteidigend. „Wenn ich nur halb so hübsch wäre, wie Jasper Western, dann hätt ich nicht solche Sorge gehabt ..."

„Jasper Western," sagte Mabel errötend, „mag ganz gut in einem Sturm oder auf dem See sein, aber hier gehört er nicht her."

„Ich fürchte, Mabel, er ist besser als der Mann, den ihr nun wahrscheinlich heiraten werdet, obschon der Sergeant sagt, das könnte nicht sein. Aber der Sergeant mag ja wieder im Irrtum sein."

„Und wen werde ich wahrscheinlich heiraten? Das wird ja immer seltsamer!"

„Ich weiß, es ist natürlich, daß gleich und gleich gern zusammenkommt, und die viel mit Offiziersdamen waren, die wollen selbst Offiziersdamen werden. Aber, Mabel, laßt mich offen reden, und ich hoffe, meine Worte tun euch nicht weh, denn jetzt, wo ich weiß, wie das ist, möchte ich es keinem Mingo antun. Aber das Glück ist in einem Offizierszelt oft nicht mehr zu Haus als in einem Soldatenzelt, und wenn ein Offiziersquartier besser aussieht als die Baracken, so ist doch oft nur noch größeres Elend zwischen Mann und Frau hinter der Tür."

„Ich zweifle daran gar nicht, Pfadfinder, und wenn's von mir abhinge, so folgte ich euch lieber in eine Waldhütte, als daß ich ins Haus irgendeines Offiziers ginge, den ich kenne ..."

„Mabel, das ist es nicht, was Lundie hofft, was Lundie denkt!"

„Und was geht Lundie mich an? Er ist der Major im Bataillon und kann seine Leute herumkommandieren, so viel er will, aber mich kann er nicht zwingen, irgend jemanden von seiner Messe zu heiraten, und überhaupt, woher wißt ihr, was Lundie darüber denkt?"

„Aus Lundies eigenem Mund. Der Sergeant hatte ihm gesagt, er wollte mich zum Schwiegersohn haben, und weil der Major ein alter Freund ist, der mir's gut meint, so redete er mit mir darüber und er meinte, es wäre edelmütiger von mir, ich würde einem Offizier den Platz räumen, als daß ich euch zu einer Jägersfrau machte. Ich sagte, er hätte ganz recht; als ich aber hörte, daß der Quartiermeister der Offizier sei, da war's wieder anders, denn ich kenne Davy Muir: er kann euch zu einer Dame machen, aber nicht zu einer glücklichen Frau, so wenig als er selber ein wirklich feiner Herr ist. Ich sage euch dies ehrlich; denn ich sehe wohl ein, daß der Sergeant im Unrecht war."

„Mein Vater hat sehr Unrecht getan, wenn er irgend etwas gesagt oder getan hat, was euch Kummer bringt, Pfadfinder. Ich habe eine solche Achtung, solche Freundschaft für euch, daß wenn nicht ... aber jedenfalls braucht ihr euch wegen des Leutnants Muir keine Sorge zu machen. Lieber bleib' ich Mädchen bis an den Tod, als daß ich seine Frau werde!"

„Das freut mich, Mabel, ich dank' euch. Ich fürchtete schon, das Offizierspatent könnte auf euch Eindruck machen. Ich rede nicht aus Eifersucht, ich kenne den Mann; ja, wenn ihr einen braven Jungen gern hättet, einen wie Jasper Western zum Beispiel ..."

„Warum redet ihr nur immer von Jasper Eau-douce, Pfadfinder? Er geht uns doch gar nichts an. Ich möchte wissen, wie ihr den Winter verbringen wollt."

„Ach Gott, Mabel, ich bin weiter nichts Besonderes; ich tauge nur auf einer Fährte oder mit der Büchse; jetzt bin ich noch weniger wert als früher. Also wozu von mir reden? Es war sehr nett, so lang in eurer Nähe zu sein und mir einzubilden, daß der Sergeant recht hätte, aber das ist nun vorüber. Ich werde mit Jasper den See hinabfahren, und da wird's Arbeit genug für uns geben, die unnütze Gedanken fernhält."

„Und ihr werdet das vergessen, Pfadfinder, mich vergessen — nein, nicht gerade mich vergessen, aber ihr werdet wieder an eure Arbeit gehen und einsehen, daß ein Mädchen nicht wichtig genug ist, um euren Seelenfrieden zu stören."

„Früher hätt ich's nicht gedacht, Mabel; aber nun seh ich doch, daß Mädchen, wie ihr sagt — ich habe immer nur ‚Mädel' gehört und gesagt — doch wichtiger sind, als ich geglaubt hätte. Das neugeborene Kind schläft nicht besser als ich schlief, bevor ich euch kannte. Kaum lag mein Kopf auf dem Stein oder auf der Wurzel, vielleicht auch auf einem Fell, so war schon alles vorüber, und am Morgen waren die Schwalben nicht sicherer auf als ich. Das ist wohl eine Gabe gewesen, auf die ich selbst in einem Mingolager rechnen konnte, denn ich bin unter den Schuften gewesen ..."

„Das wird alles wiederkommen, Pfadfinder, ihr werdet wieder gesund schlafen und von euren Jagden träumen ..."

„Ach Gott, Mabel, ich möchte überhaupt nicht mehr träumen! Ehe ich euch traf, da war's ein Vergnügen, wenn ich so ging und mir einbildete, ich wäre hinter den Hunden her oder suchte eine Irokesenspur; ja, ich war sogar im Hinterhalt oder im Gefecht, ich meine in Gedanken; aber in der letzten Zeit, da hab ich von ganz andern Dingen geträumt, von einer Hütte unter Ahornbäumen ..."

„Nichts mehr davon, Pfadfinder, wir wollen von diesen Dingen nicht mehr reden," sagte Mabel, sich die Tränen aus den Augen wischend. „Wir wollen nach dem Vater sehen, er kann nicht weit sein. Das war vorhin sein Gewehr, und ganz in der Nähe."

„Der Sergeant war im Unrecht ..."

„Da kommt mein Vater," unterbrach ihn Mabel, „wir wollen froh aussehen, Pfadfinder, wie gut Freunde aussehen, und jeder dem andern das Geheimnis wahren."

Sie hörten das Krachen trockener Zweige, und dann sahen sie den Sergeanten sich durch die nahen Büsche einen Weg bahnen. Sowie er auf offenem Grund stand, warf der alte Soldat einen prüfenden Blick auf seine Tochter und ihren Begleiter und sagte gutmütig:

„Mabel, Kind, du bist jung und leichtfüßig, sieh mal nach einem Vogel, den ich geschossen und der gerade dort hinter den jungen Schierlingsbäumen in die Büsche fiel. Du brauchst nicht wieder heraufzukommen; wir kommen hinunter, denn ich sehe von hier, daß Jasper Anstalten zur Abfahrt trifft."

Mabel gehorchte und stieg mit elastischen Schritten die Felsen hinab. Aber ihr Herz war schwer. Und kaum verdeckten sie die Büsche den Blicken der beiden Männer, so warf sie sich auf die Erde und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Der Sergeant hatte ihr mit väterlichem Stolze nachgesehen, jetzt wendete er sich mit vertraulichem Lächeln zu seinem Begleiter.

„Sie hat die Leichtigkeit ihrer Mutter und etwas von der Kraft des Vaters," sagte er. „Ihre Mutter war nicht ganz so hübsch wie sie; aber die Dunhams sahen immer gut aus, Männer und Weiber. Nun, Pfadfinder, ich hoffe, ihr habt die Gelegenheit benützt und mit dem Mädel gesprochen? Die Frauen haben es gern, wenn man in diesen Dingen gerade herausredet."

„Ich glaube, Mabel und ich verstehen eins das andere, Sergeant," sagte Pfadfinder, und wich den Blicken des Unteroffiziers aus.

„Um so besser. Manche Leute glauben, daß so ein bißchen Zweifel und Ungewißheit die Liebe noch lebhafter machen; ich aber glaube gerade heraus, das ist das beste. War Mabel überrascht?"

„Ich fürchte, Sergeant, ich fürchte, sie war sehr überrascht."

„Na, Überraschungen in der Liebe, das ist wie ein Überfall im Krieg. Ist freilich nicht so leicht zu sagen, wann ein Frauenzimmer überrascht ist, als wenn es der Feind ist. Sie lief doch nicht gar davon?"

„Nein Sergeant, das hat sie nicht getan, das kann ich mit gutem Gewissen sagen."

„Und ich hoffe, sie war auch nicht zu willig, ihre Mutter die war scheu, die konnte ich einen ganzen Monat nicht zum Reden bringen — aber Offenheit ist ein Vorzug bei Männern und Weibern."

„Jawohl, jawohl, und Vernunft auch."

„Ihr müßt von einem zwanzigjährigen Ding nicht allzuviel Vernunft erwarten, Pfadfinder, das wird kommen! Ein Irrtum bei euch oder bei mir ist nicht so leicht zu verzeihen; aber bei Mabel müßt ihr nicht aus einer Mücke einen Elefanten machen!"

Im Angesicht des Hörers zuckte es, als der Sergeant so sprach, aber er hatte seinen Stoizismus wiedergewonnen. Er hob die Augen und senkte sie wieder, und einmal schoß ein Schimmer über seine Züge, als wollte er sein leises Lachen anheben, aber der Schimmer erstarb in einem schmerzlichen Ausdruck.

„Ihr sagt die Wahrheit, Sergeant," antwortete er schließlich, „ein Irrtum bei einem Mann wie bei euch ist eine ernstere Sache."

„Ihr werdet sehen, daß Mabel ein aufrichtiges und ehrliches Geschöpf ist, gebt ihr nur Zeit; ein Mann wie ihr müßte ja auf einen Stein Eindruck machen."

„Sergeant Dunham, wir sind alte Kriegskameraden — was hat euch glauben gemacht, daß ein Mann wie ich einem Mädel wie Mabel gefallen könnte?"

„Was? Eine Menge Gründe und gute Gründe. Eure Feldzüge, all die Freundschaft zwischen uns, alle guten Dienste, die ihr mir erwiesen —"

„Das ist alles ganz gut, soweit es auf euch und mich ankommt, gilt aber nicht für eure hübsche Tochter. Gleich und gleich gesellt sich gern, und meine Gaben sind durchaus nicht die Gaben von Mabel Dunham."

„Das sind schon wieder eure Bescheidenheitsmarotten, Pfadfinder, das wird euch bei dem Mädel nicht vorwärtsbringen. Die Frauen haben ein Mißtrauen gegen die Männer, die sich selber mißtrauen, und mögen die gern, die immer sicher sind. Und Bescheidenheit ist eine prächtige Sache bei einem Rekruten oder einem jungen Leutnant,

der gerade zum Regiment gekommen ist, der lacht dann nicht über die Unteroffiziere, ehe er was versteht; sie ist vielleicht auch ganz gut für einen Proviantmeister oder einen Pfarrer, aber bei einem Soldaten und einem Liebhaber, da soll sie der Teufel holen. Nur keine Bescheidenheit, wenn ihr ein Frauenzimmer erobern wollt! Und eure Lehre ‚Gleich und gleich gesellt sich gern' ist das Falscheste, was es gibt. Dann würden ja die Weiber Weiber lieben und die Männer Männer. Nee, gleich und ungleich gesellt sich gern! Und seht einmal den Leutnant Muir an, der hat schon fünf Weiber gehabt, sagt man, und er hat nicht mehr Bescheidenheit in sich, sagt man, als eine neunschwänzige Katze!"

„Leutnant Muir wird nie Mabel Dunhams Mann werden, und wenn er seine Federn noch so spreizt."

„Da habt ihr einmal eine gescheite Bemerkung gemacht, Pfadfinder. Denn mein Schwiegersohn sollt ihr werden, das steht bei mir fest."

„Sergeant, wir müssen Mabel nach eigenem Willen tun lassen, und seht, sie ist so jung und lustig — Gott verhüte, daß durch mich auch nur das Gewicht einer Feder auf ihre Seele fallen sollte, daß sie durch mich weniger lachen sollte!"

„Habt ihr mit ihr gesprochen?" fragte der Sergeant ein wenig schärfer.

„Wir haben einander ganz offen gesagt, was wir denken. Und obschon die Mabel ein Mädel ist, das jeder Mann gern ansehen wird, so habe ich doch beim Ansehn nichts gefunden, was mir eine bessere Meinung von mir selber beigebracht hätte."

„Das Mädel hat doch nicht gewagt, euch auszuschlagen?"

Pfadfinder wendete sein Gesicht ab. „Mabel ist zu gut, um etwas auszuschlagen; sie würde nicht einmal einem Hund harte Worte geben. Ich habe die Frage nicht so gestellt, Sergeant, daß sie mich so geradehin hätte ausschlagen können."

„Ja, habt ihr erwartet, daß sie euch in die Arme springen wird, bevor ihr sie fragt? Da würde sie nicht ihrer Mutter Kind sein oder das meine, wenn sie so etwas täte. Ich werde heute abend selber mit Mabel sprechen."

„Tut das lieber nicht, Sergeant, überlaßt das Mabel und mir, und alles wird in Ordnung kommen. Junge Mädel sind wie furchtsame Vögel, die haben's nicht gern, wenn man sie bedrängt oder anschreit. Überlaßt es Mabel und mir!"

„Unter einer Bedingung: daß ihr mir auf eure Ehre versprecht, bei der ersten Gelegenheit geradheraus mit ihr zu reden."

„Ja, ich will sie fragen, Sergeant, unter der Bedingung, daß ihr mir versprecht, euch nicht dreinzumischen. Ich verspreche euch, daß ich Mabel fragen werde, ob sie mich heiraten will, und wenn sie mir dafür ins Gesicht lachen sollte! Aber nur unter der Bedingung!"

Dieses Versprechen gab der Sergeant gerne, denn er hatte sich in seine Idee so festgedacht, daß er an dem Erfolg der Werbung keinen Augenblick zweifelte. Er hatte eine Frau geheiratet, die viel jünger gewesen war als er, und wie sehr viel feiner Mabel erzogen war als er selbst, das bemerkte er gar nicht, für diese Dinge hatte er keinen Blick und sie entgingen ihm völlig.

Während die beiden Männer den Abhang zum See hinabstiegen, suchte der Sergeant Pfadfinder zu seiner eignen Meinung zu bereden, und er versicherte ihm so oft, daß es nur Zeit brauchte, um Mabel zu gewinnen, daß ihr Widerstand nur Schüchternheit sei, daß auch Pfadfinder zuletzt es beinahe selbst glaubte.

„Jetzt kein Wort mehr," sagte der Sergeant, „da ist das Mädel selber!"

„Ach, Sergeant, ich fürchte, ich fürchte, ihr seid im Irrtum!"

Neunzehntes Kapitel

Mabel wartete bereits am Strande, und das Kanoe war bald flott gemacht. Pfadfinder brachte sie in derselben geschickten Weise wieder durch die Brandung zurück, in der er sie an den Strand geführt hatte, und, von einigen aufregenden Augenblicken abgesehen, erreichten sie den Kutter, ohne auch nur von einem Schaumspritzer getroffen worden zu sein.

Der Ontario gleicht einem jähzornigen Mann, der rasch aufbraust und ebenso leicht wieder besänftigt ist. Der Seegang hatte bereits nachgelassen, und obschon die Brandung noch, so weit das Auge reichte, sich dem Strand entlangzog, so war es doch nur mehr eine leuchtende Linie, die aufglänzte und wieder verschwand wie die Wellenkreise, die ein geworfener Stein auf einem Teich hervorruft. Das Kabel des Scud war kaum mehr über dem Wasser sichtbar, und Jasper hatte bereits seine Segel gehißt, bereit zur Abfahrt, sobald die erwartete Landbrise sie füllen würde.

Bei Sonnenuntergang begann das Großsegel des Kutters zu flattern, und sein Kiel begann das Wasser zu durchschneiden. Die Brise war leicht und südlich, und sie richteten die Spitze des Fahrzeugs dem Südufer entlang, mit der Absicht, so schnell als möglich wieder ostwärts zu kommen. Die Nacht war ruhig, und alle, die schliefen, genossen eine tiefe ungestörte Ruhe.

Wohl ergaben sich noch einige Schwierigkeiten bezüglich des Kommandos; aber sie wurden durch einen Vergleich erledigt. Da der Verdacht gegen Jasper noch keineswegs geschwunden war, erhielt Cap eine Art Aufsichtsstellung, Jasper sollte das Schiff führen, der alte Seemann jedoch jederzeit einschreiten dürfen. Jasper fügte sich dieser Einschränkung, um Mabel nicht neuen Gefahren auszusetzen, denn er wußte wohl, daß nunmehr, da die Gewalt der Elemente aufgehört hatte, der Montcalm sich vermutlich bereits auf der Suche nach ihnen befand. Doch sagte er nichts von dieser Befürchtung, da die Maßnahmen, die er für nötig hielt, um dem Feind zu entgehen, nur neuen Verdacht erregt hätten. Er war der Ansicht, daß der kühne junge Franzose, der das feindliche Schiff befehligte, seinen Ankerplatz unter dem Fort am Niagara, sobald der Wind nachließ, verlassen und den See hinauffahren würde, um zu sehen, was aus dem Scud geworden war; er vermutete, daß das feindliche Schiff sich hierbei möglichst in der Mitte zwischen beiden Ufern halten würde, um den weitesten Ausblick zu haben; daher mußte es für ihn selbst vorteilhaft sein, sich möglichst nahe an der einen oder andern Küste zu halten, nicht nur, um dem Feinde nicht zu begegnen, sondern um auch womöglich der Entdeckung zu entgehen, wenn Segel und Rahen aus der Ferne mit Gegenständen am Ufer verschwemmen, und er zog das Südufer vor, einmal, weil es die Luvseite war, und zweitens, weil er dachte, daß der Feind ihn an diesem Ufer am wenigsten vermuten würde, das ihn unmittelbar zu den französischen Niederlassungen führen mußte.

Von alledem hatte Cap keine Ahnung, und der Sergeant war viel zu sehr mit seinen militärischen Pflichten beschäftigt, als daß er sich weiter viel um die Fahrt des

Schiffes gekümmert hätte. So lenkte denn Jasper das Schiff ruhig und ungestört wie vorher. Bei Tagesanbruch erschienen wieder alle auf Deck, blickten neugierig nach allen Gegenständen, die am Horizont aus der Dunkelheit traten, als die Szene sich im werdenden Licht erhellte. In Ost, West und Nord war nichts sichtbar als Wasser, das in der Sonne glitzerte; südwärts von ihnen streckte sich der endlose Waldgürtel aus. Da plötzlich tauchte eine Öffnung im Grün vor ihnen auf, und dann wurden die massiven Wälle eines Hauses sichtbar, das einem französischen Schloß ähnlich gebaut war und das sich auf einem Vorgebirge an der Mündung eines breiten Stromes über Außenwerken, Basteien, Blockhäusern und Palisaden drohend erhob. Gerade als auch das Fort sichtbar wurde, stieg ein kleines Wölkchen über ihm auf, und die weiße Standarte Frankreichs wurde an einer hohen Flaggenstange sichtbar.

Cap stieß einen Fluch aus, als er das verhaßte Zeichen erblickte, und warf seinem Schwager einen raschen Blick zu. „Da hängt das schmutzige Tischtuch in der Luft, so wahr ich Charles Cap heiße, und wir kleben an dem verdammten Ufer, als ob Weib und Kind da auf uns warteten und wir von Indien heimkämen. Hört mal, Jasper, wollt ihr eine Ladung Frösche an Bord nehmen, daß ihr so nahe zu Neu-Frankreich haltet?"

„Ich halte ans Land, Herr, um ungesehen an dem feindlichen Schiff vorüberzukommen, das da irgendwo leewärts kreuzen muß."

„Ja, das klingt ganz schön, und hoffentlich ist es auch so. Ich hoffe nur, es gibt hier keine Unterschleppe."

„Wir haben das Ufer in Luv," sagte Jasper. „Ihr werdet wenigstens zugeben, Meister Cap, daß eine starke Unterschleppe ein leichtes Kabel gibt: wir alle verdanken der Unterschleppe das Leben."

„Französischer Mehlpapp," knurrte Cap, „ich lobe mir ein ehrliches englisch-amerikanisches Schlepptau über Bord und über Wasser, wenn schon geschleppt sein muß, und keine heimtückische Strömung unterm Wasser, die einer weder sehen noch fühlen kann. Es wird schon noch herauskommen," fügte er halblaut hinzu, „daß die ganze Geschichte abgekartet war!"

„Jetzt haben wir eine gute Gelegenheit, den feindlichen Posten am Niagara zu rekognoszieren, denn das wird das Fort wohl sein," bemerkte der Sergeant, „wir wollen gut aufpassen beim Vorüberfahren und nicht vergessen, daß wir vor dem Feind sind."

Der überraschende Anblick eines weißen Schlosses und eines bewohnten Platzes überhaupt in der weiten Öde hätte allein genügt, die Aufmerksamkeit aller zu fesseln. Der Wind war nun steif genug, um den Scud mit beträchtlicher Schnelligkeit durch das Wasser zu jagen; Jasper legte das Ruder, als er sich auf der Höhe des Flusses befand, und luvte beinahe in die Mündung hinein. Ein dumpfer, schwerer, ferner Donner schlug jetzt an ihr Ohr, er kam den Strom herab und schwoll auf der Luftströmung an, wie die tieferen Töne einer ungeheuren Orgel, und manchmal so sehr, daß die Erde ringsherum zu zittern schien.

„Das klingt ja wie eine Brandung an irgendeiner langen, ununterbrochenen Küste," rief Cap.

„Ja, ja, das sind die Brandungen, die wir in dieser Gegend hier haben," antwortete Pfadfinder. „Da gibt's keine Unterschleppe, Meister Cap. All das Wasser, das da auf die Felsen schlägt, bleibt dort, kommt keins wieder zurück. Was ihr da hört, das ist unser alter Niagara, das ist dieser prächtige Fluß da, wie er über den Berg hinabfällt."

„Es wird doch kein Mensch so unverschämt sein wollen und behaupten, daß dieser breite Strom da über die Berge dort fällt!“

„Er tut's doch, Meister Cap, er tut's; natürlich nur, weil keine Treppe da ist und kein anderer Weg zum Hinunterkommen. So ist die Natur nun einmal hier; auf dem Ozean, da gibt's ja gewiß viel merkwürdigere Dinge. Ach, Mabel, wie hübsch wäre es jetzt, wenn wir da zehn oder fünfzehn Meilen aufwärts gehen und Gottes Werk dort beschauen könnten!“

„So habt ihr die berühmten Fälle gesehen, Pfadfinder?“ fragte das Mädchen eifrig.

„Ja, das hab ich, und etwas Schreckliches hab ich damals auch gesehen. Die Schlange und ich waren draußen auf Kundschaft über die Garnison dort, und da erzählte er mir, daß man in seinem Volk von einem mächtigen Wasserfall in der Nachbarschaft berichte. Ich hatte auch schon Soldaten vom Sechzigsten Regiment von den Wundern dort erzählen gehört, denn das Sechzigste ist sozusagen mein natürliches Korps und nicht das Fünfundfünfzigste, wenn ich auch in letzter Zeit mich viel bei diesem aufgehalten; aber es gibt so schrecklich viel Lügner in allen Regimentern, daß ich nicht die Hälfte davon glauben wollte. Nun, die Schlange meinte, wir könnten's uns mal ansehen, und so brachen wir auf. Wir meinten, wir könnten immer dem Ohr nachgehen, demselben Donner nach, den wir jetzt hören, aber das war eine Täuschung. Nichts war damals zu hören, kein Donner wie heute; so ist's hier im Wald, Meister Cap, manchmal ist's, als ginge der Herrgott in all seiner Macht spazieren, und manchmal ist alles still, als schliefe er irgendwo auf der Erde. Nun gut, wir kamen ganz plötzlich an den Strom, eine kleine Distanz über dem Fall, und ein junger Delaware, der mit uns war, der fand ein Rindenkanoe und wollte in die Strömung hineinfahren nach einer Insel, die mitten in dem Tohuwabohu lag. Wir sagten ihm, er sei verrückt, und redeten lange auf ihn ein, aber die jungen Leute bei den Delaware sind ungefähr so wie die jungen Leute bei den Soldaten, eitel und waghalsig. Alles Reden war umsonst, der Junge tat's. Und seht, Mabel, alles, was wirklich groß ist, das hat so etwas Ruhiges, Majestätisches an sich, das macht keinen Schaum und kein Getue, und so war's auch mit der Strömung. Kaum war das Kanoe drin, so ging's hinunter, wie wenn einer durch die Luft segelt, da gab's keinen Widerstand. Und doch kämpfte der Junge wie ein Mann um sein Leben und arbeitete mit dem Ruder bis zuletzt; erst schoß er so schnell querüber, daß wir glaubten, er würde es durchsetzen, aber er hatte die Distanz falsch berechnet, und als er es merkte, da wendete er die Spitze stromaufwärts und kämpfte, daß es schrecklich anzuschauen war. Wenn er ein Mingo gewesen wäre, ich hätte Mitleid mit ihm gehabt. Ein paar Augenblicke arbeitete er so furchtbar, daß er wirklich gegen die Gewalt des Wassers heraufkam. Aber die Natur hat ihre Grenzen; ein schwächerer Schlag, und er kam wieder zurück, dann verlor er den Grund Zoll für Zoll, Fuß für Fuß, bis er dorthin kam, wo der Fluß ganz eben und grün aussieht, als wäre er aus Millionen von Wasserfäden gewoben, die alle über einen gewaltigen Felsen im Knie gespannt sind — da schoß er zurück wie ein Pfeil und verschwand; die Spitze des Kanoes kippte gerade so viel über, daß wir ihn noch sehen konnten. Ein paar Jahre später traf ich einen Mohawk, der hatte die ganze Sache von unten mit angesehen, der erzählte mir, daß der junge Mensch noch in der Luft fortruderte, bis er in dem Nebel über dem Fall verschwand!“

„Und was ist aus dem armen Kerl geworden?“ fragte Mabel, die gespannt zuhörte.

„Ja, der ging zu den glücklichen Jagdgründen seines Volkes ein; denn wenn er auch eitel und waghalsig war, er war ein tapferer, braver Kerl. Dumm war's wohl,

wie er starb; aber Gott wird mit der Kreatur schon Mitleid haben, wie er's mit Christen auch hat!"

In diesem Augenblick krachte ein Kanonenschuß vom Fort, und die Kugel, keine schweren Kalibers, zischte über den Mast des Kutters wie eine Warnung, nicht näher zu kommen. Jasper, der am Steuer war, hielt ab und lächelte zu dem rauhen Gruß. Der Scud war nun in der Strömung, die ihn rasch genug leewärts trug, so daß jede Gefahr eines zweiten Schusses ausgeschlossen war, dann setzte er ruhig seinen Kurs dem Ufer entlang fort. Sowie der Fluß offen genug vor ihnen lag, überzeugte sich Jasper, daß der Montcalm nicht darinnen vor Anker lag, und ein Mann, den sie auf den Mast geschickt, berichtete, daß am ganzen Horizont kein Segel sichtbar wäre. So konnte er hoffen, daß seine List zum gewünschten Ziele geführt hatte. Der Wind blies den ganzen Tag südlich, und der Kutter setzte seinen Kurs etwa anderthalb Meilen vom Land entfernt fort, etwa sechs bis acht Knoten in vollkommen ruhigem Wasser laufend. Die Küste zeigte die ununterbrochene Waldlinie. Mannigfache Vorgebirge reichten weit in den See, und der Kutter, von einem zum andern laufend, durchquerte tiefe Buchten; Ströme ergossen sich von Zeit zu Zeit in das große Reservoir, aber auch ihren Ufern entlang sah das Auge nur Wald, nirgends war eine Spur menschlicher Wohnungen zu entdecken.

Pfadfinder sah dies alles mit ungeteiltem Entzücken; Cap jedoch sprach wiederholt sein Mißfallen aus, daß es so gänzlich an Leuchttürmen und Feuern, Kirchtürmen, Reeden und Schiffen fehlte. Solch eine Küste, behauptete er, gäbe es in der ganzen Welt nicht mehr, und er versicherte dem Sergeanten allen Ernstes, daß aus dieser Gegend nie etwas werden könnte, denn die Flüsse seien unnütz, und selbst die Brise röche nach Wald, was nichts Gutes verspreche.

Nach alledem schoß der Scud mit unverminderter Schnelle dahin, und als die Sonne sank, hatte er bereits hundert Meilen auf dem Weg nach Oswego zurückgelegt, denn der Sergeant hielt es nunmehr für seine Pflicht, dahin zurückzukehren, um neue Befehle vom Kommandanten zu empfangen. Zu diesem Zweck hielt Jasper die ganze Nacht sich weiter in Ufernähe, und obwohl der Wind gegen Morgen nachzulassen begann, trug er den Kutter doch bis zu einer Spitze, die nur mehr zwei oder drei Meilen vom Fort entfernt war. Hier setzte die Brise leicht nördlich ein, und der Kutter gierte ein wenig vom Ufer ab, um hinreichend offene Fahrt zu haben, falls die Brise andauern oder in Ostwind umschlagen sollte.

Als der Tag dämmerte, lag die Mündung des Oswego gerade im Lee des Kutters noch etwa zwei Meilen von ihnen entfernt, und eben, als die Morgenkanone im Fort abgefeuert wurde, gab Jasper Befehl, die Segel zu fieren und vor dem Wind in den Hafen zu steuern. In diesem Augenblick zog ein Ruf vom Vorderkastell alle Augen nach der Landspitze an der Ostseite der Mündung, und da, gerade außer Schußweite der leichten Kanonen des Forts, so wenig Segeltuch beigesetzt, daß er gerade noch an Ort und Stelle blieb, lag der Montcalm, offenbar auf sie wartend. An ihm vorüberzukommen war unmöglich, denn das französische Schiff brauchte nur anzubrassen und mußte ihnen in wenigen Minuten den Weg abschneiden. Der Augenblick verlangte eine rasche Entscheidung: nach einer kurzen Beratung änderte der Sergeant seine Absicht, er beschloß sein Bestes zu tun, um die Station zu erreichen, nach der er ausgesegelt war in der Hoffnung, daß der Scud bei seiner Schnelligkeit den Feind bald so weit hinter sich lassen würde, daß dieser über seine Bewegungen im Ungewissen bleiben mußte.

Der Kutter wurde daher ohne Verzug an den Wind heraufgeholt und alle Segel beigesetzt, die er überhaupt hatte. Vom Fort donnerten die Kanonen, die Fahnen flatterten, und die Wälle waren alsbald wieder mit Truppen besetzt. Aber Sympathie war alles, was Lundie seinen Leuten zu Hilfe senden konnte, und der Montcalm, nachdem er gleichfalls vier oder fünf Trotzschüsse abgefeuert und mehrere französische Banner aufgezogen, war bald in einer wahren Wolke von Segeln in voller Jagd hinter dem Kutter her.

Mehrere Stunden arbeiteten sich die beiden Schiffe nun so rasch wie möglich durchs Wasser, indem sie stets kurze Strecken auftreuzten in der Absicht, den Hafen immer in Lee zu behalten, das eine, um womöglich einzulaufen, das andere, um es bei dem Versuche abzufangen.

Gegen Mittag hatten sie das französische Schiff so weit in Lee gelassen, daß nur mehr Mast und Segel davon sichtbar waren. Der Unterschied der Schnelligkeit, mit der die beiden Schiffe beim Winde segelten, war zu groß. Sie waren nun in die Nähe einiger Inseln gekommen, und Jasper meinte, wenn der Kutter einmal hinter sie gelangt wäre, würden sie ihre weiteren Bewegungen verborgen halten können. Obschon Cap, der Sergeant und besonders Leutnant Muir Jasper noch immer mit Mißtrauen ansahen und Frontenac nicht weit weg war, so folgte man diesem Rat, denn die Zeit drängte, und, wie der Quartiermeister bemerkte, konnte Jasper sie nicht gut derart verraten, daß er offen in einen feindlichen Hafen einlief, da sie diesen Schritt jeden Augenblick verhindern konnten und der französische Kreuzer sich in Lee befand, ihnen also keinen unmittelbaren Schaden tun konnte.

Nun erst zeigte Jasper, was er konnte. Er kreuzte luwärts auf die Inseln zu und an ihnen vorüber, kam in östlicher Richtung wieder zum Vorschein und hielt nun weit ab. Weder in seinem Kielwasser noch leewärts war irgend etwas zu erblicken. Bei Sonnenuntergang war der Kutter wieder bei den Inseln am Ausfluß des Sees angelangt, und ehe es dunkelte, lief er durch die schmalen Kanäle auf dem Weg nach der langgesuchten Station. Indessen um neun Uhr bestand Cap darauf, daß Anker ausgeworfen würden, denn das Gewirre der Inseln wurde so dicht und dunkel, daß er bei jeder Wendung fürchtete, unter die Kanonen eines französischen Forts zu geraten. Jasper erklärte sich fröhlich bereit.

Der Scud fuhr in eine kleine verborgene Bucht ein, in der er selbst bei Tageslicht schwer zu finden gewesen wäre und bei Nacht vollkommen verborgen war. Alle, bis auf eine einzige Schildwache an Deck, gingen zur Ruhe. Cap hatte sich während der vorhergehenden achtundvierzig Stunden so abgearbeitet, daß er in langen, tiefen Schlummer fiel und erst wieder erwachte, als der Tag zu dämmern begann. Er hatte die Augen kaum geöffnet, als sein seemännischer Instinkt ihm sagte, daß der Kutter in Bewegung sein mußte. Aufspringend fand er, daß der Scud wieder seinen Weg zwischen den Inseln suchte; an Deck war niemand als Jasper und der Lotse, etwa die Schildwache ausgenommen, die sich natürlich um die Bewegungen des Schiffes nicht gekümmert hatte.

„Was ist das, Meister Western," schrie Cap zornig genug, „führt ihr uns endlich alle nach Frontenac, während wir alle unten schlafen wie eine Mannschaft, die auf Freiwache ist?"

„Ich halte mich an meine Order, Meister Cap. Major Duncan hat mir befohlen, nie an die Station anzufahren, wenn nicht alle Leute unten im Raum sind; er wünscht nicht, daß es mehr Lotsen für diese Wasser hier geben soll, als der König braucht."

10*

„Hui, das wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn ich da durch diese Büsche und Felsen hätte steuern sollen mit niemandem an Deck.“

„Ich dachte mir gleich,“ erwiderte Jasper lächelnd, „ihr würdet besser getan haben, Herr, den Kutter in meinen Händen zu lassen, bis wir sicher angekommen wären.“

„Wir hätten's ja getan, Jasper, wären nicht die Indizien gewesen; Indizien sind eine ernste Sache, die kein vernünftiger Mann außer Augen läßt.“

„Ich weiß nicht, was das für Dinger sind, Herr, eure Indizien, aber ich hoffe, sie sind nun vorbei. Wenn der Wind aushält, sind wir in einer Stunde am Ort, und dann werdet ihr euch doch nicht mehr fürchten.“

Cap gab nur ein Brummen zur Antwort; wider Willen mußte er dem andern recht geben, denn das sah er selbst ein, daß der Scud hier nicht in der Nachbarschaft eines so alten und wohlbekannten Hafens wie Frontenac sein konnte. Jasper hatte den Hauptkanal, der durch die Inselgruppe führte, verlassen und nahm seinen gewundenen Weg bei einer steifen Brise und günstiger Strömung durch Wasserstraßen, die manchmal so eng waren, daß die Rahen des Kutters kaum klar zwischen den Bäumen hindurchgelangen konnten; bald schoß er wieder quer durch kleine Buchten, bald glitt der Kutter verborgen zwischen hohen Felsen oder Uferbüschen dahin. Die Zahl und Kleinheit der Inseln war völlig verwirrend, wenn sie auch manchmal eine etwas größere passierten. Das Wasser war so durchsichtig, daß sie nirgends zu loten brauchten, auch war seine Tiefe fast überall gleichmäßig, daher keine wirkliche Gefahr vorhanden, obschon Cap beständig zitterte und glaubte, sie müßten auffahren.

„Ich gebe es auf, Pfadfinder,“ rief der alte Seemann endlich aus, als das kleine Fahrzeug heil aus dem zwanzigsten dieser engen Kanäle herausfuhr, „das ist gegen die Natur der Schiffahrt. Das wirft alle Regeln und Gesetze über den Haufen.“

„Wißt ihr, was es ist, Salzwasser? die höchste Kunst ist es! Seht ihr nicht, daß der Jasper nicht einen Augenblick zögert; wie ein Jagdhund, der eine gute, sichere Nase hat, läuft er Kopf hoch, als hätte er die stärkste Witterung.“

„Kein Lotse, keine Lotleine, kein Leuchtfeuer, keine Boj, keine . . .“

„Fährte,“ unterbrach Pfadfinder, „denn das ist das Merkwürdigste für mich an der Sache. Nicht einmal eine Fährte.“

„Ich will verdammt sein, wenn er auch nur einen Kompaß hat.“

„Antreten zum Klüverbaum niederholen!“ rief jetzt Jasper, der zu den Bemerkungen der andern nur gelächelt hatte. „Niederholen! Steuerbord, hart Steuerbord! Achtung, nicht abfallen lassen! Wenig Ruder! So, Junge, jetzt spring ans Land mit dem Tau! Nein — bleib, auswerfen! Sie kommen ja schon!“

Alle diese Befehle wurden so rasch ausgeführt, daß die Zuschauer kaum Zeit hatten, die verschiedenen Evolutionen zu beobachten: im Augenblick war der Scud luvwärts gekehrt worden, bis seine Segel klatschten, dann war mit Hilfe des Steuerruders allein gewendet worden, und nun lag er ruhig längsseits an einem natürlichen Felsenquai, wo er augenblicklich mit guten Tauen, die ans Land geworfen worden, festgemacht wurde. Kurz, die Station war erreicht, und die Soldaten wurden von ihren Regimentskameraden mit all der Freude begrüßt, mit der man die Ablösung gewöhnlich kommen sieht.

Mabel sprang mit unverhohlener Freudigkeit ans Land, und auch ihr Vater folgte ihr mit seinen Leuten in einer Eile, die deutlich bewies, wie müde alle der engen Wohnung im Kutter und der Seefahrt waren. Die Station sah einladend genug aus.

Wenn die Inseln auch nicht hoch anstiegen, so lagen doch alle in hinreichender Höhe über dem Wasser, um vollkommen gesund und sicher zu sein. Alle waren mehr oder weniger bewaldet, die meisten überhaupt von dichtem Gehölz bedeckt. Auf dieser einen jedoch waren etwa zwanzig Morgen Landes durch irgendeinen der vielen Zufälle der Wildnis vielleicht schon vor Jahrhunderten bloßgelegt worden, so daß ihre halbe Oberfläche eine rasenbewachsene Lichtung bildete. Der Offizier, der den Platz ausgewählt hatte, war der Ansicht gewesen, daß die Indianer, von einem funkelnden Quell angelockt, auf dem Platz vor langer Zeit beim Lachsfischen oder auf ihren Jagden ihr Lager aufgeschlagen hätten, wodurch der Baumnachwuchs verhindert worden war.

Die Ufer der Stationsinsel waren vollständig von Büschen eingefranst, und es war sorgfältig darauf geachtet worden, sie zu erhalten. Durch diese Büsche und verschiedene Wäldchen und Dickichte gedeckt, waren sechs oder acht niedrige Hütten errichtet worden, die als Quartier für den Offizier und die Leute, als Vorratshäuser, Küche und Hospital dienten. Es waren gewöhnliche Blockhütten, doch war die Rinde für die Dächer von weither gebracht worden, damit nicht die Spuren der Arbeit an den Bäumen in der Nähe zur Entdeckung führen könnten.

Das Ostende der Insel bildete eine kleine, dichtbewaldete Halbinsel, in der das Unterholz so dicht stand, daß es unmöglich war, hindurchzusehen, solange es belaubt war. Diese Halbinsel war mit dem übrigen Teil durch einen schmalen Hals verbunden, und unmittelbar neben dieser Stelle war ein festeres Blockhaus errichtet worden. Die Balken waren kugelfest, viereckig behauen und so sorgfältig aufgeschichtet und zusammengefügt, daß sie keinen Angriffspunkt boten; die Fenster waren Schießscharten, die Türe massiv und klein und das Dach gleichfalls aus behauenem Holze und nur zum Schutz gegen den Regen mit Rinde bedeckt. Das untere Stockwerk diente zum Magazin, das zweite als Wohnstätte und Zitadelle; darüber befand sich noch ein niederer Dachboden, der in zwei oder drei Kammern eingeteilt war und Bettstätten für zehn bis fünfzehn Personen aufnehmen konnte. So einfach dies alles gemacht war, so fest war es auch. Das ganze Gebäude war keine vierzig Fuß hoch, so daß es von Baumwipfeln überragt und allen entfernteren Augen verborgen war. Selbst gegen die Insel war der Fuß dieses turmartigen Gebäudes ganz und gar von Büschen umgeben. Überdies war es neben einer tiefen Öffnung im Kalkfelsen, der den Grund der Insel bildete, errichtet, und ein Eimer konnte jederzeit hinabgelassen werden, um das Haus mit Wasser zu versorgen. Zu diesem Zweck, und auch um die Basis zu beherrschen, sprangen die oberen Stockwerke mehrere Fuß über die unteren vor, und in den Boden der Holzgänge, die dadurch entstanden, waren Öffnungen geschnitten, die in der Regel mit Holztüren verschlossen waren und die sowohl als Schießscharten wie als Falltüren dienten. Die Verbindung zwischen den einzelnen Stockwerken wurde lediglich durch Leitern bewerkstelligt. Die Besatzung hatte in diesem hölzernen Turm eine hinreichend sichere Zitadelle für den Fall eines Angriffs oder sonst einer plötzlichen Gefahr. Aber es war vor allem die Lage der Insel, die sie so sehr zur militärischen Station geeignet machte. Sie lag in der Mitte von zwanzig andern so verborgen, daß ein Boot an ihr vorüberfahren konnte, ohne sie zu finden, da der Blick so verwirrend war, daß man das Ufer leicht für zu einer andern Insel gehörig halten konnte; die Kanäle waren so zahlreich und eng, die Inseln so klein, so vielfach gebuchtet und durchschnitten, daß man nicht einmal, wenn man auf einer stand, sagen konnte, welche Bäume, die man vor sich sah, noch auf ihr standen oder schon auf einer andern, welche Teile des Landes zusammenhingen und

welche nicht. Besonders die kleine Bucht, die Jasper als Landungsplatz benutzte, lag so versteckt, daß eines Tages, an dem die Segel des Kutters abgenommen waren, die eigenen Leute auf der Rückkehr von einem Fischzug in den benachbarten Kanälen stundenlang nach ihm gesucht hatten, ohne ihn finden zu können.

Die erste Stunde nach der Ankunft des Scud verging in geschäftiger Aufregung. Die Besatzung hatte nichts Namhaftes geleistet, und müde ihrer Einsamkeit brannten die Leute, nach Oswego zurückzukehren. Sobald der Sergeant und der Offizier, den er abzulösen gekommen war, alle die üblichen Formalitäten des Rapports und der Kommandoübergabe erledigt hatten, eilte der letztere auch schon mit seinen Leuten an Bord, und Jasper, der gerne noch einen Tag auf der Insel geblieben wäre, erhielt Befehl, sofort wieder abzusegeln, da der Wind ihnen eine rasche Fahrt stromaufwärts und quer über den See versprach. Vorher jedoch hatten Leutnant Muir, Cap und der Sergeant eine private Besprechung mit dem Fähnrich, den sie abgelöst hatten, und in welcher dieser in ihren Verdacht gegen den jungen Seemann eingeweiht wurde. Er versprach, alle Vorsicht zu beobachten, dann schiffte er sich mit seinen Leuten sofort ein, und kaum drei Stunden nach seiner Ankunft war der Kutter auch schon wieder unterwegs.

Mabel hatte indessen die ihr zugewiesene Hütte mit weiblichem Talent und weiblicher Geschicklichkeit für sich und ihren Vater so wohnlich eingerichtet, als die Umstände es nur immer erlaubten. Die Mahlzeit wurde von den Führern der Abteilung in einer andern Hütte gemeinsam eingenommen, die Soldatenfrau übernahm die Küche.

Sowie Mabel mit ihrer Einrichtung fertig war, trat sie ins Freie und schlug einen Pfad über den Rasen ein, der zu der einzigen Stelle des Ufers führte, die nicht mit Büschen bewachsen war. Dort blieb sie stehen und sah sinnend in das durchsichtige Wasser hinab, das leise murmelnd an den Felsen schlug.

„Ihr seid ein schönes Standbild an einer schönen Stelle, Jungfer Mabel," sagte David Muir, der plötzlich neben ihr auftauchte, „und ich möchte sagen, daß ihr das Schönere von beiden seid."

„Ich will nicht sagen, Herr Muir, daß ich Komplimente nicht leiden kann, denn das würden Sie mir doch nicht glauben; aber wenn Sie die Güte hätten, einmal anders zu mir zu sprechen, so würde ich glauben, daß Sie mir genügenden Verstand zutrauen, um auch anderes zu verstehen."

„Wetter! Ihr Geist, schöne Mabel, ist so glatt und scharf wie das Bajonett eines Soldaten, und die Konversation mit Ihnen ist nur zu geistreich für so einen armen Teufel, der jetzt vier Jahre im Feld steht und keine Gelegenheit hat, den seinen zu üben! Aber ich wette, es tut Ihnen nicht leid, meine junge Dame, daß Sie mit Ihrem hübschen Fuß wieder auf terra firma stehen!"

„So dacht ich anfangs auch, Herr Muir, aber der Scud sieht so schön aus, wie er dort zwischen den Bäumen hinsegelt, daß es mir fast leid tut, nicht mehr mitzufahren." Damit winkte sie mit ihrem Taschentuch die Antwort auf einen letzten Gruß Jaspers, der nach ihr blickte, bis die weißen Segel des Kutters hinter einer Landspitze endgültig verschwanden.

„Da fahren sie hin, und ich hoffe, sie kommen glücklich an, denn wenn sie nicht wiederkommen, können wir den Winter auf dieser Insel verbringen, wenn wir nicht etwa noch nach dem Kastell von Quebec kommen. Der Jasper Eau-douce ist ein unsicherer Patron, und sie haben Nachrichten über ihn in der Garnison, die einem im Herzen weh tun können. Ihr Herr Vater und auch Ihr Herr Onkel haben keine sehr gute Meinung von ihm!"

„Das tut mir recht leid, Herr Muir, aber hoffentlich wird die Zeit ihr Vertrauen zu ihm wiederherstellen."

„Wenn die Zeit nur meins wiederherstellen würde, hübsche Mabel," erwiderte der Quartiermeister in süßlichem Ton, „ich würde den kommandierenden General nicht beneiden. Wißt ihr, Mabel, wenn ich jetzt meinen Abschied nähme, dann könnte der Sergeant just an meine Stelle treten."

„Wenn mein Vater würdig ist, an Ihre Stelle zu treten, Herr Muir, dann ist der Vorzug sicher auf beiden Seiten, und Sie sind mindestens ebenso würdig, an seine Stelle zu treten!"

„Das Kind hat den Teufel im Leib! Ihr wollt doch nicht sagen, daß ich Unteroffizier werden sollte, Mabel!"

„Nein, nein, Herr Leutnant, ich dachte gar nicht ans Militär, sondern an den Abschied; ich dachte nur, wie sehr Sie mich durch Ihr Alter, Ihre Erfahrung an meinen lieben Vater erinnern, wie sehr Sie zum Hausvater geeignet sind."

„Sagen wir zum Hausherrn, zum jungen Gatten, Mabel, aber nicht zum Hausvater! Ja, ja, Sie sind schlagfertig, Sie lieben den Witz, ich seh es, aber ich liebe eine scharfe Zunge bei einem jungen Mädchen, wenn es nur nicht eine zänkische Zunge ist. Dieser Pfadfinder ist doch ein komischer Kauz, Mabel, nicht wahr?"

„Pfadfinder ist mein ganz besonderer Freund, Herr Muir, und in meiner Gegenwart soll niemand etwas Schlechtes von ihm sagen."

„Ich sage gewiß nichts Schlechtes von ihm, aber ob man viel Gutes von ihm sagen kann?"

„Er ist wenigstens ein guter Schütze," erwiderte Mabel lächelnd, „das können Sie doch nicht leugnen."

„Das will ich ihm nicht bestreiten; aber er ist ungebildet wie ein Mohawk."

„Er versteht wohl kein Latein, aber von den Irokesen versteht er mehr als irgendein anderer, und das ist in diesem Weltteil die nützlichere Kenntnis."

„Wenn Lundie selbst mich fragen würde, was ich mehr bewundere, Ihre Person oder Ihren Witz, schöne und maliziöse Mabel, ich wüßte nicht, was ich antworten sollte. Ach, auch die selige Mrs. Muir war darin unvergleichlich!"

„Welche von den seligen Mrs. Muirs?" fragte Mabel unschuldig.

„Teufel, — hat der Pfadfinder mich verlästert? Hat der Kerl euch einreden wollen, Mabel, daß ich schon mehr als eine Frau gehabt?"

„Da hätte er wirklich seine Zeit verschwendet, denn das weiß doch jeder, Herr Leutnant, daß Sie so unglücklich waren, vier Frauen zu verlieren!"

„Nur drei, so wahr ich David Muir heiße! Die vierte ist bloße Verlästerung. Oder vielmehr, hübsche Mabel, sie ist noch in petto, wie man in Rom sagt, und das, meine Liebe, bedeutet in Liebessachen im Herzen!"

„Dann bin ich nur froh, daß ich nicht die vierte Person in petto oder in sonstwas bin, denn ich möchte doch keine Verlästerung sein!"

„Keine Furcht davor, reizende Mabel, denn wenn Sie die vierte wären, dann wären alle anderen vergessen. Ihre Schönheit würde Sie sogleich zur ersten machen. Sie können in nichts die vierte sein, Mabel!"

„Nun, das ist immerhin ein Trost, Herr Muir," sagte Mabel lachend, „daß ich in nichts die vierte sein kann. Denn dann ist auch keine Gefahr, daß ich jemals Ihre vierte Frau werden könnte!"

Damit sprang sie davon und ließ dem Quartiermeister Muße, über seinen geringen Erfolg nachzudenken. David Muir indessen war ein ausdauernder Herr; er sah keinen Grund zum Verzweifeln, sondern schüttelte nur seinen Kopf mit halb drohendem, halb selbstzufriedenem Ausdruck hinter dem Mädchen her.

„Nützt nichts, Quartiermeister," sagte der Pfadfinder lachend neben ihm, der auf seinen geräuschlosen Mokassins herangekommen war, „die holt nur ein Schnellfüßiger ein! Man sagt, ihr freit um sie, wenn ihr schon nicht nachlauft!"

„Man sagt dasselbe auch von euch, Mann, obschon das eine solche Anmaßung wäre, daß ich es kaum glauben kann."

„Ich fürchte, ihr habt recht; wenn ich denke, was ich bin, wie wenig ich weiß, wie rauh mein Leben ist, dann darf ich wirklich nicht an eine denken, die so gebildet und munter und leichtherzig und fein ist . . ."

„Und vor allem hübsch," unterbrach ihn Muir.

„Ja, auch hübsch," antwortete Pfadfinder bescheiden, „denn ein junges Hirschkalb gefällt einem Jäger nicht so gut wie Mabel Dunham mir. Ich fürchte wirklich, daß meine Gedanken eitel und anmaßend waren."

„Nun, wenn ihr selbst so denkt, mein Freund, aus natürlicher Bescheidenheit, dann ist's meine Pflicht als alter Kriegskamerad, euch zu sagen . . ."

„Quartiermeister," unterbrach ihn der andere, „hinter den Wällen des Forts sind wir wohl viel zusammen gewesen, aber vor der Front und im Wald nur sehr wenig."

„Garnison oder Zelt, das ist für die Kampagne dasselbe; meine Pflicht hält mich in der Nähe der Magazine zurück, sehr gegen meine Neigung, wie ihr euch denken könnt. Aber wenn ihr gehört hattet, was die Mabel eben von euch gesagt hat, dann würdet ihr keine Minute mehr daran denken, euch dem eingebildeten Fratzen angenehm zu machen."

Pfadfinder sah den Leutnant ernst an. Es interessierte ihn wohl zu wissen, was Mabel von ihm gesagt, aber er war viel zu fein, um eine Frage zu stellen.

„Ihr solltet es wissen, Pfadfinder," fuhr der Quartiermeister fort, „meiner Ansicht nach sollte jeder Mann wissen, was seine Freunde und Bekannten von ihm sagen. Ihr wißt doch auch, daß diese Mabel eine boshafte Art hat, wenn sie es auf jemanden abgesehen hat."

„In meinen Augen, Leutnant Muir, ist sie immer sanft erschienen, wenn sie auch gerne lacht, ja recht gerne und herzlich lacht."

„Das war es ja eben, sie lachte, und sehr herzlich, und sie sagte — aber ich hoffe, es wird euch nicht kränken, Pfadfinder — —"

„Das möchte ich nicht so bestimmt sagen, Quartiermeister, Mabels Meinung gilt mir sehr viel."

„Dann werd' ich's euch nicht sagen, sondern diskret bleiben. Ich sage kein Wort mehr."

„Vielleicht ist's auch besser für mich, daß ich's nicht weiß, wenn's nicht zu meinen Gunsten ist. Ach ja, wenn wir das sein könnten, was wir zu sein wünschten! Ein Mensch kann rauh, grob und unwissend sein und doch glücklich, wenn er's nur nicht weiß; aber schlimm ist's, wenn man seine eigenen Mängel im stärksten Licht sieht und gerade dann, wenn man am wenigsten von ihnen hören möchte."

„Das ist just die Rationale der Sache, wie die Franzosen sagen, und das hab ich auch Mabel gesagt, da lief sie davon. Ihr merktet, wie sie davonhüpfte, als ihr herankamt."

„Das war leicht zu merken," antwortete Pfadfinder tief atmend, und er faßte sein Gewehr an, als wollte er seine Finger in das Eisen pressen.

„Es war nicht nur leicht zu merken, es war flagrant, das ist das richtige Wort dafür. Ich will euch nur das sagen, denn das kann ich euch nicht vorenthalten, der Fratz sprang davon, weil sie nicht hören wollte, was ich zu euren Gunsten zu sagen hatte."

„Und was könntet ihr wohl zu meinen Gunsten sagen, Quartiermeister?"

„Nun, versteht, Freund, es ging um Einzelheiten. Sie sagte, ihr wäret ein halber Wilder, und ich sagte, ihr hättet eben ein halbwildes Grenzleben geführt. Da könntet ihr nichts dafür . . ."

„Habt ihr ihr das gesagt, Quartiermeister?"

„Ich will nicht schwören, daß es gerade die Worte waren, aber das war der Sinn. Aber das Mädchen ist zu ungeduldig; es lief davon, ihr habt es selbst gesehen, sie läßt sich nichts sagen."

„Ja, ja, Quartiermeister, ich fürchte, der Sergeant ist in einem schweren Irrtum befangen."

„Nun, Mann, was braucht ihr da viel zu klagen und den großen Ruf zu schädigen, den ihr seit so vielen Jahren habt. Schultert eure Flinte und hinaus mit euch in die Wälder! 's gibt kein Frauenzimmer auf Erden, das auch nur eine Minute lang ein schweres Herz wert wäre. Nehmt mein Wort, ich kenne die Weiber, sie sind das, was wir von ihnen denken, und wenn ihr die Mabel kränken wollt, so habt ihr hier die schönste Gelegenheit!"

„Das wäre mein letzter Wunsch, Leutnant, Mabel zu kränken!"

„Nun, Mann, so werdet ihr dahin kommen, denn das ist die menschliche Natur. Wer meinen Hund kränkt, der kränkt mich. Nun hört einmal, ihr wißt, wir sind hier in einer sehr zweifelhaften und gefährlichen Position, beinahe in den Kinnbacken des Löwen . . ."

„Meint ihr die Franzer mit dem Löwen, Leutnant? Und die Insel mit den Kinnbacken?"

„Nur metaphorisch, Freund, denn die Franzosen sind keine Löwen, und diese Insel kein Kinnbacken — höchstens allenfalls ein Eselskinnbacken." Der Quartiermeister brach in ein höhnisches Lachen aus.

„Der Posten ist so gut gewählt als irgendeiner, auf den ich je den Fuß gesetzt," sagte Pfadfinder, um sich blickend.

„Ich leugne es nicht. Lundie ist ein großer Soldat im kleinen Maßstab, so wie sein Vater ein großer Herr im kleinen Maßstab war. Ich bin auf dem Gut geboren und ziehe nun so lange mit dem Major herum, daß ich mir angewöhnt habe, alles zu loben, was er sagt und tut. Das ist meine Schwäche, Pfadfinder. Dieser Posten mag also der eines Esels oder der eines Salomons sein, jedenfalls ist die Situation kritisch, sonst würde Lundie selbst uns nicht so viel Vorsicht einschärfen. Daß die Wilden auf diesen tausend Inseln herumspähen, das weiß Lundie selber, und wenn ihr ihre Spur auffinden würdet, könntet ihr dem Fünfundfünfzigsten einen großen Dienst erweisen. Leider glaubt der Sergeant, daß die Franzosen von stromaufwärts, von Frontenac, herkommen werden, während alle Erfahrung uns lehrt, daß die Indianer immer von dort herkommen, von wo man sie nicht erwartet. Darum rat' ich euch, nehmt euer Kanoe und fahrt stromabwärts, um zu sehen, ob's da nichts gibt. Haltet euch ein paar Meilen mehr gegen York, ihr könntet uns einen großartigen Dienst leisten!"

„Die Große Schlange ist auf dieser Seite auf Kundschaft draußen, die würde uns zeitig warnen, wenn eine Gefahr wäre."

„Die Schlange ist nur ein Indianer, Pfadfinder, hier braucht's einen weißen Mann, und Lundie wird euch ewig dankbar sein, wenn die Expedition gut abläuft. Im Vertrauen: er weiß sehr genau, daß er sie nie hätte versuchen sollen, das ist so alter Edelmanns-Eigensinn, daß er nicht nachgibt, wenn der Irrtum noch so klar auf der Hand liegt."

Der Quartiermeister fuhr fort, Argumente aufzuführen, oft solche, die einander widersprachen, und so arglos der Pfadfinder war, verfehlte er doch nicht, diese Lücken im Gedankengang des andern zu entdecken und stellte seinen schlechten Gründen gute entgegen. Aber schließlich gingen beide unüberzeugt auseinander.

Bald darauf fand jedoch eine Beratung zwischen dem Sergeanten und dem Leutnant statt, die nicht so resultatlos verlief. Geheime Befehle wurden gegeben, das Blockhaus bezogen, kurz, auf der Insel entstand Bewegung; der Sergeant war den ganzen Nachmittag auf dem Landungsplatz beschäftigt, bis er gegen Abend, von Pfadfinder und Cap gefolgt, in seine Hütte kam und sich an dem netten Tisch, den Mabel für ihn bereitet hatte, niederließ.

„Du wirst uns hier vielleicht nützlich sein, Kind," sagte er, „ich weiß, wenn der Augenblick kommt, wirst du zeigen, von welcher Art du bist und daß du die Feinde nicht fürchtest."

„Ich soll doch nicht Jeanne d'Arc spielen, Vater, und die Leute in die Schlacht führen?"

„Wen spielen, Kind? Von was für einer Person spricht sie da, Pfadfinder?"

„Ich weiß es nicht, Sergeant, aber ihr wißt, ich bin nur ein unwissender Jäger und ich höre ihre Stimme zu gern, als daß ich auf die Namen aufpassen würde."

„Ich kenne sie," sagte Cap, „sie hat im letzten Krieg ein Kaperschiff aus Morlaix ausgerüstet. War ein guter Kreuzer und hat leider gute Prisen gemacht."

Mabel errötete und lächelte. „Ihr meint doch nicht, Vater, daß ich in die Reihen treten und die Inseln mit verteidigen soll?"

„Solche Dinge haben Frauen in diesen Gegenden oft getan, mein Kind, der Pfadfinder kann davon erzählen. Aber jetzt will ich dir nur sagen, daß du nicht erstaunt sein sollst, wenn du die Hütte morgen leer findest, denn wir marschieren heute nacht ab."

„Wir, Vater? — und wollt mich und Jenny allein auf der Insel lassen?"

„Nein, Kind, so schlimm wird es nicht. Wir lassen Leutnant Muir, Bruder Cap, Korporal McNab und drei Mann als Garnison zurück, und Jennie bleibt mit dir in der Hütte; Bruder Cap nimmt meinen Platz ein."

„Und Herr Muir?" sagte Mabel halb unwillkürlich, da sie ein gut Teil Belästigung in diesem Arrangement voraussah.

„Nun, er kann dir den Hof machen, wenn du willst, Mädel, er ist ja schon mit vier Frauen fertig geworden!" sagte der Sergeant mit einem zornigen Lachen. „Mabel soll ihm nur ihre Meinung sagen, dann wird die Sache ein für allemal ein Ende haben. Das weiß ich, daß meine Tochter nie Frau Leutnant Muir wird."

Dies wurde in solch einem Tone gesagt, daß Mabel errötete, zitterte, zu lachen versuchte und sehr befangen aussah; sie bemeisterte sich jedoch und sagte in so vergnügtem Ton als möglich: „Wir täten besser, zu warten, Vater, bis Herr Muir den Wunsch ausspricht, eure Tochter zu bekommen, sonst könnten die Leute sagen, daß die Trauben uns zu sauer sind."

„Die sauren Trauben werden diesmal auf der andern Seite sein," sagte der Sergeant

„Der Kerl ist ja nur ein halber Soldat," warf Cap ein.

„Ich denke überhaupt nicht ans Heiraten, Vater, und es wäre mir viel lieber, ihr würdet gar nicht davon sprechen. Jedenfalls aber heirate ich keinen Mann, der schon vier Frauen gehabt hat."

Der Sergeant nickte dem Führer zu und änderte das Thema. „Weder ihr noch Mabel, Bruder Cap, habt Autorität über die Garnison. Aber ihr könnt den andern raten. Streng genommen ist Korporal McNab der Kommandeur, und ich hab's ihm so begreiflich als möglich gemacht, damit er sich nicht von dem Leutnant bestimmen läßt, der hier gar keine Autorität hat. Wenn es zwischen dem Korporal und dem Leutnant zu Meinungsverschiedenheiten kommt, so bitte ich euch, womöglich den Korporal zu unterstützen, Bruder."

„Selbstverständlich, Sergeant, bleiben die Boote mir unterstellt, die verdammtesten Konfusionen sind schon daraus entstanden, wenn die Kommandeure zu Land und zur See über ihre Kompetenz nicht im klaren waren."

„In gewissem Sinne ja, Bruder, aber der Korporal bleibt Höchstkommandierender. Ihr könnt ihm euren Rat geben, besonders bezüglich der Boote. Der Korporal ist ein tapferer Mann und ein guter Soldat, aber er ist ein Schotte und könnte sich nach dem Quartiermeister richten wollen . . ."

„Aber warum sollen wir dableiben, Vater, nehmt mich lieber mit!"

„Das geht nicht, Kind, wir fahren bei Tagesanbruch in den zwei größten Booten in den Kanal hinauf, durch den die Franzosen zu fahren pflegen, um ihre Proviantboote abzufangen . . ."

„Habt ihr auch eure Papiere in Ordnung, Bruder," fragte Cap, „ihr wißt doch, ein Fang auf hoher See ist Seeraub, wenn euer Boot nicht ein Kriegsschiff ist oder mit den Befugnissen eines Kriegsschiffes ausgerüstet . . .?"

„Ich habe die Ehre, vom Obersten des Fünfundfünfzigsten Regiments zum Stabssergeanten ernannt zu sein, das wird für den Franzosenkönig genügen, sonst hab ich Major Duncans schriftlichen Befehl . . ."

„Keine Papiere das für ein Kriegsschiff!"

„Müssen doch genügen, Bruder. Es ist im Interesse Seiner Majestät sehr wichtig, daß diese Boote abgefangen werden, sie führen Decken, Büchsen, Munition und Schmuck, kurz all das Zeug, womit die Franzosen die verfluchten Wilden bezahlen, damit sie ihre unheiligen Schändlichkeiten gegen uns begehen, also etwas, das gegen Religion und Menschlichkeit ist. Wenn wir sie abfangen, gewinnen wir ein halbes Jahr, denn in diesem Herbst können die Sachen nicht nochmals übers Meer geschickt werden."

„Aber Vater, verwendet Seine Majestät die Indianer nicht auch?" fragte Mabel.

„Gewiß, Mädel, er hat auch das Recht dazu, Gott erhalte ihn, es ist ganz etwas anderes, ob ein Engländer oder ein Franzose einen Indianer in seine Dienste nimmt. Das versteht jeder!"

„Ja, das ist klar, Bruder Dunham, aber die Sache mit den Schiffspapieren, die ist mir noch nicht klar."

„Ich sagte euch schon, meine Ernennung und meine Befehle müssen genügen . . ."

„Ich sehe keinen Unterschied, Vater, ob ein Engländer oder ein Franzose die Wilden im Krieg verwendet."

„Der Unterschied ist ein riesiger, Kind, wenn du ihn auch nicht siehst. Erstens ist der Engländer von Natur aus menschlich und rücksichtsvoll, während ein Franzose von Natur aus wild und furchtsam ist."

„Ihr könnt auch sagen, Bruder, daß er vom Morgen bis zum Abend tanzt, so oft er nur kann."

„Sehr richtig," bestätigte der Sergeant ernst.

„Aber Vater, das ändert die Sache doch nicht. Wenn es für den Franzosen unrecht ist, die Indianer zu mieten, so muß das doch auch für den Engländer unrecht sein. Ihr gebt das doch zu, Pfadfinder?"

„Ja, das ist vernünftig, Mabel, und ich hab den Franzosen nie das nachgetragen, was wir selber tun. 's ist allerdings was anderes, sich mit den Mingos zu verbünden, als mit den Delawares . . ."

„Die skalpieren doch auch und töten jung und alt, Frauen und Kinder!"

„Das ist ihre Gabe, Mabel, dafür kann man sie nicht tadeln, Natur ist Natur . . ."

„Das versteh ich alles nicht," antwortete Mabel, „was bei König Georg recht ist, muß wohl auch bei König Louis recht sein."

„Der wirkliche Name des Franzosenkönigs ist Caput," bemerkte Cap, den Mund voll Wildbret; „ich habe einmal einen großen Gelehrten zum Passagier gehabt, und der hat mir gesagt, daß diese ganzen Louis, der dreizehnte, vierzehnte, fünfzehnte alles Schwindler sind, und daß die Leute in Wirklichkeit Caput heißen, was auf französisch so viel heißen will wie Kopf. Er meinte wohl, sie gehörten nicht hinauf, sondern hinunter, bis sie mal hinaufkommen, um gehängt zu werden."

„Wenn das wahr ist, so werde ich's noch weniger bereuen, gegen die Kerle zu fechten," bemerkte der Pfadfinder, „obwohl ich nicht sagen kann, daß ich bisher viel Reue gefühlt hätte."

Hiermit schienen alle das Thema für erledigt zu halten. Das Essen war auch beendet, der Sergeant entließ seine Gäste und blieb in vertraulichem Gespräch mit seiner Tochter zurück. Nie noch war Mabel ihm so schön erschienen, vielleicht hatte sie auch nie so sehr all ihre Liebenswürdigkeit für ihn aufgeboten als an diesem Abend, an dem er ihr ungewöhnlich freundlich entgegenkam. Bisher hatte sie sich in Gegenwart ihres Vaters nie ganz unbefangen gefühlt; an diesem Abend aber war er liebevoll, fast zärtlich; eine Stunde, die das Mädchen lange ersehnt hatte, schien gekommen.

„Also Mutter war ungefähr von meiner Größe," sagte Mabel, die eine Hand des Vaters in ihren beiden haltend und zu seinem Gesicht aufsehend; „ich dachte, sie wäre größer gewesen."

„Ja, das glauben Kinder oft aus Respekt für ihre Eltern; die Mutter war genau so groß wie du."

„Und ihre Augen, Vater?"

„Ihre Augen waren auch wie die deinen, blau, sanft, aber nicht so lachend."

„Meine werden nie wieder lachen, Vater, wenn ihr nicht auf euch achtgebt . . ."

„Danke schön, Kind, aber ich muß meine Pflicht tun. Ich wollte, ich hätte dich ordentlich verheiratet gesehen, bevor ich Oswego verließ, dann wäre mir ruhiger zumut."

„Verheiratet! mit wem, Vater?"

„Du weißt, welchen Mann ich dir wünsche. Du kannst viele lustigere und schöner gekleidete finden, aber keinen, der ein so treues Herz und einen so gerechten Sinn hätte."

„Keinen, Vater?"

„Ich kenne keinen."

„Aber ich muß überhaupt nicht heiraten. Ihr lebt allein und ich kann bei euch bleiben und für euch sorgen."

„Gott segne dich, Mabel, ich weiß, du würdest das tun, und das Gefühl ist auch ganz in der Ordnung; aber ein anderes ist noch mehr in der Ordnung, die Frau soll ihrem Manne anhangen."

„Aber ich hab keinen Mann, Vater!"

„Dann nimm einen so rasch wie möglich. Ich kann nicht ewig leben, Mabel. Du bist jung und brauchst einen männlichen Schutz, der dich sicher durchs Leben führt."

„Und glaubt ihr, Vater," sagte Mabel, während ihre kleinen Hände mit seinen sehnigen Fingern spielte, die sie betrachtete, „glaubt ihr, daß Pfadfinder der Mann dafür ist? Ist er nicht beinah ebenso alt wie ihr?"

„So alt ist er noch lange nicht. Außerdem hat er ein mäßiges und gesundes Leben geführt, und die Jahre zählen nicht so viel wie eine gute Konstitution. Weißt du etwa einen andern?"

„Wir sprechen jetzt vom Pfadfinder," antwortete sie ausweichend. „Wenn er jünger wäre, würde ich es natürlicher finden, daß er mein Mann werden will."

„Pfadfinder ist jünger als die Hälfte unserer Leutnants."

„Er ist jedenfalls jünger als einer, den ich kenne, Leutnant Muir," und dabei lachte Mabel von ganzem Herzen.

„Wahrhaftig, jung genug, um sein Enkel zu sein, und überdies ist er wirklich jünger. Gott behüte, Mabel, daß du je eine Offiziersdame würdest, solange du nicht eine Offizierstochter bist."

„Dessen ist keine Sorge, Vater, wenn ich Pfadfinder heirate," erwiderte das Mädchen, ihm schelmisch ins Gesicht sehend.

„Vielleicht nicht mit dem Patent, aber er ist schon jetzt der Freund von manchem General. Ich könnte glücklich sterben, Mabel, wenn du seine Frau wärst."

„Vater!"

„Es ist traurig für mich, in die Schlacht zu gehen mit diesem Gewicht auf meinem Herzen."

„Wie gern möchte ich euch davon befreien."

„Du könntest es," sagte der Sergeant, sie liebevoll ansehend, „aber ich möchte auch dir keine zu schwere Last auferlegen!" Seine Stimme zitterte, nie hatte Mabel ihren Vater so weich gesehen.

„Vater, redet offen!" Sie schrie beinahe.

„Nein, Mabel, es wäre vielleicht nicht recht, du hast vielleicht andere Wünsche."

„Ich habe keine Wünsche. Was wollt ihr sagen?"

„Wenn ich dich mit Pfadfinder verlobt wüßte, wenn ich wüßte, du wirst seine Frau, was immer mit mir geschieht, — dann könnte ich glücklich sterben. Aber ich will kein Versprechen von dir verlangen, Kind, ich will dich nicht zu dem zwingen, was du vielleicht bereuen würdest. Gib mir einen Kuß und geh schlafen."

Aber gerade, daß der Sergeant keinen Zwang ausüben wollte, erschütterte das Mädchen. Sie war dazu erzogen, als Weib alles zu opfern, ihre heftigsten Gefühle zu unterdrücken — ein rascher, schmerzlicher, fast wilder Gedanke schoß durch ihr Gehirn, dann sagte sie, völlig ruhig:

„Vater, eine gehorsame Tochter ist Gott wohlgefällig."

„Ja, Kind, das gute Buch sagt es."

„Ich werde heiraten, wen ihr wünscht, Vater."

„Nein, Mabel, vielleicht hast du anders gewählt . . ."

„Ich habe nicht ge . . . Niemand hat mich gefragt, außer Pfadfinder und Herr Muir. Ich werde den heiraten, Vater, den ihr mir auswählt."

„Du kennst meine Wahl, geliebtes Kind."

„Nun also, wenn er es wünscht . . wenn er mich nochmals fragt . . . Ihr wollt doch nicht, Vater, daß ich mich ihm selber anbiete, oder daß ihr mich ihm anbietet . . ." Das Blut stieg ihr ins Gesicht. „Niemand darf zu ihm davon sprechen; aber wenn er noch einmal kommt und fragt, so sage ich ja."

„Gott im Himmel segne dich, Mabel, und belohne dich dafür, wie du es um mich verdienst."

„Ja, Vater, seid in Frieden und geht leichten Herzens auf euren Zug! Um mich braucht ihr keine Sorge zu haben. Im Frühjahr — ich muß etwas Zeit haben, Vater — aber im Frühjahr will ich Pfadfinder heiraten, wenn der brave Jäger es dann noch wünscht."

„Mabel, er liebt dich, wie ich deine Mutter liebte. Ich hab ihn weinen sehen wie ein Kind, wenn er von dir sprach."

„Ich glaub' es. Ich weiß, daß er eine bessere Meinung von mir hat, als ich verdiene. Und jedenfalls lebt der Mann nicht, von dem ich eine bessere Meinung hätte als von ihm. Kaum von euch, Vater."

„So soll es auch sein, Kind, das wird eine glückliche Ehe. Darf ich's Pfadfinder sagen?"

„Lieber nicht, Vater. Laßt es von selber kommen, ganz natürlich. Der Mann muß das Weib suchen, und nicht das Weib den Mann." Ein Lächeln verklärte ihre Züge. „Aber Vater, ihr habt mein feierliches Versprechen!"

„Das genügt mir. Nun gib mir einen Kuß, Gott segne und behüte dich, mein Kind, du bist eine gute Tochter."

Mabel warf sich ihrem Vater in die Arme und weinte an seiner Brust wie ein Kind. Der strenge alte Soldat war auf's tiefste erschüttert und seine Tränen mischten sich mit den ihren; aber bald schämte er sich seiner Rührung, und seine Tochter sanft fortdrängend, sagte er ihr gute Nacht und suchte sein Lager auf. Schluchzend ging Mabel in die Ecke, wo für sie das Bett bereitet war; nach wenigen Minuten hörte sie das schwere, regelmäßige Atmen ihres Vaters, der bereits im tiefsten Schlafe lag.

Zwanzigstes Kapitel

Die Sonne stand bereits am Himmel, als Mabel erwachte. Ihr Schlaf war tief und ruhig gewesen, jetzt sprang sie auf, kleidete sich rasch an, und bald atmete sie die duftige Morgenluft der Insel ein. Zum erstenmal genoß sie die Schönheit ihres neuen Aufenthaltsorts. Der Tag war einer jener prachtvollen Herbsttage, die in unserm Klima so häufig sind. Aber Mabel fühlte doch eine leichte Traurigkeit und sie bildete sich ein, daß ihr Herz aus Sorge um ihren Vater schwer sei.

Die Insel schien völlig verlassen. Am Abend vorher hatte das Geräusch der Ankunft dem Platz einen Schein von Leben gegeben, der jetzt völlig geschwunden war, und Mabel mußte lange suchen, ehe sie ein menschliches Wesen in ihrer Einsamkeit fand. Dann allerdings sah sie alle, die auf der Insel geblieben waren, um ein Feuer versammelt, vor allem ihren Onkel, dessen Anblick sie völlig beruhigte. Außer ihm und dem Quartiermeister waren noch der Korporal, die drei Soldaten und die Frau da. Die Hütten standen schweigend und leer, und das turmartige oberste Stockwerk des Blockhauses sah malerisch aus den Büschen, die es halb verbargen, hervor. Die Sonne warf ihren hellen Schein auf die Lichtung; kein Wölklein stand am Himmel.

Da sie alle andern mit dem wichtigsten Morgenereignis, dem Frühstück, beschäftigt sah, wanderte Mabel unbeobachtet bis ans Ende der Insel, wo sie durch Bäume und Büsche den Blicken der andern völlig entzogen war. Hier blieb sie am Rande des Wassers stehen, schob die niedrigen Zweige ein wenig zur Seite und schaute auf die kaum merkliche Bewegung der winzigen Wellen hinab, die leise an den Strand schlugen. Dann blickte sie durch die verschiedenen grünen Öffnungen auf die stillen, klaren Wasser und über die Inseln hin, und sie dachte, daß sie noch nie etwas Lieblicheres gesehen hätte.

Plötzlich fuhr sie erschrocken zurück; es war ihr, als hätte sie in den Büschen am Ufer der gerade gegenüberliegenden Insel eine menschliche Gestalt gesehen. Die Breite des Wassers betrug keine hundert Schritt; sie mochte sich geirrt haben, aber sie glaubte nicht, daß sie sich geirrt hätte. Da sie wohl wußte, daß ihr Geschlecht sie nicht vor der Kugel eines Irokesen geschützt hätte, zog sie sich instinktiv zurück und verbarg sich so gut es ging hinter den Zweigen, während sie gespannt nach dem gegenüberliegenden Ufer blickte. Aber sie wartete vergeblich, und sie wollte schon zurück zu ihrem Onkel eilen, um ihren Verdacht ihm mitzuteilen, als sie einen Erlenzweig aus den Büschen am andern Ufer hervorkommen sah, mit dem ihr zweifellos zugewinkt wurde. Es war ein Augenblick atemloser Spannung für das unerfahrene Mädchen, das nicht wußte, was nun das Klügste war, forteilen oder bleiben und antworten. Sie erinnerte sich, daß die Grenzleute gerne von der Geistesgegenwart und dem Mut erzählen, die ihre Frauen und Schwestern bei dieser und jener Gelegenheit gezeigt hatten. Sie wollte nicht schwächer sein; nach kurzem Zögern brach sie einen Zweig ab, band ihn an einen Holzstock, steckte ihn gleichfalls durch eine Öffnung hinaus und bewegte ihn genau so, wie der andere Zweig bewegt wurde.

Dieses stumme Spiel dauerte von beiden Seiten etwa zwei bis drei Minuten, dann sah Mabel, daß die Büsche gegenüber vorsichtig geteilt wurden und ein menschliches Gesicht in der Öffnung erschien. Ein Blick sagte ihr, daß es das Gesicht einer Rothaut, und zwar eines Weibes war; ein zweiter Blick vergewisserte sie, daß es Junitau, Pfeilspitzes Frau, war. In der Zeit, da sie miteinander gereist waren, hatte das sanfte Wesen, die demütige Einfachheit dieses Weibes und die Mischung von Schrecken und Liebe, mit der sie ihren Mann betrachtete, Mabels Herz gewonnen. Darum war sie selbst freundlich gegen die Indianerin gewesen, und diese hatte ihr auf jede Weise ihre Anhänglichkeit gezeigt. Mabel wußte nicht weshalb, aber sie fühlte Vertrauen zu der jungen Tuscarorafrau. Sie zögerte nicht länger, sondern trat aus den Büschen, und sie sah, wie auch Junitau furchtlos das gleiche tat. Nun tauschten die zwei Kinder — denn die Indianerin, obschon verheiratet, war noch jünger als Mabel — offen Zeichen der Freundschaft aus, und Mabel winkte der andern, heranzukommen, obschon sie selbst nicht wußte, wie das geschehen sollte. Doch Junitau verschwand und kam alsbald wieder in einem Birkenkanoe zum Vorschein, das unter den Büschen gelegen hatte. Mabel wollte sie eben auffordern, herüberzurudern, als die Stentorstimme ihres Onkels laut ihren Namen rief. Sie machte der Tuscarorafrau ein rasches Zeichen, sich zu verbergen, sprang aus dem Buschwerk und eilte nach der Lichtung, wo die andern sich eben zum Frühstück gesetzt hatten. Es schoß ihr durch den Kopf, daß dies der günstigste Augenblick war: sie entschuldigte sich für einen Augenblick und sprang ins Dickicht zurück.

Junitau verstand ihre Zeichen, und ein halbes Dutzend geräuschlose Ruderschläge trugen ihr Kanoe rasch in die Büsche der Stationsinsel. Eine Minute später hielt Mabel sie an der Hand und führte sie durch das Wäldchen nach ihrer Hütte, die so lag, daß sie vom Feuer aus nicht gesehen werden konnte. Dort führte sie Junitau in ihr eigenes Zimmer, erklärte ihr rasch, daß sie sie für kurze Zeit verlassen müßte, eilte hinaus und setzte sich, so ruhig sie konnte, bei den andern nieder.

„Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der bekommt, was übrig bleibt," sagte ihr Onkel zwischen zwei Bissen von gesottenem Lachs, „wer spät kommt, dem wird spät serviert, das sind gute Regeln, die den Faulenzern Beine machen."

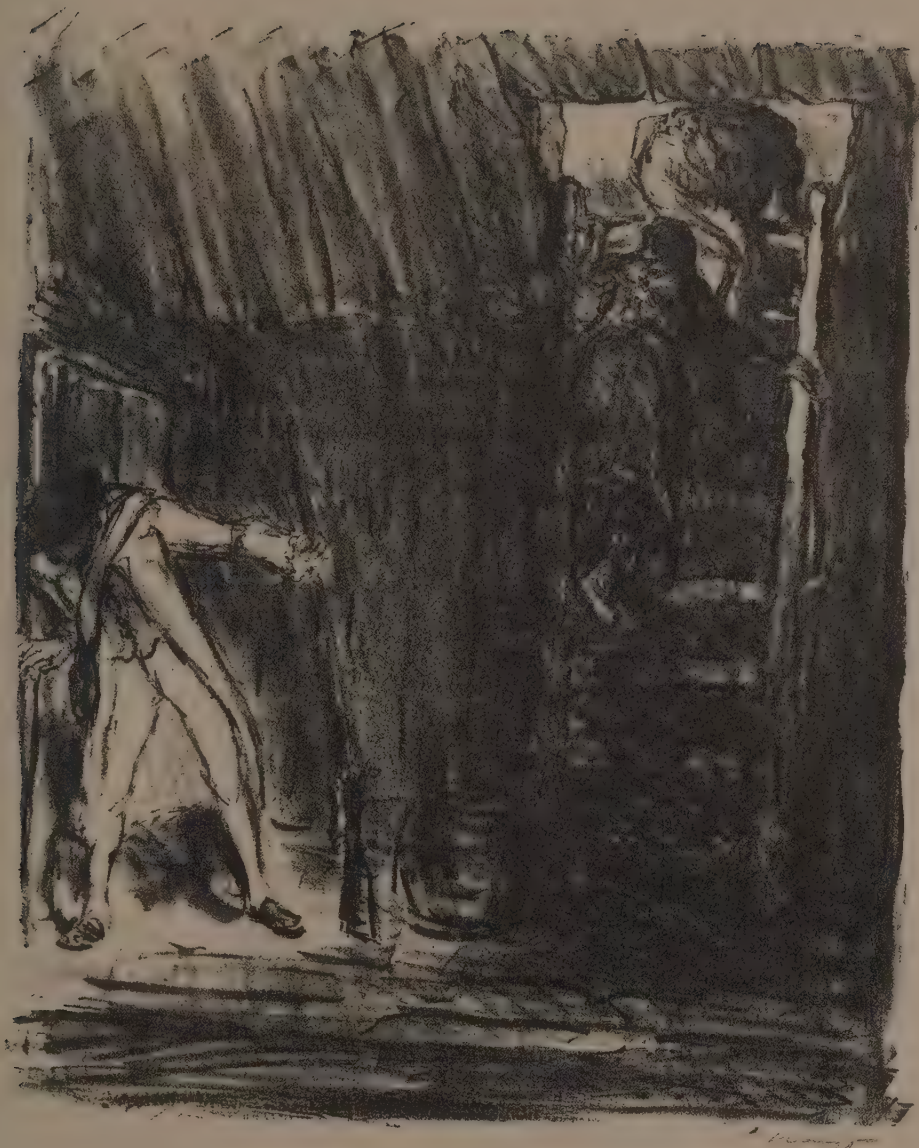
„Ich bin kein Faulenzer, Onkel, ich bin schon eine Stunde auf und habe die Insel durchforscht."

„Da werdet ihr nicht viel herausbekommen, Jungfer Mabel," bemerkte Muir. „Lundie, oder wir wollen ihn hier lieber Major Duncan nennen," sagte er mit einem Blick auf den Korporal und die Soldaten, die nur wenige Schritte von ihnen entfernt ihr Frühstück einnahmen, „hat nicht gerade ein Königreich zu den Besitzungen Seiner Majestät hinzugefügt, als er diese Insel besetzte, die an Einkünften und Vorteilen an die des berühmten Sancho erinnert, Sancho, von dem ihr, Meister Cap, zweifellos in müßigen Stunden oft gelesen habt."

„Ich kenne den Ort, Sanchos Insel, ja, Korallenfelsen, neue Formation, sehr schlecht zu landen in dunkler Nacht oder bei Wind, ein Sünder könnte nicht wünschen, sie anzutun. Übrigens famos für Kokosnüsse und Bitterwasser!"

„Jedenfalls nicht famos für Mahlzeiten," erwiderte Muir, ein Lächeln unterdrückend. „Meiner Ansicht nach, Meister Cap, ist dies eine höchst unmilitärische Position, und ich erwarte ein Unglück früher oder später."

„Hoffentlich nicht, ehe unsere Ablösungszeit kommt," bemerkte Mabel. „Ich habe keinen Wunsch, Französisch zu lernen."



„Wir können uns noch glücklich schätzen, wenn es nicht Irokesisch ist, und ich habe dem Major genug zugeredet! Aber ein eigensinniger Mann geht seinen Weg. Wenn ich mit hierherkam, Meister Cap, so geschah es in erster Linie, um mich eurer schönen Nichte angenehm zu machen, in zweiter, um ein Verzeichnis der Vorräte aufzunehmen, damit sie genau wissen, was fehlt, wenn diese hier in die Hände des Feindes fallen, und ich keine Schwierigkeiten dadurch habe."

„Haltet ihr die Sache für so ernst?" fragte Cap, der mitten im Kauen aufhörte, „ist die Gefahr so dringend?"

„Das will ich nicht gerade sagen. Im Krieg ist immer Gefahr, und auf den vorgeschobenen Posten mehr als im Hauptquartier. Überrascht wäre ich daher nicht, wenn die Franzosen uns hier besuchen würden!"

„Was zum Teufel sollen wir denn dann tun? Sechs Mann und zwei Frauen! Wenn die Franzosen kommen, sind sie schon so klug, in guter Zahl zu kommen!"

„Zweifellos, zweifellos! Mein Vorschlag wäre, das zu unternehmen, wodurch Xenophon mit Recht so berühmt wurde."

„Ich weiß zwar nicht, von wem Sie sprechen," sagte Mabel, „aber Sie meinen wohl einen Rückzug?"

„Ihr scharfer Verstand, meine junge Dame, hat sofort das Richtige erkannt. Ich weiß wohl, euer würdiger Vater hat dem Korporal erklärt, wie er die Insel halten soll, wenn die Franzosen den Posten entdecken sollten, aber der ausgezeichnete Sergeant, obgleich ein so braver Mann als nur je einer ein Sponton führte, ist doch nicht der große Lord Stair oder auch nur der Herzog von Marlborough. Seine Verdienste will ich nicht verkleinern, aber ein guter Kommandeur soll nie die Vorkehrungen für den Rückzug vernachlässigen, und ich möchte Meister Cap, als dem Admiral unserer Flotte raten, ein Boot in Bereitschaft zu halten; das größte Boot, das wir haben, hat ein ganz ordentliches Segel, und wenn wir es hierher ziehen und unter diesen Büschen befestigen, können wir uns jeden Augenblick einschiffen und dann, hübsche Mabel, seht ihr, haben wir kaum fünfzig Schritt, um in einem andern Kanal und versteckt genug zu sein."

„Wenn wir nur den Franzosen nicht gerade in die Hände laufen."

In dieser Weise wurde das Gespräch über die Möglichkeiten eines Angriffs und über die eventuelle Art, ihm zu begegnen, weiter geführt, ohne daß Mabel mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Aber sie wunderte sich doch, daß Leutnant Muir, ein Offizier, dessen Courage niemand bezweifelte, so offen riet, den Posten aufzugeben. Sie wußte wohl, daß ihr Vater mehr für die Verteidigung gewesen wäre, aber ihre Gedanken waren bei dem Gast, der sie in ihrer Hütte erwartete, und bei der ersten Gelegenheit stand sie auf, verließ den Tisch und eilte in die Hütte zurück. Sorgfältig verschloß sie die Tür hinter sich, der Vorhang vor dem einzigen kleinen Fenster war bereits zugezogen, und Mabel führte Junitau oder Juni, wie die Engländer sie kurz nannten, unter allen Zeichen der Freundschaft in den Vorraum der Hütte.

„Ich freue mich, dich zu sehen," sagte sie mit dem süßesten Lächeln, „was bringt dich hierher, Juni, und wie hast du die Insel gefunden?"

„Reden langsam," sagte Juni, ihr Lächeln erwidernd und ihre Hand drückend, „mehr sangsam, zu schnell."

Mabel bemeisterte ihre Ungeduld und wiederholte ihre Fragen so deutlich wie möglich.

„Juni Freund," erwiderte die Indianerin.

„Ich glaube dir's, Juni. Und was bedeutet dein Besuch?"

„Freund kommen sehen Freund," antwortete Juni wieder lächelnd.

„Du mußt noch einen andern Grund haben, Juni! Bist du allein, Juni?"

„Niemand kommen sonst, Juni kommen allein, rudern Kanoe."

„Ich hoffe, es ist so. Du würdest mich nicht verraten, Juni!"

„Was — Verraten?"

„Mich nicht den Franzosen preisgeben, den Irokesen, Pfeilspitze —" Juni schüttelte den Kopf. „Du würdest nicht meinen Skalp verkaufen."

Zärtlich legte Juni ihren Arm um Mabel und drückte sie an sich. Es war nicht möglich, an der Aufrichtigkeit dieser Liebkosung zu zweifeln. Mabel erwiderte die Umarmung, dann hielt sie die andere auf Armeslänge von sich, sah ihr fest ins Gesicht und fuhr mit ihren Fragen fort.

„Wenn Juni ihrer Freundin etwas zu sagen hat, möge sie offen sprechen, meine Ohren sind geöffnet."

„Juni fürchten, Pfeilspitze töten sie."

„Aber Pfeilspitze wird's nie wissen, wenigstens Mabel wird's ihm nicht sagen."

„Er schlagen Tomahawk Juni in Kopf."

„Nein, nein, das darf nicht sein, Juni! Lieber sage du nichts mehr!"

„Blockhaus gute Platz für Schlafen, gute Platz für Bleiben."

„Du meinst, ich soll ins Blockhaus gehen, um mich zu retten? Dafür wird dir Pfeilspitze doch nichts tun! Pfeilspitze kann mir doch nicht Feind sein."

„Pfeilspitze nicht feind hübsche Bleichgesicht," erwiderte Juni traurig. „Pfeilspitze lieben Bleichgesichtfrau."

Mabel errötete, ohne recht zu wissen, warum. Aber sie war nun ängstlich geworden und fuhr fort zu fragen. „Pfeilspitze hat keinen Grund, mich zu hassen oder zu lieben. Ist er in der Nähe?"

„Mann immer nahe bei Frau hier," sagte die Indianerin, die Hand aufs Herz legend.

„Sehr brav. Aber sag' mir, Juni, soll ich schon heute ins Blockhaus gehen, jetzt gleich?"

„Blockhaus sehr gut, gut für Squaw. Blockhaus nicht Skalp kriegen."

„Ich fürchte, ich verstehe dich nur zu gut. Willst du mit meinem Vater reden?"

„Nicht hier, fort."

„Das kannst du nicht wissen, Juni. Die Insel ist voll Soldaten!"

„Nicht voll; fort; so viele Rotrock." Damit hielt Juni vier Finger in die Höhe.

„Aber vielleicht willst du Pfadfinder sehen, der kann auf irokesisch mit dir sprechen?"

„Pfadfinder fort, Junge mit," sagte Juni lachend. So lieblich und hell klang ihr kindliches Lachen, daß Mabel trotz ihrer Angst einstimmen mußte.

„Du scheinst . . . du glaubst alles über uns zu wissen, Juni. Aber wenn Pfadfinder fort ist, Eau-douce kann französisch sprechen. Soll ich laufen und ihn herbringen?"

„Eau-douce auch fort, ganz fort, nur Herz hier," sagte Juni wiederum lachend.

Oft hatte Mabel von dem wunderbaren Scharfsinn der Indianer gehört, aber auf solche Erkenntnisse war sie nicht vorbereitet gewesen. Sie war sehr besorgt; sie stand von dem kleinen Feldstuhl auf, auf dem sie gesessen hatte, und sagte streng:

„Du mußt wissen, Juni, wie viel oder wie wenig du mir sagen sollst. Ich hoffe, du liebst mich genug, um mir das zu sagen, was nötig ist. Mein Onkel ist auch da, seine Freundin mußt du auch sein, und wenn wir nach Oswego zurückkommen, werden wir dir's gedenken."

„Vielleicht nie zurückkommen, wer wissen?"

„Niemand weiß, was sein wird, als Gott, unser Leben ist in seiner Hand. Aber ich glaube, du bist das Werkzeug zu unserer Rettung."

Dies ging über Junis Verständnis. Sie sah ihrer Freundin ins Gesicht und wiederholte nachdrücklich: „Blockhaus sehr gut."

„Ja, das versteh' ich schon, Juni, und ich werde heute nacht im Blockhaus schlafen. Natürlich werd ich's dem Onkel sagen."

Junitau fuhr unruhig auf. „Nein, nein, nein," antwortete sie heftig. „Nicht gut sagen Salzwasser. Er viel reden, lange Zunge. Denken, Wald Wasser; verstehen nichts. Sagen Pfeilspitze, Juni sterben."

„Nein, Onkel verrät dich nicht."

„Nicht verstehen. Salzwasser Zunge, kein Aug, kein Ohr, keine Nase, nur Zunge, Zunge, Zunge."

Mabel sah jedenfalls, daß Cap nicht das Vertrauen der jungen Indianerin besaß. „Du scheinst unsere Situation ganz gut zu kennen, Juni? Bist du schon früher auf der Insel gewesen?"

„Jetzt kommen."

„Woher weißt du denn das alles? Vielleicht sind Pfadfinder, Eau-douce und mein Vater alle hier . . ."

„Alle fort," sagte Juni bestimmt mit vergnügtem Lächeln.

„Nein, das kannst du nicht wissen. Du hast ja die Insel nicht untersucht."

„Gute Augen, sehen Boote fahren fort mit Soldaten. Sehen Schiff mit Eau-douce."

„Dann hast du uns beobachtet! schon längere Zeit? Aber du weißt nicht, wie viele noch da sind."

Juni lachte, hielt wieder ihre vier Finger in die Höhe und zeigte dann auf ihre beiden Daumen; bei den Fingern wiederholte sie das Wort „Rotrock", dann berührte sie die Daumen und sagte „Salzwasser, Quartiermeister". Diese Kenntnisse waren so genau, daß Mabel zu zweifeln begann, ob sie ihre Besucherin wieder fortlassen dürfte. Andererseits widerstrebte es ihr, das Vertrauen des freundlichen Geschöpfes zu mißbrauchen, auch wußte sie, daß Juni in diesem Fall nichts weiter sagen, sondern nur trotzig schweigen würde.

„Kennt noch jemand außer dir die Insel? Haben die Irokesen sie gesehen?" fragte sie weiter.

Juni machte ein trauriges Gesicht und blickte vorsichtig um sich. „Tuscarora überall. Oswego, hier, Frontenac, Mohawk, überall. Wenn er sehen Juni, sie töten."

„Aber wir dachten, die Insel sei niemand bekannt . . ."

„Irokesen viel Aug'. Und ein Mann kann sagen, — manche Jengies reden französisch."

Mabel fühlte ihr Herz erstarren. Der ganze Verdacht gegen Jasper strömte wieder auf sie ein, und der Gedanke schien so gräßlich, daß sie einen Augenblick glaubte, sie müßte umsinken. Sie beherrschte sich jedoch und sagte: „Ich verstehe, Juni, du willst sagen, daß jemand euren Leuten verräterisch gesagt hat, wie die Insel zu finden ist."

Juni lachte, aber sie war ihrem Stamm zu treu, um mehr darüber zu sagen. „Bleichgesicht jetzt wissen," fügte sie hinzu. „Blockhaus gut für Frauen. Liegen nichts an Männer und Krieger."

„Aber mir liegt sehr viel an ihnen, Juni; der eine ist mein Onkel, die andern sind meine Landsleute. Ich muß es ihnen sagen."

„Dann Juni töten," erwiderte die Indianerin ruhig.

„Nein, sie sollen nicht wissen, daß du dagewesen bist, ich will sie nur warnen, sie sollen alle ins Blockhaus."

„Pfeilspitze wissen, sehen alles, töten Juni. Jede Krieger schützen Skalp. Juni Squaw — sagen Squaw, nicht sagen Mann." Diese Erklärung versetzte Mabel in große Betrübnis. Tausend Gedanken und Empfindungen stürmten auf sie ein. Juni erhob sich indessen und bereitete sich zum Fortgehen.

„Juni," sagte Mabel, und schloß sie wieder in die Arme, „wir sind Freundinnen. Von mir hast du nichts zu fürchten. Niemand wird von deinem Besuch erfahren."

Juni erwiderte die Umarmung und sah sie zärtlich an. „Jetzt gehen zu Kanoe," sagte sie.

„Soll ich dich nicht selbst zu den Büschen zurückbegleiten?"

„Gehen hinaus erst, zählen Männer, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs." Juni hielt ihre Finger in die Höhe und lachte. „Wenn alle weg, gut; wenn nur einer da, wegrufen ihn. Dann singen."

Mabel lächelte über den Witz der Indianerin; in der Tür kehrte sie jedoch nochmals um und sah sie flehend an. „Willst du mir nicht doch noch mehr sagen, Juni?"

„Wissen genug. Blockhaus gut, Pfeilspitze töten."

Mabel machte Juni ein Zeichen des Abschieds und trat aus der Hütte. Ohne viel nach den Leuten zu sehen, zählte Mabel sie. Drei saßen noch am Feuer, zwei waren zum Boot gegangen. Der eine davon war Muir, der sechste war ihr Onkel, der nicht weit vom Feuer Fischgerät in Ordnung brachte. Die Frau trat eben in ihre Hütte. Mabel tat, als hätte sie etwas fallen lassen, kehrte in die Nähe ihrer eigenen Hütte zurück und trällerte dabei ein Lied vor sich hin. Vor der Hütte bückte sie sich, als höbe sie etwas auf, und eilte dann wieder fort und auf einem Umweg zum Ufer. Beim Kanoe fand sie Juni, die ihr nochmals wiederholte: „Blockhaus gut!" und dann ebenso geräuschlos über das Wasser zurückglitt, wie sie gekommen war. Mabel wartete noch eine Weile, um vielleicht noch ein Signal zu erhalten, aber keines kam. Die umliegenden Inseln waren so still, als ob niemand je ihre Ruhe gestört hätte.

Als Mabel zurückschritt, fiel ihr etwas auf, was sie unter gewöhnlichen Umständen unbeachtet gelassen hätte. Von dem Zweig eines kleinen Baumes flatterte ein Stückchen roten Flaggentuchs, wie es auf Schiffen verwendet wird. Nun, da Mabels Furcht einmal erweckt war, war auch ihr ganzer Scharfsinn wach geworden. Sie sah sogleich, daß das Tuch von einer benachbarten Insel gesehen werden konnte; es konnte leicht ein Signal sein, das denen, die im Hinterhalt lagen, eine Mitteilung machte. Für alle Fälle riß sie es vom Baum, dann eilte sie weiter, ohne zu wissen, was sie tun sollte. Vielleicht war Juni falsch, vielleicht hatte sie selbst das Signal befestigt; aber ihre ganze Art, ihre Blicke, ihre Liebesbeweise sprachen dagegen. Jetzt fiel Mabel die Anspielung auf Pfeilspitzes Bewunderung ein. Sie begann sich mancher Blicke des Tuscarora zu erinnern, und damit kam ihr peinlich zum Bewußtsein, daß die Frau es doch nicht mit der gut meinen konnte, die ihr das Herz ihres Gatten abspenstig machte. In alledem fand sie keine Klarheit; sie wollte nun jedenfalls nach der Hütte eilen, in der die Soldatenfrau wohnte, und beschloß, sie sofort mit sich ins Blockhaus zu nehmen.

„Wohin so schnell, schöne Mabel," rief der Quartiermeister, „und warum so einsam? Der brave Sergeant wird mich nicht sehr manierlich finden, wenn er hört, daß seine Tochter den Vormittag ohne Gesellschaft verbringt, während er doch weiß, daß es mein

glühender Wunsch ist, ihr Gesellschafter und ihr Sklave zu sein vom Anfang des Jahres bis zum Ende."

„Herr Leutnant Muir," sagte Mabel stehenbleibend, „Sie müssen hier Autorität haben. Auf jemanden Ihres Ranges wird der Korporal hören!"

„Das weiß ich nicht," unterbrach Muir, „Kommando ist Kommando, Disziplin Disziplin. Eurem guten Vater würde das durchaus nicht recht sein, wenn ich mich hier einmische und die Lorbeeren zerpflücke, die er hier zu holen gedenkt. Für mich ist es das Klügste, im Dunkel des Privatlebens zu bleiben."

„Ich verstehe, und Sie haben ganz recht, aber Sie könnten den Korporal vielleicht zu seinem eigenen Besten beeinflussen."

„Ist das so sicher?" fragte Muir, „einen Mitmenschen zu seinem eigenen Besten beeinflussen, ist eine der schwersten Aufgaben in der Welt. Das Gegenteil wäre leichter. Aber was wickeln Sie da um Ihre zarten Finger, meine Liebe?"

„Nur ein Stück Tuch, ein Nichts!"

„Ein Nichts? Das ist kein solches Nichts, wie ihr denkt, Jungfer Mabel," sagte der Offizier, indem er ihr das Flaggentuch aus den Händen nahm und es zwischen seinen beiden Händen ausbreitete. Dabei wurde sein Gesicht sehr ernst. „Das habt ihr doch nicht im Frühstück gefunden, Mabel Dunham!"

Mabel erzählte ihm kurz, wo und wie sie das Tuch gefunden hatte. Unruhig glitten die Augen des Quartiermeisters von dem Tuchfetzen zu ihrem Gesicht, von ihrem Gesicht zu dem Tuchfetzen. „Wir sind hier nicht in einem Teil der Welt, in dem wir unsere Flaggen und Putztücher im Wind herumfliegen lassen dürfen," sagte er.

„Das dachte ich auch, Herr Leutnant, und darum nahm ich das Tuch vom Baum, damit es uns nicht verrate. Soll ich es dem Onkel sagen?"

„Das ist nicht gerade nötig, schöne Mabel. Der brave alte Seemann redet zu viel über die Dinge. Aber auch diese Flagge gehört zu einem Schiff, ja, sie erinnert mich in erstaunlichem Grad an die Flagge des Scud, ja, ich erinnere mich gesehen zu haben, daß an der Flagge dort ein Stück fehlte."

Wieder fühlte Mabel, als ob jemand ihr Herz zusammenpreßte.

„Die Sache muß untersucht werden," fuhr Muir fort, „und ich werde vielleicht doch mit Meister Cap darüber reden."

„Ich habe es so ernst genommen," erwiderte Mabel, „daß ich mit der Frau ins Blockhaus übersiedeln werde."

„Das halte ich nicht für klug, Mabel. Das Blockhaus wäre der erste Ort, den die Feinde angreifen, wenn sie uns überfallen. Ich würde euch immer raten, ins Boot zu flüchten. Bei diesen vielen Kanälen ist Flucht leicht. Wasser läßt keine Spur, wie der Pfadfinder so richtig sagt; ja, ich bin immer der Meinung gewesen, daß Lundie zu viel gewagt hat, als er einen so vorgeschobenen Posten besetzen ließ."

„Das Bedauern kommt jetzt zu spät, Herr Leutnant. Jetzt müssen wir an unsere Sicherheit denken."

„Und an die Ehre, Jungfer Mabel, an den Waffenruhm Seiner Majestät. Das darf nie vergessen werden."

„Eben darum glaub' ich am besten, wir nützen den Platz aus, der dafür gebaut wurde, ihn zu behaupten," sagte Mabel lachend. „Ich, Herr Leutnant, bin für das Blockhaus, und werde dort die Rückkehr meines Vaters erwarten. Er würde sehr betrübt sein, wenn wir inzwischen geflohen und nicht unserer Pflicht treu geblieben wären."

„Um Himmelswillen, Mabel, mißverstehe mich nicht! Ich wollte durchaus nicht sagen, daß jemand anders als ihr Frauen ins Boot fliehen solltet. Die Pflicht, die wir Männer haben, ist klar."

„Und glauben Sie wirklich, Herr Leutnant, daß zwei Frauen in dem schweren Boot so schnell rudern können, daß sie den Rindenkanoes der Indianer entkommen?"

„Da habt ihr wieder recht, schöne Mabel! Ach, die Liebe ist selten logisch! Aber ihr werdet mir keinen Vorwurf daraus machen, liebliches und grausames Geschöpf, daß ich aus Sorge um euch unlogisch werde!"

Mabel hatte jetzt keine Lust, Liebesreden anzuhören, die ihr im vergnügtesten und ruhigsten Augenblick lästig gewesen wären. Sie knixte und wollte davoneilen, als Muir die Hand auf ihren Arm legte.

„Noch ein Wort, Mabel," sagte er, „das Stück Tuch da mag ein Zufall sein oder auch nicht. Wäre es nicht vielleicht am besten, es wieder an den Baum zu binden und sorgfältig auszusehen, ob ein Antwortsignal kommt? Wenn keins kommt, hat es wohl nichts zu bedeuten."

„Und wenn es etwas zu bedeuten hat, kann es uns zugrunde richten! Übrigens müssen Sie das am besten verstehen, Herr Leutnant."

Damit lief sie davon, ohne weiter zu hören. Der Quartiermeister blieb stehen und sah ihrer enteilenden Gestalt nach; dann sah er auf das Stück Tuch, das er noch immer unentschieden in Händen hielt. Aber seine Unentschiedenheit dauerte nicht lange; er schritt auf die nächste Eiche zu und befestigte das Tuch wieder an einem ihrer Zweige.

Einundzwanzigstes Kapitel

Es schien Mabel höchst sonderbar, daß alle so ruhig waren, während sie fühlte, daß Leben und Tod über ihnen schwebten. Und sie fühlte eine furchtbare Verantwortung. Sie konnte die andern nicht gut warnen, ohne Junitau zu verraten; sie mußte mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen. Sie hieß die Soldatenfrau alles Nötige ins Blockhaus bringen und den ganzen Tag in der Nähe bleiben. Die Frau, obwohl eine tüchtige Schottin, hatte genug von den Grausamkeiten der Indianer gehört, so daß Mabel ihr leicht Angst machen konnte. Nun beschloß sie, vor den Soldaten einige Anspielungen zu machen. Zum Unglück konnte sie damit an keinen ungeeigneteren Mann kommen als an Korporal McNab. Entschlossen, eifrig und pünktlich im Dienst, ein ausgezeichneter Soldat, hatte er gleichzeitig die tiefste Verachtung für die Amerikaner, war äußerst eigensinnig und hielt die britischen Inseln und speziell Schottland für den Mittelpunkt der Welt und die Heimat aller Vortrefflichkeit. Er war just ein Typus jener Leute, die England damals in die Kolonien schickte; General Braddock war auf seiner Stufe nicht anders.

„Mein Vater hat euch in einer sehr verantwortlichen Stellung gelassen," sagte Mabel zu ihm, „denn wenn die Insel dem Feind in die Hände fällt, dann sind nicht nur wir verloren, sondern auch der Sergeant und seine Leute."

„Dazu braucht man nicht von Schottland bis hierher zu fahren, um das zu wissen," erwiderte McNab grob.

„Ich weiß wohl, ihr versteht das so gut wie ich, Korporal, ich fürchte nur, daß ihr Veteranen, die ihr an Schlachten und Gefahren so gewöhnt seid, vielleicht doch nicht vorsichtig genug seid . . ."

„Man sagt, Schottland ist noch nicht erobert, Jungfer, aber es wird wohl ein Irrtum sein, da wir Schotten solche Schlafmützen sind, daß man über uns herfallen kann, wenn wir's am wenigsten erwarten."

„Guter Freund, ihr mißversteht mich. Einmal rede ich nicht von Schottland, sondern von dieser Insel, dann zweifle ich auch nicht an eurer Wachsamkeit; ich fürchte nur, es gibt Gefahren, gegen die ihr gleichgültig seid, eben weil ihr euch nicht fürchtet."

„Ich bin nur ein armer Schotte, Jungfer Dunham; euer Vater ist ein Yankee, und wenn er hier wäre, würde selbstverständlich alles anders gehen. Ja, ja, es ist eine kuriose Zeit, Ausländer haben Patente und Halbarden in schottischen Regimentern. Kein Wunder, daß alles schief geht."

Mabel war in Verzweiflung. Aber Junis warnende Stimme tönte ihr noch zu lebhaft im Ohr, als daß sie ihre Versuche so schnell aufgegeben hätte. „Ihr habt gewiß ganz recht, Korporal McNab," bemerkte sie, „denn ich habe oft von euren Landsleuten gehört, daß es die größten Helden in der Welt waren . . ."

„Habt ihr die Geschichte von Schottland gelesen, Jungfer Dunham?" fragte der Korporal, und zum erstenmal sah er das hübsche Mädchen mit einem Lächeln an.

„Ich hab ein wenig darüber gelesen, Korporal, aber noch mehr davon gehört. Ich bin von einer Dame erzogen worden, die schottisches Blut in den Adern hatte und gern davon erzählte."

„Der Sergeant hat sich gewiß nicht diese Mühe genommen! Ihm ist das Land, aus dem sein Regiment kommt, ganz gleichgültig!"

„Mein Vater hat an anderes zu denken. Aber von der Dame weiß ich genug."

„Sie hat euch von Wallace erzählt?"

„Von dem hab ich sogar gelesen!"

„Und von Bruce und die Affäre von Bannock-burn?"

„Ja, gewiß, und auch die von Culloden-muir."

Das war ein Fehler. Diese Schlacht war damals noch ein verhältnismäßig neues Ereignis, und Mabel war über ihre Bedeutung nicht sehr genau unterrichtet. Sie wußte nur, daß es ein Sieg gewesen. Unglücklicherweise hatte McNab an jenem traurigen Tag auf der Seite des Prätendenten gefochten, und der Säbel eines deutschen Soldaten, der im Dienst des Hauses Hannover stand, hatte eine tiefe Narbe auf seinem Gesicht hinterlassen. Alles Blut strömte ihm zum Angesicht.

„Was, was?" schrie er geradezu. „Laßt mich in Ruh mit euren Culloden und Sherif-muirs, Jungfer, ihr versteht das nicht! Es wird klüger und bescheidener von euch sein, von eurem eigenen Land und seinen vielen Fehlern zu sprechen. König Georg hat gewiß loyale Untertanen in den Kolonien, aber es wird lange dauern, ehe er etwas Gutes von ihnen hört!"

Mabel war äußerst überrascht über den Zorn des Korporals, denn sie hatte nicht die geringste Ahnung, wo ihn der Schuh drückte; aber sie wollte nicht locker lassen.

„Ich habe immer gehört," sagte sie, „daß die Schotten zwei gute Eigenschaften hätten, Mut und Umsicht, und ich bin überzeugt, die hat auch Korporal McNab."

„Fragt euren Vater, Jungfer Dunham, er kennt den Korporal McNab; er ist mein Vorgesetzter, er hat mir mein Zeugnis zu geben."

„Mein Vater hat eine gute Meinung von euch, McNab, sonst würde er euch nicht die Insel übergeben haben, er rechnet auf eure Klugheit. Vor allem soll das Blockhaus geschützt werden . . ."

„Wenn er die Ehre des fünfundfünfzigsten Regiments im Blockhaus verstecken will, so hätte er das Kommando selbst behalten sollen; denn das sag' ich euch, einem Schotten geht es gegen das Blut, davonzulaufen, noch ehe er angegriffen ist. Wir sind Schwertfechter und lieben es, dem Feind von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen. Diese amerikanischen Moden, die werden noch die ganze Reputation der Königlichen Armee zerstören, und jedenfalls verderben sie die Courage!"

„Jeder echte Soldat ist vorsichtig. Selbst Major Duncan . . ."

„Lundie hat seine Schwächen, und mit all der amerikanischen Schießerei hinter den Bäumen vergißt er die Heiden und das schottische Schwert. Nehmt das Wort eines alten Soldaten, Jungfer Mabel, der heut in seinem sechsundfünfzigsten Jahr steht, all diese Gefahren im Indianerkrieg sind nur amerikanische Einbildungen. Eure Amerikaner, die sehen heute schon einen Wilden in jedem Busch. Wir Schotten kommen aus einer nackten Gegend, in der es keine Deckung gibt; darum lieben wir das nicht, und ihr werdet sehen, Jungfer Dunham . . ."

Der Korporal machte einen Sprung in die Luft, fiel auf sein Gesicht und rollte dann auf den Rücken — so plötzlich war dies geschehen, daß Mabel den scharfen Knall der Büchse kaum gehört hatte, die ihm eine Kugel durch den Leib gejagt hatte. Mabel stieß keinen Schrei aus, sie zitterte nicht einmal; es war zu plötzlich geschehen, sie bückte sich nur über den gefallenen Mann, dessen Gesicht verriet, daß er begriff, was geschehen war.

„Geht ins Blockhaus, so schnell wie möglich," flüsterte er, als Mabel sich über ihn beugte.

Jetzt erst wurde sie sich ihrer Lage bewußt. Sie warf einen raschen Blick auf den Körper zu ihren Füßen und sah, daß das Leben aus ihm entflohen war. Es war nur wenige Minuten bis zum Blockhaus, aber als Mabel die Türe erreichte, wurde sie heftig vor ihrem Gesicht zugeschlagen, und zwar von Jennie, der Soldatenfrau, die in blindem Schrecken ins Blockhaus gestürzt war. Fünf oder sechs Schüsse krachten, während Mabel um Einlaß rief, und schon vor Schrecken konnte die Frau drinnen die Stangen nicht so rasch zurückschieben. Endlich gab die Türe widerstrebend ihrem Druck nach, und sie konnte gerade noch ihren schlanken Körper durch die Öffnung zwängen. Ihr Herz pochte noch stürmisch, aber sie hatte nun wenigstens ihre Besinnung wiedergewonnen und gab den krampfhaften Versuchen der Frau, die Tür wieder zu schließen, nicht nach, sondern hielt sie offen, um ihre Freunde einzulassen, wenn sie Schutz suchten; erst als niemand kam, ließ sie zuschließen. Aber sie schob nur eine einzige Stange vor und befahl Jennie, auch diese sofort zu öffnen, falls ein Engländer Einlaß begehrte. Dann stieg sie die Leiter zum oberen Stockwerk empor, wo sie durch die Schießlöcher, soweit es die Büsche erlaubten, auf die Insel hinaussehen konnte.

Zu ihrem großen Staunen konnte sie keine lebendige Seele erblicken, weder Freund noch Feind. Weder ein Franzose noch ein Indianer war zu sehen, nur ein schmales, weißes Wölkchen, das im Wind verschwebte, sagte ihr, in welcher Richtung sie sie zu suchen hatte. Die Schüsse waren aus der Richtung der gleichen Insel gekommen, von der auch Juni gekommen war, aber ob der Feind auf dieser Insel war oder schon gelandet hatte, konnte sie nicht erkennen. Erst als sie zu der Schießscharte kam, von der sie die Stelle übersehen konnte, wo McNab lag, erstarrte ihr Blut, als sie alle drei Soldaten leblos neben ihm liegen sah. Sie waren beim ersten Alarm herbeigestürzt und gleichzeitig von dem unsichtbaren Feind niedergestreckt worden.

Weder Cap noch der Leutnant Muir waren irgendwo zu erblicken. Vergeblich blickte Mabel durch alle Öffnungen, vergeblich stieg sie zum Bodenraum hinauf, von dem sie die ganze Insel überblicken konnte: nirgends sah sie, was sie zu sehen fürchtete: den Körper ihres Onkels im Grase ausgestreckt. Die Insel lag still da wie das Grab, und die toten Leiber der Soldaten ließen ihren Anblick ebenso furchtbar wie seltsam erscheinen.

„Beim heiligen Gott, Jungfer Mabel," rief die Frau von unten, „beim heiligen Gott, sagt mir, ob noch jemand von unsern Freunden am Leben ist! Ich glaube, ich höre Stöhnen, das immer schwächer wird! Sie werden sie alle erschlagen. Könnt ihr etwas von Sandy sehen, Jungfer Mabel? Wenn ich ihn nur wissen lassen könnte, daß ich in Sicherheit bin! Der gute Mann würde ruhiger sein, ob er nun frei ist oder gefangen".

Sandy war Jennies Mann und lag tot in der Mitte der Insel.

„So sagt mir doch, ob ihr Sandy seht!" rief das Weib ungeduldig von unten.

„Ich sehe einige Leute um den Leichnam McNabs!" war die Antwort, die Mabel zu geben wagte.

„Ist Sandy unter ihnen?" fragte die Frau, mit zum Erschrecken heiserer und heftiger Stimme.

„Wahrscheinlich, gewiß, denn ich sehe eins, zwei, drei, vier, alle in den Scharlachröcken des Regiments!"

„Sandy," rief die Frau wild, „warum denkst du nicht an dich, Sandy? Komm augenblicklich hierher, Mann, laß jetzt deine dumme Disziplin und deine dumme Ehre! Sandy, Sandy!"

Mabel hörte die Stange zurückschieben und die Tür in den Angeln knarren. Erwartung und Schrecken hielt sie an der Schießscharte gefesselt, und schon sah sie Jennie durch die Büsche eilen, gerade auf die Toten zu. In einem Augenblick war sie an der Stelle, aber sie mußte sich in irgendeiner halb verrückten Täuschung befinden. Mabel sah, wie sie ihren Mann an der Hand faßte, die vermutlich noch warm war. „Spiel doch nicht ums Leben, Sandy," schrie sie, „diese verfluchten Indianer werden euch noch alle ermorden, vorwärts, es ist keine Zeit zu verlieren."

In ihrer Verzweiflung zog sie am Arm ihres Gatten, so daß sein Kopf sich ihr zuzehrte und sie die kleine Öffnung in der Schläfe sah, aus der ein paar Blutstropfen hervorquollen. Da schlug sie die Hände zusammen, stieß einen furchtbaren Schrei aus und fiel der Länge nach über den Leichnam des Soldaten hin. Aber wie schrecklich und herzzerreißend der Schrei der Frau auch gewesen war, er war doch Melodie gegen den, der darauf folgte. Das Kriegsgeheul erscholl aus allen Büschen, und zwanzig Wilde, scheußlich anzusehen in ihrer Bemalung, stürzten hervor, Pfeilspitze voran; sein Toma-

hawk zerschmetterte den Schädel der ohnmächtigen Jennie, und ihr rauchendes Haar hing an seinem Gürtel, kaum zwei Minuten, nachdem sie das Blockhaus verlassen hatte. Im nächsten Augenblick glichen McNab und seine Soldaten nicht mehr Leuten, die ruhig schlummerten, sondern lagen in ihrem Blut, verstümmelte Leichen.

All dies war in weniger Zeit geschehen, als man es erzählen kann. Mabel stand regungslos, erstarrt, an der Öffnung und sah den schrecklichen Vorgängen zu. Aber jetzt, wo die Stelle, auf der die Leute gefallen waren, von jauchzenden Wilden bedeckt war, fiel ihr ein, daß Jennie die Türe offen gelassen. Ihr Herz schlug heftig und sie sprang nach der Leiter. Ihr Fuß hatte noch nicht den Boden des zweiten Stockwerks erreicht, als sie die Türe schon in ihren Angeln knarren hörte. Sie hielt sich für verloren, sank auf die Knie und wollte beten. Aber der Instinkt des Lebens war zu stark, sie lauschte in Todesangst auf jeden Ton von unten, und sie hörte, wie eine der drei Stangen nach der andern vorgeschoben wurde. Einen Augenblick glaubte sie, ihr Onkel müsse gekommen sein; aber sogleich bedachte sie, daß es auch ein Indianer sein konnte, der ungestört plündern wollte. Die Stille unten war zu tief, Cap wäre lauter gewesen. Mabel wagte nicht, sich zu rühren; zwei Minuten vergingen in tiefster Stille, und sie stand immer noch am Fuß der oberen Leiter, die Augen auf die Öffnung geheftet, die zur unteren führte, da sie jeden Augenblick den schrecklichen Anblick eines Indianergesichts auftauchen zu sehen erwartete. Diese Vorstellung wurde so heftig, daß sie unerträglich wurde und sie sich nach einem Versteck umsah. Mehrere große Fässer standen im Raum, und Mabel kroch hinter sie, jedoch so, daß sie zwischen ihnen nach der Öffnung im Boden sehen konnte. Wieder versuchte sie zu beten, aber es war unmöglich. Jetzt hörte sie ein leises Geräusch, als ob jemand mit äußerster Vorsicht die untere Leiter emporstiege, jetzt ein Knarren . . . das war zweifellos eine Sprosse. Es war einer jener Augenblicke, in denen man Jahre zu durchleben meint. Leben, Tod, Ewigkeit und heftigster körperlicher Schmerz, alles das sah sie vor sich, empfand sie; niemals in ihrem kurzen Leben hatte sie schärfer gehört, klarer gesehen, lebhafter gefühlt. Ihre Ohren sagten ihr, daß jemand nur noch wenige Zoll unter der Öffnung sein mußte, jetzt sah sie den dunklen Kopf eines Indianers langsam durch die Öffnung auftauchen, jetzt die braune Haut und die wilden Züge, bis das ganze schwärzliche Gesicht über dem Fußboden sich befand. So von oben gesehen sah es noch schauerlicher aus, als sie zuerst die schwarzen, umherschweifenden Augen und den wilden Ausdruck sah, während der Kopf sich Zoll um Zoll höher hob; aber nun sagte ihr ein zweiter Blick, daß sie das besorgte, sanfte, ja hübsche Gesicht Junis vor sich hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Es wäre schwer zu sagen gewesen, welche der beiden Frauen beglückter war, als Mabel aufsprang und in der Mitte des Zimmers erschien. Sie fielen einander in die Arme, und die Tuscarorafrau lachte ihr süßes Lachen, als sie Mabel immer wieder streichelte und sich von ihrer Gegenwart vergewisserte.

„Blockhaus gut!" rief sie, „kriegen nicht Skalp."

„Es ist wahrhaftig gut, Juni," antwortete Mabel und schloß schaudernd ihre Augen. „Aber, sag' mir um Gotteswillen, weißt du, was aus meinem Onkel geworden ist?"

„Nicht hier in Blockhaus?" fragte Juni neugierig.

„Nein, ich bin ganz allein hier. Jennie, die Frau, war mit mir, die eilte aber hinaus nach ihrem Mann und kam dabei um."

„Juni wissen, Juni sehen. Sehr schlecht; Pfeilspitze nicht fühlen für Frau, auch nicht für eigene Frau."

„Ach Juni, du bist wenigstens sicher."

„Weiß nicht — Pfeilspitze töten mich, wenn wissen alles."

„Gott wird dich schützen, Juni, zum Lohn für das, was du getan hast. Aber was soll ich nur tun, und wie finde ich den Onkel!"

„Weiß nicht, Salzwasser Boot, vielleicht gehen auf Fluß."

„Das Boot liegt noch am Strand, aber weder der Onkel noch der Quartiermeister sind irgendwo zu sehen."

„Töten nicht, Juni müssen sehen. Verstecken. Rote Mann verstecken. Keine Schande."

„Ach, ich fürchte nicht die Schande für sie, aber wo hatten sie Zeit? Das war ein furchtbar plötzlicher Angriff."

„Tuscarora," erwiderte die andere mit triumphierendem Lächeln, „Pfeilspitze große Krieger."

„Du bist zu gut und sanft dafür, Juni, dich kann das nicht glücklich machen."

Junis Gesicht wurde düster, und sie antwortete heftig: „Jengies zu gierig — nehmen alle Jagdgründe — jagen sechs Stämmen von Morgen bis Nacht — böse König, böse Volk, Bleichgesicht sehr schlecht."

Mabel fühlte die Gerechtigkeit der Anklage zu sehr, als daß sie etwas erwidert hätte. „Was soll ich tun, Juni?" fragte sie, „bald werden eure Leute das Blockhaus stürmen."

„Blockhaus gut, kriegen nicht Skalp."

„Aber sie werden bald entdecken, daß keine Besatzung da ist, sie wissen vielleicht . ."

„Pfeilspitze wissen," antwortete Juni, sechs Finger in die Höhe haltend, „alle rote Mann wissen. Vier schon verlieren Skalp, zwei noch haben."

„Sprich nichts davon, Juni, es ist zu schrecklich. Deine Leute glauben vielelicht, daß mein Onkel und der Quartiermeister auch hier sind, und vielleicht werden sie das Haus anzünden . . ."

„Nicht brennen Blockhaus," sagte Juni ruhig, „Blockhaus naß, viel Regen, grüne Holz — nicht brennen leicht. Rote Mann wissen. Dann nicht brennen, daß Jengies wissen, Irokesen da. Vater kommen zurück. Indianer zu schlau, — nicht rühren."

„Weißt du etwas von meinem Vater, Juni? Ist er am Ende schon tot oder gefangen?"

„Nicht wissen, wo Vater. Wasser keine Spuren — rote Mann nicht können folgen. Nicht brennen Blockhaus — Blockhaus gut — nicht kriegen Skalp."

„So glaubst du, ich kann sicher hier bleiben, bis mein Vater zurückkommt?"

„Weiß nicht — Tochter sagen, wann Vater kommen zurück." Unter Junis forschenden Blicken kam Mabel der unbehagliche Gedanke, daß diese vielleicht etwas herauszubekommen suchte, was sie ihren Leuten mitteilen wollte. Sie wollte eben eine ausweichende Antwort geben, als ein schwerer Schlag an die Türe sie aufstörte.

„Sie kommen!" rief sie. „Vielleicht, Juni, ist es der Onkel oder der Quartiermeister. In dieser Lage kann ich nicht einmal den aussperren!"

„Warum nicht schauen? Viel Schießloch — gemacht zu das."

Mabel ging zu einer der Schießscharten und hob vorsichtig den kleinen Holzblock empor, der darüber hing und sie von innen verschloß und blickte hinaus. Der Schrecken in ihrem Gesicht verriet der Indianerin, daß ihre eigenen Leute draußen sein mußten.

„Rote Mann?" fragte Juni und hob warnend einen Finger.

„Vier. Sie sehen schrecklich aus, Pfeilspitze ist darunter."

Juni war bereits in eine Ecke getreten, in der mehrere Büchsen im Vorrat lagen, und hatte bereits eine davon ergriffen, als der Name ihres Mannes sie zögern machte. Aber nur für einen Augenblick, dann schob sie die Mündung des Gewehres durch die Schießscharte. Mabel ergriff ihren Arm.

„Nein, nein, Juni, nicht deinen Mann!"

„Nicht schießen Pfeilspitze," erwiderte Juni, „niemand schießen. Nur schrecken."

Mabel begriff; Juni hatte die Mündung durch die Schießscharte geschoben, absichtlich möglichst geräuschvoll den Hahn gespannt und drückte jetzt los.

„Du wolltest ja nicht schießen, Juni! Wenn du deinen Mann getroffen hättest!"

„Alle laufen davon, bevor schießen," erwiderte Juni lachend. „Alle versteckt. Glauben, Salzwasser hier. Geben gut acht jetzt."

„Gott sei Dank! Jetzt, Juni, laß mich beten. Ich will nicht sterben wie Jennie, alle Gedanken noch auf die Welt gerichtet."

Juni legte das Gewehr weg und setzte sich in der Nähe der Kiste nieder, auf die Mabel erschöpft hingesunken war. Sie sah Mabel scharf an. „Pfeilspitze große Krieger," sagte sie, „alle Weiber in Stamm sehen viel auf ihn. Schöne Bleichgesicht haben auch Augen?"

„Was willst du damit sagen, Juni?"

„Warum du so fürchten, Juni schießen Pfeilspitze?"

„Weil es schrecklich wäre, wenn eine Frau ihren eigenen Mann erschießt! Da will ich lieber selber sterben."

„Ganz gewiß das?"

„Ja, ganz gewiß ist es nur das, so wahr Gott mein Richter ist. Was glaubst du denn sonst?"

„Weiß nicht. Arme Tuscaroorafrau sehr dumm. Pfeilspitze große Häuptling. Große Häuptling viele Frauen. Sprechen von schöne Bleichgesicht in Schlaf."

„Kann ein Häuptling bei euch mehr als eine Frau haben, Juni?"

„Haben soviel er kann — große Jäger heiraten oft. Pfeilspitze haben jetzt nur Juni; aber er zuviel schauen — und zuviel reden von Bleichgesichtfrau."

„Du wirst mich nicht verraten, Juni," sagte Mabel, die Hand der Indianerin drückend, „du wirst mich nicht an den Tomahawk liefern!"

„Kein Tomahawk rühren dich. Pfeilspitze nicht lassen. Wenn Juni müssen haben Schwesterfrau, gern haben dich."

„Nein, Juni, das kann nicht sein, das ist gegen meine Religion, und ich kann's und will's auch nicht. Aber wenn ich überhaupt die Frau eines Indianers werden könnte, dann würde ich dir doch nicht deinen Mann wegnehmen und nicht deinen Platz an deinem Wigwam nehmen."

Juni antwortete nicht, aber sie blickte erfreut, ja dankbar. Andere Nebenbuhlerinnen fürchtete sie nicht. Endlich sagte sie: „Juni traurig, daß Lilie nicht heiraten Pfeilspitze. Seine Wigwam groß, große Häuptling muß haben viel Frauen."

„Danke für die Ehre, Juni, aber wir weißen Frauen haben andere Sitten," sagte Mabel lachend. „Ach, könnt' ich nur irgendwie erfahren, ob mein Onkel am Leben ist."

„Juni gehen sehen."

„Kannst du, willst du? Ist es nicht gefährlich für dich? Was werden die Krieger sagen, wenn sie dich sehen?"

Juni erklärte ihr, daß Pfeilspitze von ihrer Anwesenheit wußte, ja, daß er sie selbst geschickt hatte, Mabel zu warnen. Sie stiegen nun zunächst zu den oberen Schießscharten hinauf, um Ausschau zu halten. Sie fanden, daß die Indianer die Vorräte der Engländer geplündert hatten und ein Festmahl vorbereiteten. Die Leichen waren bereits entfernt worden und ihre Waffen zu einem Haufen aufgeschichtet. Sonst hatten sie alles auf der Insel möglichst unverändert gelassen. Juni machte Mabel darauf aufmerksam, daß ein Mann sich in einem Baumgipfel befand und auslugte, wie sie sagte, um nach den heimkehrenden Booten des Sergeanten zu spähen. Jedenfalls verriet kein Zeichen, daß ein unmittelbarer Angriff auf das Blockhaus geplant war.

Nun, sagte Juni, würde sie zu ihren Freunden hinausgehen. Mabel fühlte wieder ein gewisses Mißtrauen, als sie die Leiter hinabstiegen, aber sie drängte es als ungerecht zurück. Mit äußerster Vorsicht wurde die Stange zurückgeschoben und die Türe gerade weit genug geöffnet, daß Juni hinausgleiten konnte. Dann verschloß Mabel die Türe wieder krampfhaft, und ihr Herz schlug hörbar, als sie die Stange vorschob. Als alle drei Stangen vorgelegt waren, stieg sie wieder ins erste Stockwerk hinauf, um auszuspähen.

Lange, traurige Stunden vergingen nun. Sie hörte das Geheul der Wilden, die der Genuß geistiger Getränke alle Vorsicht vergessen ließ; von Zeit zu Zeit konnte sie durch die Schießscharten ihre wahnsinnigen Orgien sehen. Gegen Mittag bildete sie sich ein, einen weißen Mann auf der Insel zu sehen, obschon er so seltsam bekleidet war und so wild aussah, daß sie ihn zunächst nur für einen andern Wilden hielt. Indes, ein Blick auf sein Gesicht, so dunkel und sonnverbrannt es war, zeigte ihr, daß sie recht hatte, und dies gab ihr ein wenig Hoffnung auf Schutz in der letzten Not. Der Tag schien einen Monat zu währen; wenn sie nicht durch die Schießscharten sah, dann betete sie; aber oft malte sie sich in Gedanken alle Schrecken aus, die sie bedrohten, und Pfeilspitzes Bewunderung war nicht der geringsten einer. Sie wußte wohl, daß die Indianer die Gefangenen, die sie nicht töteten, in ihre Dörfer zu schleppen pflegten, und manche weiße

Frau hatte ihr Leben in den Wigwams beschließen müssen. So oft ihr das einfiel, sank sie wieder auf die Knie und betete.

Solange es Tag war, war ihre Lage ängstlich genug; aber als die Schatten des Abends sich über die Insel senkten, wurde sie fürchterlich. Die Wilden waren jetzt bis zur Raserei berauscht, und ihr Geschrei und ihre Gebärden waren die von Menschen, die von bösen Geistern besessen sind. Alle Versuche des vermutlichen Franzosen, sie zu irgendwelcher Zurückhaltung zu bewegen, waren fruchtlos; er hatte sich schließlich selbst weislich aus der Nähe der gefährlichen Freunde zurückgezogen. Vorher jedoch hatte Mabel gesehen, wie er das Feuer austrat. Ja, sie sah, wie er die Waffen zu entfernen suchte, aber die Krieger hatten ihre Messer und Tomahawks nicht hergegeben. Auch Pfeilspitze hatte sich zurückgezogen und sich vermutlich in irgendeiner Hütte zum Schlafen ausgestreckt.

Die Indianer aber wurden unterdessen immer wahnsinniger, und plötzlich sprangen sie heulend auf und liefen nach dem Blockhaus. Zuerst rüttelten sie alle an der Türe, aber die soliden Balken gaben nicht nach. Mabel aber, die nicht wußte, wie fest sie waren, sank drinnen zitternd zu Boden. Als sie endlich merkte, daß die Türe widerstand, als wäre sie aus Stein gewesen, und daß draußen ein wenig Ruhe ward, näherte sie sich vorsichtig einer Schießscharte und sah hinaus. Sie fand, daß zwei oder drei der Irokesen zum Feuer zurückgekehrt waren und in der Asche suchten, bis sie ein paar winzige, noch glühende Kohlen gefunden hatten. Auf diese warfen sie trockene Blätter, die sie nach vieler Mühe zum Aufflammen brachten, und dann Reisig. Vor der Tür des Blockhauses schütteten sie gleichfalls Reisig auf, bald zuckte die Flamme von Zweig zu Zweig, bis der ganze Haufen lichterloh brannte und die Flamme so hoch emporschoß, daß Mabel sich zurückziehen mußte. Sofort schoß ein gespaltener Feuerstrom durch die Öffnung herein, deren Deckel sie offen gelassen, und erleuchtete das rauhe Gemach, in dem die Verzweifelte stand. Sie schloß die Augen, und als sie sie wieder öffnete, sah sie, daß die Flamme nicht länger hereinflackerte, sondern daß das Holz der Öffnung selbst Feuer gefangen hatte, und daß der Luftstrom die kleinen Flammen ins Innere des Zimmers sog. Eine Wassertonne stand in der Ecke, und mehr in blindem Trieb als aus Nachdenken füllte Mabel irgendein Gefäß und goß es mit zitternden Händen auf die Flamme. Der Rauch gestattete ihr nicht sogleich hinabzusehen; als sie es endlich konnte, schlug ihr Herz hoch vor Entzücken, denn der brennende Reisighaufen unten war zerstreut, und oben die Balken rauchten noch, brannten aber nicht länger.

„Wer ist da?“ fragte Mabel durch die Schießscharte.

Ein leichter Fußtritt ward unten hörbar, und dann folgte ein leises Klopfen. „Wer will herein? Seid ihr es, Onkel? Lieber Onkel!“

„Salzwasser nicht da. Machen auf schnell, will hinein.“

Nie war Mabels Schritt leichter gewesen, als wie sie jetzt die Leiter hinabstieg und die Stangen entfernte. Ihr erster Impuls war, ins Freie zu stürzen und das schreckliche Blockhaus zu verlassen. Aber Juni stieß sie zurück, trat selbst ein und legte die Stangen gelassen wieder vor.

„Gott segne dich, Juni, du bist wirklich mein Schutzengel!“

„Nicht so fest drücken,“ antwortete die Tuscarora. „Bleichgesichtfrau ganz weinen oder ganz lachen. Lassen Juni Tür festmachen.“

Mabel wurde vernünftiger, und bald saßen beide wieder Hand in Hand im oberen Raum.

„Nun sag mir, Juni, hast du meinen Onkel gesehen?“

„Weiß nicht, niemand sehen, niemand hören, niemand wissen. Salzwasser laufen in Fluß, niemand finden ihn. Quartiermeister auch fort. Sehen und sehen und sehen, aber nicht sehen. Ihn, — andere — nirgend!“

„Gott sei Dank, dann sind sie entkommen, wenn ich auch nicht weiß, wie. War nicht ein Franzose auf der Insel, Juni?“

„Ja; französische Hauptmann kommen, aber wieder gehen. Viele Indianer da.“

„O Juni, was kann man tun, daß mein Vater ihnen nicht in die Hände fällt?“

„Weiß nicht; Krieger warten versteckt. Jengies müssen verlieren Skalp.“

„Juni, wenn du für die Tochter soviel getan hast, wirst du auch dem Vater helfen!“

„Weiß nicht Vater — nicht lieben Vater — Juni helfen eigene Stamm, helfen Pfeilspitze; Mann lieben Skalp.“

„Juni, du kannst doch nicht wollen, daß unsere Leute ermordet werden!“

Juni richtete die dunklen Augen ruhig auf Mabel und fragte: „Lilie Jengiesmädel?“

„Ja, und als Jengiesmädchen will ich nicht, daß meine Landsleute erschlagen werden.“

„Sehr gut, wenn kann. Juni nicht Jengies; Juni Tuscarora — haben Tuscaroramann — Tuscaroraherz — ganz Tuscarora. Lilie nicht laufen und sagen Franzosen, daß Vater kommen.“

„Nein, vielleicht nicht,“ erwiderte Mabel, verwirrt mit der Hand an den Kopf greifend. „Aber warum hast du dann mich gerettet, wenn du nur als Tuscarora fühlst?“

„Nicht nur Tuscarora — fühlen Squaw. Lieben schöne Lilie und legen in Brust.“

Mabel begann zu weinen und drückte die Indianerin ans Herz. „Sag' mir das Schlimmste, Juni! Was wollen deine Leute morgen tun?“

„Weiß nicht — fürchten fragen; glauben verstecken, bis Jengies kommen zurück.“

„Werden sie nichts gegen das Blockhaus unternehmen?“

„Zu viel Rum. Pfeilspitze schlafen oder nicht wagen; französische Hauptmann fort oder nicht wagen. Alle gehen schlafen jetzt.“

„Und du glaubst, ich bin vorläufig sicher?“

„Zu viel Rum. Wenn Lilie wie Juni, können viel tun für eigene Volk.“

„Was kann ich für meine Leute tun, Juni? Ich fürchte mich nicht.“

„Nein, nein, nicht haben Herz, und wenn haben, Juni nicht lassen. Juni Mutter gefangen einmal und Krieger trinken; Mutter alle erschlagen mit Tomahawk. So rote Frauen tun, wenn Leute in Gefahr und wollen Skalp.“

„Du hast recht,“ erwiderte Mabel schaudernd, „das kann ich nicht tun, ich kann es und will es auch nicht.“

„Auch denken das; dann bleiben, wo sein — Blockhaus gut — nicht kriegen Skalp. Alle still, trinken Rum, bis fallen Kopf und schlafen wie Holz.“

„Höre, Juni, es sind ja Kanoes auf der Insel, vielleicht könnte ich jetzt in eins und davonfahren, den Vater warnen.“

„Wissen, wie rudern?“ fragte Juni.

„Nicht so gut wie du vielleicht, aber gut genug, um zu entkommen.“

„Was tun, nicht können rudern sechs — zehn — acht Meilen —“

„Ich weiß nicht. Den Vater zu warnen, könnt' ich viel tun, und den braven Pfadfinder und die andern alle.“

„Lieben Pfadfinder?“

„Alle lieben ihn, die ihn kennen; du würdest ihn auch lieben, wenn du wüßtest, wie sein Herz ist."

„Gar nicht lieben ihn. Zu gute Büchse — zu gute Auge — zu viel schießen Irokesen, Leute von Juni. Seine Skalp kriegen, wenn kann."

„Und ich muß ihn retten, wenn ich kann, Juni. Darin sind wir Gegner. Sowie alle schlafen, gehe ich ins Kanoe und fahre fort."

„Nicht kann. Juni nicht lassen. Rufen Pfeilspitze."

„Juni, du wirst mich doch nicht verraten, nachdem du so viel für mich getan hast!"

„Gerade so," erwiderte Juni, „laut rufen Pfeilspitze. Ein Ruf von Frau, Krieger wachen auf. Juni nicht lassen Lilie helfen Feind — nicht lassen Indianer töten Lilie."

„Ich verstehe, Juni, du hast vielleicht recht. Aber wenn mein Onkel bei Nacht kommt und herein will, wirst du mich ihm doch die Türe öffnen lassen?"

„Ja gewiß; Juni nicht hassen Salzwasser. Aber Salzwasser so gut versteckt, selber nicht wissen, wo sein." Damit lachte Juni in ihrer mädchenhaften Weise. Nun sprachen beide noch lange; Mabel suchte mehr zu erfahren, Juni antwortete einfach, aber vorsichtig. Mabel erfuhr, daß Pfeilspitze schon seit langem mit den Franzosen in Verbindung stand und es nun nicht länger zu verheimlichen beabsichtigte. Beide, Mann und Frau, hatten die Abfahrt des Scud beobachtet, als sie von dem Kutter eingeholt und gefangen wurden. Die Franzosen hatten ihre Informationen über die genaue Lage der Insel erst in der allerletzten Zeit erhalten, und Mabel fühlte einen Stich, als ob ein scharfes Instrument ihr durchs Herz bohren würde, da sie aus Junis Anspielungen entnahm, daß ein Bleichgesicht die Station verraten hatte.

So vergingen die Stunden, bis gegen Morgen die Natur ihr Recht behauptete und Mabel sich bereden ließ, sich auf eines der Strohbetten, die für die Soldaten bereitstanden, niederzulegen. Sie fiel sogleich in tiefen Schlaf. Juni legte sich in ihrer Nähe nieder, und bald herrschte die tiefste Stille im Haus und auf der ganzen Insel.

Als Mabel erwachte, fiel das Sonnenlicht durch die Schießscharten ins Zimmer; der Tag war schon beträchtlich vorgeschritten. Juni lag noch immer in ruhigem Schlaf neben ihr; aber Mabels Bewegungen erweckten die wachsame Indianerin sofort; dann eilten beide an die Schießscharten und blickten hinaus.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Die Ruhe der vergangenen Nacht dauerte auch in den Tag hinein. Obschon Mabel und Juni an jede Schießscharte gingen, nirgends konnten sie ein Zeichen von der Anwesenheit eines lebenden Geschöpfes auf der Insel entdecken. An der Stelle, wo McNab und seine Kameraden gekocht hatten, war auch jetzt ein ersticktes Feuer zu sehen; der Rauch, der von ihm aufstieg, sollte wohl die Abwesenden anlocken; auch die Hütten und alles um sie war wieder in völliger Ordnung. Und unwillkürlich fuhr Mabel zurück, als ihr Auge zuletzt auf eine Gruppe von drei Männern in der scharlachroten Uniform des fünfundfünfzigsten Regiments fiel, die in bequemer Haltung auf dem Rasen saßen, als ob sie in sorgloser Sicherheit miteinander plauderten; und ihr Blut erstarrte, als sie bei schärferem Hinsehen die blutlosen Gesichter und verglasten Augen der Toten sah. Sie waren dem Blockhaus so nahe, daß sie sie zuerst ganz übersehen hatte; in ihrer Haltung und ihren Gebärden lag eine gewisse schauerliche Komik, da ihre Glieder in den verschiedenen Stellungen, die die Indianer ihnen gegeben, langsam wieder starr wurden. Die gräßliche Gruppe war immerhin geschickt genug hergerichtet, daß sie einen nachlässigen Beobachter auf eine Entfernung von hundert Schritt täuschen konnte. Als sie nun noch die Ufer der Insel sorgfältig untersuchten, wies Juni ihr den vierten Soldaten, der mit über den Uferrand zum Wasser hinab hängenden Füßen dasaß, den Rücken an ein Bäumchen gelehnt, eine Angelrute in der Hand. Die skalplosen Köpfe waren mit den Mützen bedeckt und das Blut war sorgfältig von den Gesichtern gewaschen.

Mabel wurde übel; sie mußte sich niedersetzen und bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze, bis ein leiser Ruf Junis sie wieder zu einer Schießscharte trieb. Juni wies ihr den toten Körper Jennies, die scheinbar in der Tür einer Hütte stand, vorgebeugt, als ob sie nach den Männern sähe, während ihr Kopftuch im Winde flatterte und ihre Hand einen Besen hielt. Die Entfernung war zu groß, um die Züge genau zu unterscheiden; aber Mabel bildete sich ein, daß der Mund gewaltsam geöffnet und zu einer Art gräßlichen Lachens verzerrt war.

„Juni," rief sie aus, „das geht über alles, was ich jemals von der Verräterei und der Hinterlist deiner Leute gehört oder für möglich gehalten hätte."

„Tuscarora sehr schlau," sagte Juni in einem Ton, der bewies, daß sie die Sache eher guthieß, als mißbilligte. „Tun Soldaten nicht schlimm jetzt, tun Irokesen gut; kriegen Skalp erst; jetzt machen Leib nützen. Verbrennen später."

Mabel fühlte, daß eine Welt sie von ihrer Freundin trennte; aber Juni merkte nichts davon, sondern ging daran, das Frühstück zu bereiten. Mabel aß nur wenig, ihre Gefährtin mit dem besten Appetit. Dann blieb ihnen wieder Zeit zu denken; aber immer wieder trieb die fieberhafte Unruhe Mabel an die Schießscharten, und immer wieder floh sie in Schauder und Ekel ins Zimmer zurück, bis ein Rauschen der Blätter oder ein Pfeifen des Windes sie wenige Minuten später wieder hinlockte. Es war ein zu selt-

samer und beängstigender Eindruck, auf das verlassene Eiland zu blicken, das nur von den Toten in der Haltung und dem Aufzug Lebendiger bevölkert war.

Den ganzen langen Tag war weder ein Indianer noch ein Franzose zu sehen, und die Nacht senkte sich über die schreckliche und schweigende Maskerade, ohne daß irgend etwas vorgefallen war. Auch die Nacht war ruhig, und Mabel schlief. Für den folgenden Tag war die Rückkehr ihres Vaters angesetzt, und schon am frühen Morgen lief sie eifrig an die Schießlöcher. Immer noch lungerte die furchtbare Gruppe im Gras, der tote Fischer saß noch am Wasser, und aus der Hütte grinste das verzerrte Gesicht Jennies. Aber das Wetter hatte sich verändert. Der Wind blies frisch aus dem Süden, und obschon die Luft milde war, fühlte man doch deutlich, daß sie Sturm verkündete.

„Das wird ganz unerträglich, Juni," sagte Mabel. „Lieber möchte ich den Feind sehen, als noch länger immer auf die Toten schauen."

„Sßst — sie kommen! Juni denken, hören Schrei, wie Kriegerschrei, wenn er nehmen Skalp."

„Was? Noch mehr Schlächterei? Das kann nicht mehr sein!"

„Salzwasser," rief Juni lachend.

„O lieber Onkel, dann lebt er; Gott sei Dank! O Juni, Juni, du wirst ihm doch nichts tun lassen!"

„Juni arme Squaw. Was Krieger denken, wenn sie sagen? Pfeilspitze bringen ihn hier."

Inzwischen war auch Mabel bereits bei einer Schießscharte und sah selbst, wie acht oder zehn Indianer Cap und den Quartiermeister zum Blockhaus herführten. Sie mußten nun wohl wissen, daß kein Mann in dem Gebäude sein konnte. Und Mabel wagte kaum zu atmen, bis sie direkt vor der Türe standen und sie mit Freude sah, daß der französische Offizier unter ihnen war. Sowohl er als Pfeilspitze sprachen nun leise und ernst mit den beiden Gefangenen, worauf der Quartiermeister laut nach ihr zu rufen begann.

„Mabel, schönste Mabel, seht einmal durch eine Schießscharte und habt Mitleid mit uns! Uns droht sofortiger Tod, wenn ihr die Türe nicht öffnet! Habt also Mitleid, sonst werden wir in einer halben Stunde keine Skalps mehr auf den Köpfen tragen!"

„Was soll ich tun, Onkel," rief Mabel hinaus, „sprecht ihr zu mir!"

„Gott sei gelobt!" schrie Cap, „deine liebe Stimme, Magnet, macht mir das Herz leicht; denn ich fürchtete schon, du hättest das Schicksal der armen Jennie geteilt. In den letzten vierundzwanzig Stunden war mir zumut, a's ob eine Tonne Eisenballast in meiner Brust verstaut gewesen wäre. Du fragst mich, was du tun sollst, Kind? Ja, ich weiß dir nicht zu raten! Alles, was ich sagen kann, mein armes Mädel, ist, daß ich den Tag von Herzen verfluche, an dem du oder ich diesen Süßwasserteich erblickt haben."

„Ja, aber Onkel, seid ihr in Gefahr? glaubt ihr, ich soll die Türe öffnen?"

„Ein Rundturn und zwei halbe Schläge geben einen festen Halt; und ich möchte niemandem, der nicht in den Händen dieser Teufel ist, raten, irgendeine Tür zu öffnen, um ihnen in die Hände zu fallen. Der Quartiermeister und ich, wir sind alte Leute, und viel ist an uns nicht gelegen; ob er seine Bücher dieses Jahr oder im nächsten abschließen muß, das kann ihm ziemlich gleichgültig sein! Was mich betrifft, wär ich auf der See, so wüßte ich, was ich tun würde; hier in dieser Wasserwildnis kann ich nur sagen: wär ich hinter einem Bollwerk, so dürfte ein Indianer lange und gut reden, ehe ich hervorkäme."

„Hört nicht auf euren Onkel, schöne Mabel," rief Muir wieder, „er weiß vor Kummer nicht, was er spricht. Wir sind in den Händen äußerst rücksichtsvoller und wohlerzogener Leute und haben nicht viel zu fürchten. Was bisher geschehen, das sind im Krieg regelmäßige Ereignisse. Aber weder Meister Cap noch ich haben Grund, uns über unsere Behandlung zu beklagen, seitdem wir uns dem Häuptling da ergeben haben, der mich geradezu an einen Römer oder Spartaner erinnert; aber freilich, wenn ihr nicht kapituliert, dann können unsere Skalps fallen."

„Ich glaube, es ist klüger, ich halte das Blockhaus, bis das Schicksal der Insel entschieden ist," erwiderte Mabel, „den Feinden kann an mir nichts gelegen sein, und in Anbetracht meines Geschlechts und meiner Jugend bleibe ich lieber hier."

„Mabel, schönste Jungfer Mabel, wenn es sich nur um euch handeln würde, würden wir uns ja alle gern nach euren Wünschen richten; aber diese Herren bilden sich nun ein, daß das Blockhaus für ihre Operationen nützlich ist und wollen es haben. Und angesichts der Lage, in der wir uns befinden, habe ich die Vollmacht benützt, die mir das Patent Seiner Majestät gibt, und eine mündliche Kapitulation abgeschlossen, in der ich mich verpflichtet habe, das Blockhaus und die ganze Insel aufzugeben. Das Kriegsglück ist so, dagegen ist nichts zu machen; öffnet also umgehend die Türe, schöne Mabel, und vertraut euch diesen Herren an, die Schönheit und Tugend im Unglück richtig zu behandeln wissen. Kein Hofmann in Schottland könnte zuvorkommender sein, als der Häuptling hier ist."

„Nicht lassen Blockhaus," flüsterte Juni an Mabels Seite. Blockhaus gut; nicht kriegen Skalp."

Vielleicht hätte Mabel nachgegeben; denn es begann ihr vernünftiger zu scheinen, den Feind durch Nachgiebigkeit milder zu stimmen, anstatt ihn nutzlos zu erbittern; aber Junis Worte ließen sie wieder zögern.

„Noch nicht fangen," flüsterte Juni weiter und drückte kräftig ihre Hand; „lassen sie fangen! nicht fangen — groß sprechen; Juni schon machen."

Infolgedessen begann Mabel in entschlossenerem Ton mit Muir zu verhandeln; denn ihr Onkel schien sich durch völliges Stillschweigen mit seinem Gewissen abzufinden, und so erklärte sie denn, sie werde das Blockhaus nicht aufgeben.

„Ihr vergeßt die Kapitulation, Jungfer Mabel, die Ehre eines Dieners Seiner Majestät steht auf dem Spiel! Und damit die Ehre Seiner Majestät selbst. Ihr werdet wohl wissen, wie fein und empfindlich die militärische Ehre ist."

„Herr Leutnant Muir, ich weiß nur, daß Sie auf dieser Expedition kein Kommando haben und daher auch kein Recht haben können, das Blockhaus zu übergeben; mein Vater hat mir auch oft gesagt, daß ein Gefangener alle seine Rechte verliert, solange er gefangen ist."

„Pure Sophisterei, schöne Mabel, und wahrhaftiger Hochverrat! Sie werden an diesem Entschluß nicht festhalten, wenn Sie nur ein bißchen nachdenken. Dazu ist die Position doch ..."

„Ja — die Position," unterbrach ihn Cap, „Gott verdamme die Position!"

„Nicht hören, was Onkel sagen," rief Juni, „Blockhaus gut, nicht kriegen Skalp."

„Ich bleibe, wo ich bin, Herr Muir, bis ich Nachricht von meinem Vater bekomme, der innerhalb der nächsten zehn Tage zurückkehren muß."

„Ach Mabel, mit dieser List werdet ihr den Feind nicht betrügen; er ist von allen unsern Plänen aufs genaueste unterrichtet, auf Wegen, die uns unverständlich wären, wenn wir nicht einen nur zu begründeten Verdacht hätten; und so weiß er auch, daß

der würdige Sergeant und seine Leute noch heute, ehe die Sonne untergeht, in seiner Gewalt sein werden. Gebt also nach!"

„Herr Leutnant Muir, Sie scheinen über die Stärke des Werks nicht unterrichtet zu sein, und was glauben Sie denn! Sehen Sie einmal bitte nach der Schießscharte da oben!"

Alle Augen richteten sich empor und sahen, wie die Mündung einer Büchse sich vorsichtig durch eine Schießscharte des oberen Stockwerks schob. In weniger als einer Minute hatte jeder Indianer Deckung gesucht; alle waren verschwunden. Der französische Offizier wendete das Auge nicht von dem Rohr, um sich zu vergewissern, daß es nicht auf ihn gerichtet war, und nahm gelassen eine Prise Schnupftabak. Muir und Cap, die nichts zu fürchten hatten, waren an Ort und Stelle geblieben.

„Seid doch klug, schöne Mabel, seid klug", rief der erstere wieder, „und provoziert kein nutzloses Blutvergießen! Wen haben Sie denn in dem Holzturm eingeschlossen, der so blutdürstig ist? Das muß ja reine Hexerei sein!"

„Was haltet ihr vom Pfadfinder, Meister Muir? Ist er nicht eine gute Garnison für einen so starken Posten?" rief Mabel. „Was halten Ihre französischen und indianischen Freunde von Pfadfinders Büchse?"

„Wenn Pfadfinder wirklich im Blockhaus ist, so möge er sprechen, und wir werden mit ihm verhandeln!"

Aber selbst der französische Offizier hatte sich bereits entfernt, Pfadfinders Büchse war ihm unheimlich, und er hieß die beiden Gefangenen ihm folgen. Mabel war nur zu froh, ihre Feinde losgeworden zu sein, und warf ihrem Onkel eine Kußhand nach. Juni stellte die Büchse, die sie so erfolgreich verwendet hatte, in eine Ecke und stieg zum Dach hinauf. Sie konnte melden, daß sich alle an einer geschützten Stelle der Insel zum Essen begeben hatten. Mabel begann daher wieder an Flucht zu denken, und wie sie ihren Vater von der auf der Insel drohenden Gefahr in Kenntnis setzen könnte. So flogen drei oder vier Stunden vorüber. Die Insel lag in tiefster Ruhe, und der Tag verging, ohne daß Mabel einen Entschluß gefaßt hätte. Juni war unten mit der Bereitung ihres einfachen Mittagsmahls beschäftigt, während Mabel zum Bodenraum hinaufgestiegen war; eine Falltür führte aufs flache Dach hinaus, von dem man, soweit die Baumwipfel es zuließen, noch den weitesten Ausblick hatte. Sie wagte sich nicht ganz hinaus, sondern steckte nur ihren Kopf durch die Falltüre und sah sehnsüchtig nach Rettung aus, wie Schwester Anna von Blaubarts Schloß.

Die Sonne ging schließlich unter, und Mabel hoffte nun, die Boote würden im Dunkeln kommen; sie dachte ihnen durch Feuer oder einen Schuß rechtzeitig Nachricht zu geben. Sie war eben wieder zum Dach emporgestiegen und sah sich um. Die Inseln lagen so dicht beisammen, daß sechs oder acht verschiedene Kanäle zwischen ihnen sichtbar waren; in einem der versteckteften, dessen Wasser gerade noch durch das Buschwerk zu erkennen war, schien sich etwas zu bewegen, das nur ein Kanoe sein konnte. Da zweifellos ein Mensch darin sein mußte, und da ein Signal, selbst wenn es ein Feind war, keinen Schaden tun, wenn es ein Freund war, aber nützen konnte, so winkte sie mit ihrem Taschentuch hinüber!

Acht- oder zehnmal tat sie es umsonst, und sie begann schon zu verzweifeln, als der Mann im Boot durch Schwingen des Ruders Antwort gab und sich so weit zeigte, daß sie Chingachgook in ihm erkennen konnte. Alle ihre Lebensgeister waren wie neu gekräftigt. Da war ein Freund, der Mohikaner hatte sie gesehen; aus der großen

Vorsicht, die er beobachtete, ging auch hervor, daß die Anwesenheit von Feinden auf der Insel ihm bekannt war. Mabels größte Schwierigkeit war nun Juni, die einem feindlichen Indianer sicher nicht die Freundschaft erzeigt hätte, die sie ihr bewiesen; und Juni zu hintergehen, fiel ihr schwer. Aber schließlich stand das Leben ihres Vaters auf dem Spiel.

Sowie es dunkel war, begann ihr Herz heftig zu schlagen; sie machte Pläne und änderte sie wieder, wohl ein dutzendmal im Lauf einer Stunde. Wie sollte sie sich vergewissern, daß Chingachgook wirklich an der Türe war, wenn es klopfte? wie ihn hereinlassen, ohne daß ihre wachsame Gefährtin es merkte? Die Zeit drängte, der Mohikaner konnte jeden Augenblick kommen. Endlich suchte sie die Indianerin auf und sagte:

„Fürchtest du nicht, Juni, daß deine Leute, nun, da sie Pfadfinder im Blockhaus vermuten, wiederkommen und es anzünden werden?"

„Nicht denken so was. Nicht brennen Blockhaus. Blockhaus gut; nicht kriegen Skalp."

„Juni, wir können's nicht wissen! Sie haben sich verborgen, weil sie glauben, daß Pfadfinder mit uns ist."

„Glauben fürchten. Furcht kommen schnell, gehen schnell. Furcht machen, fortlaufen; denken machen wiederkommen. Furcht machen Krieger dumm wie junge Frau." Und Juni lachte wie ein belustigtes Kind.

„Ich bin sehr besorgt, Juni; ich wünschte, du gingest lieber aufs Dach und sähest hinaus, du kannst die Zeichen besser beurteilen als ich!"

„Juni gehen, Lilie wünschen; aber sehr gut wissen, Indianer schlafen; warten auf Vater. Krieger essen, trinken, schlafen, alle Zeit, wenn nicht kämpfen und gehen auf Kriegspfad. Dann nie schlafen, essen, trinken — nie fühlen. Krieger schlafen jetzt."

„Ja, hoffentlich; aber geh' hinauf, liebe Juni, und schau gut aus. Eine Gefahr mag kommen, wenn wir sie am wenigsten erwarten!"

Juni stand auf und schickte sich an, zum Dach emporzusteigen, aber als sie den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter gesetzt, hielt sie inne. Mabels Herz begann so heftig zu schlagen, daß sie fürchtete, die andere müßte es klopfen hören. Die Indianerin schien wirklich irgendeinen Verdacht geschöpft zu haben; aber er zerstreute sich offenbar wieder, denn sie begann langsam die Leiter emporzusteigen. Gerade als sie das obere Stockwerk erreichte, hatte Mabel einen glücklichen Gedanken. „Ich will hinuntergehen und bei der Tür lauschen, Juni," rief sie, „während du auf dem Dach bist."

Obschon dies Juni eine überflüssige Vorsicht schien, schrieb sie doch alles nur Mabels Angst zu. Die Entfernung zwischen beiden war bald zu groß, als daß sie noch miteinander hätten sprechen können; Juni blickte vom Dach und konnte nichts entdecken, ja die Dunkelheit allein hätte es ihr kaum möglich gemacht. Mabel aber war, als hörte sie ein leichtes und vorsichtiges Klopfen an der Türe. Um sich zu vergewissern und dem andern draußen eine Kunde zu geben, begann sie in leisen und zitternden Tönen zu singen. Die Stille war so tief, daß die Töne sofort zum Dach emordrangen und Juni herabzusteigen begann. Jetzt war das Klopfen ganz deutlich hörbar. Hoffnung war stärker als Furcht, und mit unsicherer Hand begann sie die Stangen zurückzuschieben. Sie hörte den Mokassin Junis den Fußboden über ihr erschüttern, als die erste Stange entfernt war; als sie die zweite wegnahm, war Juni bereits auf der untersten Leiter.

„Was tun," rief Juni zornig. „Fortlaufen? Verrückt? Lassen Blockhaus? Blockhaus gut!"

Beide Hände waren auf der letzten Stange; Mabel hätte sie zurückgezogen, aber ein kräftiger Stoß von außen klemmte die Stange fest. Ein kurzer Kampf zwischen den beiden Frauen folgte, in dem Juni zweifellos gesiegt hätte, wenn nicht ein zweiter noch heftigerer Stoß von außen die Stange, die nur noch mit einem winzigen Stückchen über dem Haken lag, einfach herausgestoßen hätte. Eine männliche Gestalt drängte sich herein, und beide Frauen stürmten angstvoll die Leiter hinauf. Der Fremde schloß die Tür wieder sorgfältig zu und untersuchte den unteren Raum erst gründlich, ehe er vorsichtig die Leiter emporstieg. Juni hatte schon vorher im ersten Stockwerk die Schießscharten geschlossen und eine Kerze angezündet. Bei ihrem trüben Licht standen die beiden Frauen jetzt in zitternder Erwartung, als sie den Unbekannten vorsichtig die Leiter emporsteigen hörten. Seine Gestalt wurde durch die Öffnung sichtbar: Pfadfinder stand vor ihnen.

„Gott sei gepriesen," rief Mabel aus. „O Pfadfinder, was ist aus meinem Vater geworden!"

„Dem Sergeanten geht's gut, obschon niemand sagen kann, wie das Ende sein wird. Ist das nicht Pfeilspitzes Weib, das sich da in die Ecke schleicht?"

„Seid gut zu ihr, Pfadfinder, ich danke ihr mein Leben, meine Sicherheit. Sagt mir, was meinem Vater begegnet ist, dann erzähl' ich euch, wie schrecklich es hier zuging."

„Wer Indianerteufeleien kennt, Mabel, braucht nicht viel zu hören. Bei der Expedition ging alles, wie wir wünschten, denn die Schlange hatte gut ausgekundschaftet und uns alle nötige Information gebracht. Wir überfielen drei Boote, jagten die Franzer davon, erbeuteten die Boote und versenkten sie nach unsern Befehlen. Die Wilden in Oberkanada werden in diesem Winter Not an Sachen haben. Keinen Mann haben wir verloren, keine Haut wurde geritzt; auch der Feind erlitt nicht viel Schaden. Kurz, es war just eine Expedition, wie Lundie sie gern hat; der Feind hatte viel Schaden und wir keinen."

„Ach, Pfadfinder, ich fürchte, wenn der Major alles hört, wird er die Expedition doch bedauern."

„Ich weiß, was ihr meint, ihr werdet mich gleich verstehen. Sowie alles gut war, schickte der Sergeant mich und die Schlange im Kanoe her, um es euch zu berichten. Heute morgen trennte ich mich von Chingachgook; er sollte die eine Straße heraufkommen, ich die andere, und ich hab den Häuptling noch nicht wiedergesehen."

Mabel unterbrach ihn und teilte ihm mit, wo und wie sie den Mohikaner entdeckt hatte, und ihre Hoffnung, daß er noch ins Blockhaus kommen würde.

„Der kommt nicht! Ein ordentlicher Kundschafter geht nicht hinter Mauern und Blockwände, solange er in der freien Luft bleiben und sich nützlich machen kann. Ich wäre auch nicht gekommen, wenn ich es nicht dem Sergeanten versprochen hätte. Ich habe die Insel heute mit einem schweren Herzen ausgekundschaftet. Es war eine bittere Stunde, als ich dachte, auch ihr müßtet unter den Erschlagenen sein."

„Welcher glückliche Zufall hat euch abgehalten, kühn auf die Insel loszurudern? Wieso seid ihr den Feinden nicht in die Hände gefallen?"

„Das ist derselbe Zufall, durch den der Jagdhund das Wild findet, und das Wild dem Hund entgeht. Nein, solche Teufeleien und Hinterlisten wie die mit den Toten, die können die Soldaten vom Fünfundfünfzigsten foppen und die königlichen Offiziere, aber nicht Leute, die ihr Leben im Wald verbracht haben. Der Fischer ist nicht schlecht aufgesetzt, aber doch nicht gut genug für ein erfahrenes Aug', und die Angelrute steht zu

hoch; die vom Fünfundfünfzigsten haben im Oswego fischen gelernt, und der Mann war auch zu ruhig für einen, dem nichts anbeißt. Aber unsereins geht nie blind auf einen Ort zu. Einmal bin ich eine ganze Nacht außerhalb einer Garnison gelegen, bloß weil sie die Schildwachen anders gestellt hatten."

„Glaubt ihr, mein Vater und seine Leute werden getäuscht werden?" fragte Mabel rasch.

„Nicht, wenn ich's verhindern kann, Mabel. Ihr sagt ja, die Schlange liegt da irgendwo auf der Lauer; die wird ihn schon rechtzeitig warnen."

„Pfadfinder," sagte das Mädchen feierlich, „Pfadfinder, ihr habt mir eure Liebe erklärt, ihr habt euren Wunsch ausgesprochen, mich zur Frau zu nehmen."

„Ich habe mir erlaubt, davon zu sprechen, Mabel, und der Sergeant sagte mir erst kürzlich, ihr wäret für die Sache freundlich gestimmt. Aber ich bin nicht der Mann, der eine Person verfolgt, die er lieb hat."

„Hört mich, Pfadfinder, ich habe die größte Achtung für euch. Rettet meinen Vater von diesem schrecklichen Tod, und ich will euch angehören. Hier ist meine Hand. Wenn ihr wiederkommt und sie verlangt, so gehört sie euch."

„Gott segne euch, Mabel, das ist mehr als ich verdiene. War auch nicht nötig für die Sache: der Sergeant und ich sind alte Kameraden, ich hätte ihn nicht im Stich gelassen."

„Ihr seid so mutig, so treu, alles, was ihr tut, muß meine Vernunft billigen: das Herz wird, es muß folgen."

„Das sind süße Worte, Mabel, und wenn sie auch nicht nötig waren, so werden sie meine Anstrengungen jedenfalls nicht kleiner machen."

„Nun, da wir einander verstehen, Pfadfinder," fügte Mabel heiser hinzu, „wollen wir die kostbare Zeit nicht verlieren. Können wir nicht euer Kanoe nehmen und dem Vater entgegenfahren?"

„Das ist nicht mein Rat. Da sind zwanzig Kanäle, und ich weiß nicht, durch welchen der Sergeant kommen wird. Das wird die Schlange schon machen. Ich bin dafür, hier zu bleiben. Die Balken hier sind noch grün und brennen nicht leicht, und vom Verbrennen abgesehen, will ich den Platz gegen einen Stamm halten. Der Sergeant liegt auf irgendeiner Insel und kommt nicht vor morgen. Wenn wir den Block halten, können wir ihn zum Beispiel durch Schüsse beizeiten warnen, und wenn er die Wilden etwa angreifen will, wie zu vermuten steht, so ist der Besitz des Blockhauses sehr wichtig. Für uns mag's ja gefährlich sein, aber für den Sergeanten ist's besser, wir bleiben."

„Dann bleiben wir in Gottes Namen, Pfadfinder," murmelte Mabel. „Wir wollen alles tun, um den Vater zu retten."

„Ja, das ist Natur. Ich freue mich, daß ihr so redet, Mabel. Der Sergeant hat sich in der Sache ausgezeichnet, und wenn er noch diese Schufte hier vertreiben kann und das Blockhaus und die Hütten in Asche legt, dann wird Lundie es ihm gedenken. Wir müssen nicht nur sein Leben retten, sondern auch seine Reputation."

„Den Vater kann wegen dieses Überfalles kein Tadel treffen."

„Das kann man nie wissen. Mit dem militärischen Ruhm ist das eine unsichere Sache. Ich habe die Delaware besiegt und geschlagen gesehen an Tagen, an denen sie sich besser gehalten hatten als bei manchem Sieg. Der Mensch tut sehr unrecht, sich nach dem Erfolg zu richten — in irgendeiner Sache. Und doch tun sie das überall, selbst die Indianer schätzen einen Krieger nach seinem Glück. Ein Soldat soll sich nicht

hauen lassen, — wie er's gemacht hat, darauf schauen die Leute nicht sehr. Ich meine, ein Mann soll trachten, zu siegen und dann sich zu mäßigen; denn wenn er Hiebe bekommt, dann wird er ohnedies bescheiden. Freilich, freilich, die Pfarrer predigen so viel von der Demut, aber wenn's so wäre, dann müßten die königlichen Truppen aus lauter Heiligen bestehen, denn seit der Krieg begonnen hat, haben sie nichts getan, als von den Franzosen Hiebe gekriegt; von Fort du Quesne bis Ty!"

„Mein Vater konnte doch nicht ahnen, daß die Position der Insel dem Feind bekannt war?"

„Das ist wahr, und ich begreife auch nicht, wie die Franzer es ausgefunden. Da muß Verräterei im Spiel sein."

„Ist das möglich, Pfadfinder?"

„O ja, für manche Menschen ist das Verraten so natürlich wie das Essen."

„Jasper Western gehört nicht zu diesen," sagte Mabel stürmisch. „Kein Mensch kann eine aufrichtigere, bescheidenere Art haben!"

„Jasper Western! Der Junge hat Herz und Zunge in Ordnung, verlaßt euch darauf, Mabel; und die Idee, die Lundie und der Quartiermeister, der Sergeant und euer Onkel da von ihm gefaßt haben, ist sicher falsch. Für Jaspers Ehrlichkeit stehe ich mit meinem eigenen Skalp ein, und wenn's sein muß, mit meiner Büchse."

„Gott segne euch, Pfadfinder," rief Mabel aus, indem sie die Hand des Jägers leidenschaftlich drückte. „Ihr seid wirklich alles, was edel und großherzig ist. Aber nun wollen wir von andern Dingen reden. Sollen wir Juni nicht hinauslassen?"

„Ich habe mir über die Frau schon meine Gedanken gemacht, denn es wäre nicht klug, unsere Augen hier herinnen zu schließen und die ihren offen zu lassen. Wie wär's, wenn wir sie in den Dachraum bringen und die Leiter wegnehmen? Dann muß sie wenigstens hier bleiben."

„So kann ich sie nicht behandeln. Sie hat mir das Leben gerettet. Lassen wir sie lieber gehen; mir wird sie nichts tun."

„Ihr kennt die Rasse nicht, Mabel; wenn sie auch keine vollblütige Mingo ist, hat sie sich doch zu viel mit den Halunken herumgetrieben. Aber was ist das?"

„Das sind Ruder, ein Boot fährt durch den Kanal."

Pfadfinder schloß die Falltüre, die zum untern Raum führte, um Juni am Entfliehen zu hindern, verlöschte die Kerze und eilte hastig zu einer Schießscharte, während Mabel in atemloser Neugier über seine Schulter blickte. Als der Kundschafter in der Dunkelheit draußen endlich etwas erkennen konnte, sah er zwei Boote vorübergleiten und fünfzig Schritt vom Blockhaus entfernt an den Strand schießen. Mehr konnten sie in der Dunkelheit nicht sehen, und Pfadfinder flüsterte Mabel zu, daß die Ankömmlinge eher Feinde sein dürften, da ihr Vater noch kaum da sein könnte. Sie konnten sehen, wie eine Anzahl Leute die Boote verließen, dann hörten sie drei fröhliche englische „Cheers" und wußten nun, wer gekommen war. Pfadfinder sprang zur Falltüre, glitt die Leiter hinab und begann die Stangen zurückzuziehen; Mabel war ihm gefolgt, hinderte ihn aber in ihrer Aufregung mehr als sie ihm half, und sie hatten erst eine Stange zurückgezogen, als eine schwere Salve erdröhnte. Dann erklang das Kriegsgeheul aus allen umliegenden Büschen. Die Türe war offen und beide stürzten hinaus, aber jeder menschliche Laut war verstummt. Als sie etwa eine Minute gelauscht hatten, glaubte Pfadfinder ein ersticktes Stöhnen von den Booten her zu hören; aber der Wind blies so heftig und die Blätter rauschten so, daß er seiner Sache nicht sicher war. Mabel

stürzte an ihm vorbei nach den Booten. Er faßte ihren Arm. „Das geht nicht, Mabel," sagte er ernst und leise, „das wäre sicherer Tod und würde niemandem nützen. Wir müssen zum Blockhaus zurück."

„Mein Vater, mein armer, lieber, ermordeter Vater!" flüsterte das Mädchen wild. „Pfadfinder, wenn ihr mich liebt, laßt ihr mich zu meinem Vater!"

„Das geht nicht, Mabel! Es ist auch zu sonderbar! Niemand erwidert das Feuer ..."

Sein rasches Auge, das er unaufhörlich über die Insel hatte schweifen lassen, sah jetzt fünf oder sechs dunkle Gestalten in seiner Nähe vorübergleiten. Da erfaßte er Mabel, hob sie wie ein Kind auf und eilte mit ihr zum Hause zurück. Dicht hinter ihm tönten die Schritte der Verfolger. Kaum im Hause, ließ er sie zu Boden und hatte eben eine Stange festgemacht, als ein Stoß gegen die Türe sie aus den Angeln zu reißen drohte. Die andern Stangen festmachen, war das Werk eines Augenblicks.

Mabel stieg zum ersten Stockwerk empor, zündete mechanisch die Kerze an, wie Pfadfinder verlangte, und kehrte damit nach unten zurück. Sofort untersuchte er sorgfältig ein Stockwerk nach dem andern, um sich zu vergewissern, daß niemand eingedrungen war, aber sie waren allein, nur Juni war inzwischen entflohen. Pfadfinder stieg wieder hinab und prüfte das Zündkraut seines Gewehres, ehe er sich niedersetzte.

„Unsere schlimmste Furcht ist eingetroffen," rief Mabel, „mein geliebter Vater und alle seine Leute sind erschlagen oder gefangen!"

„Wir wissen das nicht — morgen werden wir sehen. Ich glaube nicht, daß die Sache so feststeht, sonst würden wir das Triumphgeheul der Halunken hören. Wenn der Feind gesiegt hat, dann wird er uns alsbald zur Übergabe auffordern. Die Squaw wird ihnen schon gesagt haben, daß wir nur zwei sind . . ."

„Pfadfinder, ich höre ein Stöhnen."

„Ihr bildet euch das nur ein, Mabel. Wenn Frauen aufgeregt sind, glauben sie alles Mögliche, ich hab Leute gekannt, die glaubten sogar an Träume.

„Nein, ich täusche mich nicht; es ist jemand unten, der leidet."

Pfadfinder lauschte und mußte ihr schließlich recht geben. Aber er mahnte sie, vorsichtig zu sein; es war nur zu wahrscheinlich, daß das Stöhnen nur eine List der Feinde war.

„Nein, nein," sagte Mabel, hinuntereilend, „das ist keine List, diese Töne sind furchtbar natürlich."

„Wir werden ja sehen. Versteckt das Licht, Mabel, ich werde durch die Schießscharte hinausspähen."

Auch dies tat er mit der größten Vorsicht; er hatte Leute fallen sehen, weil sie winzige Kleinigkeiten verabsäumt hatten, die andere für die überflüssigste Vorsicht gehalten hätten. Weder Mund noch Ohr näherte er der Schießscharte ganz, sondern sprach aus einiger Entfernung.

„Wer ist unten? Wenn ihr ein Freund seid, so redet, wir werden euch helfen."

„Pfadfinder," antwortete eine Stimme, die beide sogleich als die des Sergeanten erkannten, „um Gottes willen, was ist aus meiner Tochter geworden?"

„Vater, ich bin hier, ganz unverletzt! . . ."

Deutlich konnten sie den Sergeanten Gott danken hören, aber ebenso deutlich hörten sie ihn dazwischen stöhnen.

„Es ist alles eingetroffen!" sagte Mabel mit der Ruhe der Verzweiflung. „Pfadfinder, der Vater muß hereingebracht werden."

„Ja, das ist nur recht! Aber, Mabel, bleibt ruhig und vernünftig! Nur darum bitte ich euch, dann soll alles geschehen."

„Ich bin ganz ruhig, Pfadfinder. Aber denkt, welche Gefahr jeder Augenblick bedeutet, um Himmelswillen, holen wir ihn ohne Verzug."

Die Festigkeit in Mabels Ton überraschte den Jäger. Er stieg hinab und begann die Stangen so leise wie möglich zurückzuschieben. Aber als er die Türe sachte öffnete, fühlte er einen Druck gegen sie, so daß er sie schon wieder schließen wollte. Aber nach einem Blick durch den Spalt machte er sie weit auf, und der Sergeant fiel zur Hälfte ins Haus. Im nächsten Augenblick hatte Pfadfinder ihn hereingezogen und die Türe wieder verschlossen.

Mabel hatte das Licht gebracht, holte ihrem Vater Wasser und half Pfadfinder, ein Strohlager für ihn bereiten. Alles dies ohne eine Träne, beinahe ohne ein Wort. Pfadfinder aber ging daran, die Wunde zu untersuchen. Er fand, daß eine Flintenkugel den Körper des Sergeanten durchbohrt hatte, und er wußte genug, um zu erkennen, daß nur die allergeringste Hoffnung, wenn überhaupt eine, auf sein Aufkommen vorhanden war.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Seitdem das Licht angezündet war, hatte der Sergeant nicht aufgehört, der Gestalt seiner schönen Tochter mit den Blicken zu folgen.

„Gott sei gelobt, mein Kind, daß du wenigstens den mörderischen Schurken entkommen bist," sagte er mit starker Stimme. „Erzählt mir, wie diese ganze traurige Sache war, Pfadfinder!"

„Ja, Sergeant, es ist eine traurige Sache. Denn irgend jemand muß die Position verraten haben."

„Der Major hatte recht," unterbrach ihn Dunham, die Hand auf seinen Arm legend. „Nicht so, wie ihr meint, Sergeant. Ein treuerer Junge als Jasper Western lebt an der Grenze nicht."

„Bravo, Pfadfinder," rief Mabel aus tiefstem Herzen, und jetzt erst machte sich ihre Erregung in einem Strom von Tränen Luft. Der Vater richtete seine Augen ängstlich auf seine Tochter, bis diese ihr Gesicht hinter der Schürze verbarg. Dann sah er den Führer an und winkte ihm, weiterzusprechen.

„Es ist nun zu spät zum Bedauern, aber ich glaube, wäre ich bei den Booten geblieben, das wäre nicht geschehen. Andere Leute mögen ebenso gute Führer sein, aber die Natur verteilt ihre Gaben, und der eine muß besser sein als der andere. Der arme Gilbert wird wohl sein Versehen gebüßt haben."

„Er ist gefallen," antwortete der Sergeant traurig, „wir haben alle für unsere Versehen gebüßt."

„Nein, nein, Sergeant, ich meinte keinen Tadel für euch; nie sind Leute besser kommandiert worden. Nie hab ich einen besseren Flankenangriff gesehen, — und wie ihr euer Boot gegen ihre Haubitz führtet, davon hätte Lundie selbst etwas lernen können!"

Die Augen des Sergeanten glänzten. „Ja, das war nicht schlecht gemacht, mein Freund," sagte er, „auch der Sturm auf ihre Brustwehr nicht."

„Das war glänzend, Sergeant, obschon ich fürchte, die Kerle haben ihre Haubitz jetzt zurückgekriegt. Nun, tragt's mit einem starken Herzen; wenn der Feind die Haubitz zurückgekriegt hat, so hat er doch nur, was ihm schon früher gehörte, und weil wir's nicht hindern konnten. Das Blockhaus haben sie noch nicht und sollen es auch so bald nicht kriegen. Nun, Sergeant, die Schlange und ich, wir trennten uns etwa zehn Meilen weiter unten; wir wollten mit der nötigen Vorsicht herankommen, selbst ans eigene Lager. Mabel sagt, sie hätte Chingachgook gesehen, sonst weiß ich nichts von ihm. Aber seid unbesorgt, er tut gewiß seine Pflicht, und wir werden schon noch von ihm hören. Nun wohl, als ich in die Nähe kam, da fehlte mir der Rauch, denn eure Soldaten sind nicht schlau genug, ihn zu verbergen, und so ward ich vorsichtig, bis ich den falschen Fischer sah, wie ich Mabel schon erzählte; da war mir alles klar. Ich brauche euch nicht zu sagen, Sergeant, daß ich zuerst an eure Tochter dachte, und als ich sie im Blockhaus fand, mit ihr zu leben oder zu sterben beschloß."

Der Vater warf seiner Tochter einen freudigen Blick zu, und Mabels Herz zog sich zusammen; sie hatte es nicht für möglich gehalten, daß sie in solch einem Augenblick noch an anderes als an die Lage ihres Vaters würde denken können. Der Vater reichte ihr seine Hand und sie küßte sie. Dann kniete sie neben ihm nieder und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

„Mabel," sagte er fest, „Gottes Wille muß geschehen. Es wäre nutzlos, einander täuschen zu wollen; meine Zeit ist gekommen, und es ist ein Trost für mich, daß ich einen Soldatentod sterbe. Lundie wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn Pfadfinder wird ihm alles berichten. Du hast unser letztes Gespräch nicht vergessen, Mabel?"

„Meine Zeit ist vermutlich auch gekommen, Vater," rief Mabel, der in diesem Augenblick der Tod eine Erlösung schien. „Ich kann nicht auf Flucht hoffen, Pfadfinder täte am besten, uns zu verlassen und nach der Garnison zu gehen, solang es noch Zeit ist."

„Mabel Dunham," sagte Pfadfinder vorwurfsvoll, obschon er ihre Hand gütig in die seine nahm, „das hab ich nicht verdient; ich weiß, ich bin wild und ungeschlacht und unschön . . ."

„Pfadfinder!"

„Wohl, wohl, wir wollen nicht mehr davon reden, ihr meintet es nicht so. Von Flucht zu reden, hat jetzt keinen Zweck. Das Blockhaus muß verteidigt werden. Vielleicht bekommt Lundie nun Nachricht von dem Unglück und schickt uns eine Abteilung zuhilfe."

„Pfadfinder — Mabel," sagte der Sergeant, der mit so heftigen Schmerzen kämpfte, daß der Schweiß ihm auf die Stirne trat, „kommt beide hierher. Ihr versteht einander hoffentlich —"

„Vater, redet nicht davon, es ist alles so, wie ihr es wünscht."

„Gott sei Dank! Gib mir deine Hand, Mabel. Hier, Pfadfinder, nehmt sie. Ich kann nicht mehr tun, als euch das Mädel so geben; ich weiß, ihr werdet ein guter Mann für sie sein. Wartet nicht wegen meines Todes; der Kaplan im Fort soll euch gleich trauen. Wenn mein Bruder noch am Leben ist, wird er zurück auf die See wollen, und dann wird das Kind keinen Beschützer haben."

„Überlaßt mir alles mit Vertrauen, Sergeant," erwiderte Pfadfinder; „es ist euer letzter Wunsch, verlaßt euch drauf, wir werden zum Rechten sehen."

„Ja, ich habe das größte Vertrauen zu euch, mein wackerer Freund, und gebe euch Vollmacht, so zu handeln, wie ich es selber täte. Mabel, Kind, gib mir das Wasser. Du wirst diese Nacht nie bereuen, Gott segne dich, meine Tochter, Gott segne dich und halte dich in seiner heiligen Hut."

Die Zärtlichkeit ihres Vaters rührte Mabel aufs tiefste; sie fühlte, als wäre ihre künftige Verbindung mit Pfadfinder bereits so feierlich geschlossen, daß keine Trauung in der Kirche sie heiliger machen konnte. Und doch lag es wie ein Berg auf ihrem Herzen, und sterben wäre ihr als ein Glück erschienen. Eine kurze Pause folgte, dann erzählte der Sergeant in abgebrochenen Sätzen, wie sie infolge günstigen Windes beschlossen hätten, die Fahrt nicht zu unterbrechen, sondern noch diese Nacht bis zur Insel zu rudern. Zu allem Unglück waren sie noch vor dem Landen auf der Insel gegenüber aufgefahren und hatten durch das Geräusch ihre Ankunft den Feinden wohl schon vorher verraten. Sie waren ohne den geringsten Verdacht gelandet, obschon überrascht, keine Schildwache zu finden, und hatten selbst ihre Waffen im Boot gelassen und zunächst nur das Gepäck herausgenommen. Das Feuer war aus solcher Nähe erfolgt, daß es trotz der Dunkelheit äußerst tödlich gewirkt hatte. Alle Leute waren gefallen, vier oder fünf waren sicher sogleich tot gewesen. Aus welchem Grund der Feind sich nicht sofort auf die Skalps gestürzt hatte, wußte er nicht. Der Sergeant hatte Mabels Stimme gehört und war, seine letzten Kräfte zusammennehmend, bis an die Tür des Blockhauses gekrochen.

Nach diesem Bericht war der Sergeant so erschöpft, daß er Ruhe brauchte, während Pfadfinder hinaufging, um durch die Schießscharte zu rekognoszieren und die Gewehre im Haus zu untersuchen. Mabel blieb am Bett ihres Vaters, und als sie dachte, daß er schlief, kniete sie nieder, um zu beten.

Eine halbe Stunde verging in schwerer, feierlicher Stille. Nur hin und wieder hörte sie den Mokassin Pfadfinders über ihrem Haupt, und gelegentlich schlug der Kolben eines Gewehrs auf den Boden. Sonst hörte sie nichts als den schweren Atem des Verwundeten. Er schlief nicht, seine Gedanken waren von der Welt abgekehrt und er sehnte sich nach den Tröstungen der Religion. Während Mabel noch auf seine Atemzüge lauschte, hörte sie ein vorsichtiges Pochen an der Tür. Sie vermutete, daß es Chingachgook war, stand auf, schob zwei der Stangen zurück, und die Hand an der dritten, fragte sie, wer da wäre. Die Stimme ihres Onkels antwortete, und sie ließ ihn sofort herein und verschloß die Türe hinter ihm. Als der stämmige Seemann den Zustand seines Schwagers erfuhr und Mabel unverletzt vor sich stehen sah, wurde er fast bis zu Tränen gerührt. Er selbst, sagte er, und auch der Quartiermeister wäre nur wenig bewacht worden, denn man hatte ihnen sehr viel zu trinken gegeben und sie für besoffen gehalten. Er hatte in der Tat neben Muir geschlafen und war beim Lärm des Angriffs aufgesprungen, in die Büsche gelaufen, hatte Pfadfinders Kanoe gefunden und war damit nach dem Blockhaus gerudert, um seine Nichte zu holen und mit ihr davonzufahren.

„Wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, Meister Pfadfinder, müssen wir eben die Flagge streichen. Wir sind es unserer Mannheit schuldig, eine vernünftige Zeit auszuhalten, und uns selber schuldig, die Flagge niederzuholen, solange noch Zeit ist, gute Bedingungen zu machen. Wenn diese Halunken, wie ihr sie nennt, und mit Recht, denn schändlichere Halunken gibt's auf der Erde nicht . . ."

„Ihr habt sie ausgefunden," unterbrach ihn Pfadfinder; „wenn ihr in die Hände der Delaware gefallen wäret, hättet ihr den Unterschied sehen können!"

„Nun, mir scheinen sie alle so ziemlich aus einem Faß; Spitzbuben vorn und hinten, immer ausgenommen unsern Freund, die Schlange, der ein Gentleman ist. Aber als diese Wilden uns überfielen und den Korporal und seine Leute abschossen wie die Hasen, da retteten Leutnant Muir und ich uns in eine Höhle, — von denen es eine ganze Anzahl in den Felsen gibt, regelrechte geologische Aushöhlungen, die das Wasser gemacht hat, sagt der Leutnant — und da blieben wir verstaut wie zwei gute Freunde in einem Schiffsraum, bis wir aus Mangel an Futter nicht mehr aushielten. Futter ist sozusagen das Fundament der menschlichen Natur. Ich wollte eine oder zwei Stunden aushalten und dann kapitulieren, aber der Quartiermeister meinte, die Schufte würden nicht Wort halten, wenn einmal einer von ihnen verwundet wäre, so gab ich denn nach. Aus zwei Gründen: einmal, weil man sagen konnte, daß wir die Flagge eigentlich schon gestrichen hatten, denn nach unten laufen gilt allgemein so viel, wie das Schiff aufgeben; und zweitens, weil wir in unserm Magen einen Feind hatten, dessen Angriffe noch schlimmer waren als die an Deck. Hunger ist ein ganz verdammtes Indizium. Wer achtundvierzig Stunden davon gelebt hat, der weiß es."

„Onkel," sagte Mabel vorwurfsvoll, „mein armer Vater ist schwer, schwer verwundet."

„Wahr, Magnet, wahr! Ich will mich zu ihm setzen und ihm Trost zusprechen, so gut ich kann. Sind die Stangen fest, Mädel? Dann geh du auf Deck und beruhige dich nur, während Pfadfinder oben Ausschau hält. Dein Vater wird mir vielleicht manches zu sagen haben, und es ist besser, ihr laßt uns allein."

Mabel fand die Bitte ganz in der Ordnung und begab sich ins obere Stockwerk. Pfadfinder war bereits aufs Dach gestiegen. Cap setzte sich an das Lager des Sergeanten und eine Stille von mehreren Minuten folgte. Endlich begann Cap zu sprechen.

„Ich muß sagen, Sergeant Dunham, bei dieser unglückseligen Expedition ist irgend etwas nicht richtig gemacht worden; und da dies ein Moment ist, in dem nur die Wahrheit am Platz ist, fühle ich meine Pflicht, es geradeheraus zu sagen. Über diesen Punkt kann's nur eine Meinung geben; denn obschon ich ein Seemann bin und kein Soldat, kann ich selber mehrere Fehler bemerken."

„Ja, was wollt ihr, Bruder Cap?" erwiderte der andere mit schwacher Stimme. „Was geschehen ist, ist geschehen, es ist zu spät, um abzuhelfen."

„Wohl wahr, Bruder Dunham, aber nicht, um es zu bereuen; das Gute Buch sagt uns, es ist nie zu spät zu bereuen. Wenn ihr also etwas auf der Seele habt, Sergeant, dann heraus damit. Ihr wart meiner Schwester Mann, und die arme kleine Magnet ist meiner Schwester Tochter; lebend oder tot werdet ihr immer für mich mein Bruder sein. Jammerschade, daß ihr mit dem Boot nicht irgendwo anlieft und ein Kanoe zur Rekognoszierung vorausschicktet; ihr hättet euer Kommando gerettet und das ganze Unglück wäre nicht geschehen. Nun, wir sind alle sterblich, das ist ein Trost, — ihr geht voraus, wir werden folgen."

„Ich weiß das alles, Bruder Cap, und hoffe, ich weiß ein Soldatenschicksal zu ertragen; aber da ist die arme Mabel . . ."

„Ja, ja, das ist eine schwere Schlepp, ich weiß. Aber ihr werdet sie doch nicht mitnehmen wollen, auch wenn ihr könntet, Sergeant. Nehmt also die Trennung möglichst leicht. Mabel ist ein gutes Mädel; ihre Mutter war's auch, und es wird meine Sorge sein, darauf zu sehen, daß meine Schwestertochter einen guten Mann kriegt,

wenn wir mit dem Leben und mit unseren Skalps davonkommen. Denn in eine Familie ohne Skalps wird wohl niemand einheiraten wollen."

„Bruder, mein Kind ist verlobt; es wird Pfadfinders Frau werden."

„Nun, Bruder Dunham, jeder Mann hat seine Ansichten; meines Erachtens wird diese Verbindung der kleinen Mabel keineswegs angenehm sein; ich habe nichts wider das Alter des Mannes; ich gehöre nicht zu denen, die glauben, daß man ein Bub sein muß, um ein Mädel glücklich zu machen, und im ganzen scheint mir ein Mann von fünfzig Jahren gerade der rechte Mann zum Heiraten. Aber es darf keine besonderen Umstände geben, die das Paar unglücklich machen. Ich sage euch, die Umstände sind der Teufel für die Ehe; und so ein Umstand ist zum Beispiel, daß Pfadfinder nicht so viel weiß wie meine Nichte. Ihr habt von dem Mädel zu wenig gesehen, Sergeant, und wißt nicht, was sie alles weiß; wenn sie ihr Wissen mal ausstreckt, dann werdet ihr nicht viel Schulmeister finden, die sich in Luv von ihr halten können!"

„Sie ist ein gutes Kind, ein liebes Kind," murmelte der Sergeant gerührt; „es ist mein Unglück, daß ich sie so wenig gesehen habe."

„Ja, sie ist wirklich ein gutes Kind und weiß viel zu viel für den armen Pfadfinder, der ja in seiner Art ein ganz vernünftiger und erfahrener Mann ist, aber doch von den Hauptsachen nicht mehr versteht, als ihr von der sphärischen Trigonometrie."

„Ach, Bruder Cap, wenn Pfadfinder mit uns in den Booten gewesen, wäre diese ganze traurige Geschichte nicht geschehen."

„Sehr wahrscheinlich; sein ärgster Feind wird zugeben, daß der Mann ein guter Führer ist; ihr habt die ganze Sache eben ein bißchen nachlässig geführt, Sergeant: ihr hättet vor dem Hafen beidrehen müssen und ein Boot zum Rekognoszieren ausschicken sollen, wie ich euch schon sagte. Das ist eine Sache, die ihr bereuen müßt."

„Ich habe meine Fehler jedenfalls teuer bezahlt, Bruder, und ich fürchte nur, die arme Mabel wird darunter leiden müssen. Aber ich glaube doch, die ganze Sache wäre nicht passiert, wenn uns nicht jemand verraten hätte. Ich fürchte sehr, Jasper Eaudouce hat ein falsches Spiel gespielt."

„Just meine Ansicht; dieses Süßwasserleben muß ja die Moral eines Menschen früher oder später untergraben. Wir haben die Sache unten in dem Loch besprochen, Leutnant Muir und ich; nur Jaspers Verräterei kann uns in diese verteufelte Situation gebracht haben. Nun, Sergeant, ihr müßt euch jetzt sammeln und an andere Dinge denken; wenn ein Schiff demnächst in einen fremden Hafen einlaufen soll, dann ist's besser, an den Ankergrund da drinnen zu denken, als an das, was während der Reise vorgefallen ist; dafür ist das Logbuch da, in dem alles für uns oder gegen uns verzeichnet steht . . . Wie, Pfadfinder, ist etwas im Wind, daß ihr die Leiter herunterkommt wie ein Indianer im Kielwasser hinter einem Skalp?"

Der Führer hob warnend einen Finger auf und winkte Cap, die Leiter heraufzusteigen, während Mabel seinen Platz bei dem Sergeanten einnahm.

„Wir müssen klug und auch kühn sein," sagte er leise. „Die Reptiler gehen jetzt ernstlich daran, das Blockhaus anzuzünden. Und wir müssen aufpassen, Salzwasser, und eifrig am Werk sein! Es sind zum Glück fünf oder sechs Fässer Wasser herinnen, und das bedeutet schon was für 'ne Belagerung; und ich müßte mich sehr verrechnen, wenn uns die Schlange nicht zu Hilfe kommt."

Cap ließ sich's nicht zweimal sagen, sondern kletterte sofort leise hinauf. Pfadfinder hatte eine Schießscharte geöffnet, nachdem er vorher das Licht so gut versteckt hatte,

daß er sich keinem verräterischen Schuß aussetzte. Eine Stille folgte, dann rief die Stimme des Quartiermeisters:

„Meister Pfadfinder, ein Freund ruft euch zu einer Besprechung. Tretet nur frei an eine der Schießscharten, ihr habt nichts zu fürchten, solange ihr mit einem Offizier vom Fünfundfünfzigsten redet."

„Was wollt ihr von mir, Quartiermeister? Das Fünfundfünfzigste ist ein braves Regiment, wenn ich auch das Sechzigste noch lieber hab. Aber was wollt ihr?"

„Pfadfinder, ihr seid ein vernünftiger Mann, und der Ruf eurer Tapferkeit steht an der Grenze zu fest, als daß ihr Tollkühnheit nötig hättet; und ihr wißt sehr gut, es ist ein Verdienst, sich anständig zu ergeben, wenn Widerstand unmöglich wird. Der Feind ist zu stark für uns, mein braver Kamerad, und ich will euch raten, das Blockhaus aufzugeben unter der Bedingung, als Kriegsgefangener behandelt zu werden."

„Schönen Dank für euren Rat, Quartiermeister, aber es gehört nicht zu meinen Gaben, einen so festen Platz aufzugeben, solange Nahrung und Wasser vorhalten."

„Ich wäre der letzte, Pfadfinder, einen so wackeren Entschluß zu bekämpfen, wenn ich nur die Möglichkeit sähe, ihn durchzuführen. Aber ihr wißt, daß Meister Cap gefallen ist . . ."

„Oder nicht!" brüllte der Betreffende aus dem Innern des Hauses, „weit entfernt davon, Leutnant, der ist hier und bleibt hier!"

„Das ist allerdings eine sehr lebendige Stimme," erwiderte Muir, „und ich freue mich, sie zu hören! Aber, Meister Pfadfinder, wenn ihr auch die Gesellschaft unseres Freundes Cap genießt, und daß das ein Vergnügen ist, weiß ich aus einer Erfahrung von zwei Tagen und einer Nacht in der Erde, so haben wir doch den Sergeanten Dunham verloren, der mit allen seinen braven Leuten gefallen ist. Lundie wollte es so! Nun, wir haben alle unser Bestes getan, und mehr kann man von dem großen Grafen von Stair auch nicht sagen!"

„Ihr irrt euch wieder, Quartiermeister, der Sergeant ist hier im Blockhaus; die ganze Familie ist hier beisammen."

„Nun, ich freue mich, das zu hören; wir hatten den Sergeanten sicher tot geglaubt. Wenn die hübsche kleine Mabel noch im Blockhaus ist, so laßt sie um Himmelswillen herauskommen, denn der Feind will Feuer anlegen. Ihr kennt die Gewalt des Elements, Pfadfinder, seid klug und gebt einen Platz auf, den ihr nicht halten könnt."

„Ich kenne die Gewalt des Feuers, Quartiermeister, ich weiß, daß man es nicht nur zum Kochen brauchen kann. Aber ihr habt sicher auch von der Gewalt Wildtods gehört, und der Mann, der ein Reisigbündel an diese Balken legt, der wird mein Pulver zu kosten kriegen. Mit Pfeilen können sie nichts machen, denn wir haben kein Schindeldach, sondern gute, solide Balken und Wasser in Menge. Ich bin ein friedlicher Mann, wenn man mich in Ruhe läßt, aber wer das Blockhaus anzünden will, der wird es mit seinem Blut löschen helfen!"

„Ach, das ist alles nur romantisches Gerede, Pfadfinder, das ihr selber nicht recht glauben könnt. Tollkühnheit, Pfadfinder, ist nicht Tapferkeit . . ."

„Ich glaube, Quartiermeister, Worte sind da nutzlos; wir werden beide bei unserer Meinung bleiben. Laßt die Reptiler nur kommen; sie wollen Holz verbrennen, ich verbrenne Pulver. Nichts mehr! Ihr habt gerade genug geredet für einen, der des Königs Rock trägt; wenn wir alle verbrennen sollten, euch werden wir nichts nachtragen!"

„Pfadfinder, ihr werdet doch nicht Mabel, die hübsche kleine Mabel Dunham, solcher Schrecknis aussetzen!“

„Mabel Dunham pflegt ihren verwundeten Vater und Gott hat sie in seinem Schutz. Ihr soll kein Haar gekrümmt werden, solange Aug und Hand mir nicht versagen. Ihr traut den Mingos, Meister Muir, ich nicht. Aber nun ist genug geredet!“

Damit schloß Pfadfinder, der seinen Körper die ganze Zeit wohlgedeckt vor verräterischen Schüssen gehalten hatte, die Schießscharte und hieß Cap zum Dach hinaufsteigen. Dieser fand bereits zehn flammende Pfeile in der Rinde stecken, während das Geheul der Indianer die Luft erfüllte. Das Krachen der Gewehre folgte, und die Kugeln schlugen an die Balken. Der Sergeant lag unten im Fieber, seine glasigen Augen begannen zu glänzen.

„Die Grenadiere sollen angreifen,“ flüsterte er, „und warum schießt denn die Artillerie nicht?“

In diesem Augenblick ertönte wirklich der schwere Donner einer Kanone und man hörte das Holz splittern und krachen, als ein schwerer Schuß die Balken im oberen Stockwerk zerriß, und das ganze Blockhaus unter dem Stoß der einschlagenden Granate erzitterte. Pfadfinder entging ihr gerade noch, da sie knapp an ihm vorüberfuhr; aber als sie platzte, stieß Mabel unten einen lauten Schrei aus, denn sie glaubte, daß alles über ihren Häupten zerschmettert und getötet sein müßte. Wie um ihren Schrecken zu vermehren, schrie ihr Vater wild: „Drauf! Los!“

„Mabel,“ sagte Pfadfinder durch die Falltüre, „das ist echte Mingoarbeit, viel Lärm und wenig Schaden! Die Vagabunden haben die Haubitz, die wir den Franzosen abgenommen, erwischt und haben sie abgefeuert; wir wissen, daß nur eine einzige Granate da war, und so sind sie vorläufig damit fertig, und niemand ist verletzt. Ich habe vor viel zu viel Büchsen Spießruten gelaufen, als daß mich eine Haubitz erschrecken könnte, und noch dazu eine in Indianerhänden!“

Mabel murmelte ein paar Worte des Dankes, aber der Lärm und Aufruhr war so groß, daß niemand den andern recht verstand; sie hätte darüber die Besinnung verlieren können, wären nicht alle ihre Gedanken bei ihrem Vater gewesen.

Cap blieb vollkommen gelassen. Sein Respekt für die Macht der Wilden wuchs, wie der für die Gewalt des süßen Wassers gestiegen war, aber mehr aus Angst vor dem Skalpiert- und Gemartertwerden; vor dem Tode fürchtete er sich nicht. Er arbeitete auf dem Dach mit einer Furchtlosigkeit und setzte sich den Schüssen so unvorsichtig aus, daß Pfadfinder der erste gewesen wäre, der ihn getadelt hätte. Unbekümmert eilte er nach rechts und links und spritzte Wasser auf die Flammen, mit derselben Gleichgültigkeit, mit der er in einer Seeschlacht die Segel getrimmt hätte. Er trug die Hauptschuld an dem ungeheuren Lärm, denn die Indianer, nicht gewohnt, ihre Feinde zu sehen, heulten und brüllten, so oft er sich zeigte. Die Kugeln pfiffen um ihn her, ohne ihn zu verletzen, und als die Granate unten durch die Balken schlug, setzte der alte Seemann seinen Wassereimer nieder, schwang seine Mütze und rief drei laute „Cheers“. Von diesem Augenblick an sagten sich die Indianer, „Salzwasser ist wahnsinnig“, und hörten auf, nach ihm zu feuern. Pfadfinder hingegen regelte sein Verhalten nach genauester Berechnung; er vermied sorgfältig, sich in der Linie der Schießscharten aufzuhalten, und hielt nur von der gedecktesten Stelle Ausschau. Wer ihn nicht gekannt, hätte ihn für furchtsam halten können; übrigens wäre ihm das ganz gleichgültig gewesen. Während der ersten zehn Minuten hob er den Kolben nicht vom Boden, ausgenommen, wenn er selbst die Stelle

wechselte. Gefahr vom Feuer der Angreifer war nicht zu fürchten, wenn nicht eine zufällige Kugel den Weg durch eine Schießscharte fand. Dies geschah auch ein- oder zweimal, aber dann kamen sie unter einem Winkel, der sie unschädlich machte, solange die Indianer aus der Nähe feuerten, und nahmen sie eine größere Distanz, so wurde die Wahrscheinlichkeit so gering, daß sie nicht mehr zählte. Jetzt aber hörte er die Mokassins und das Rauschen von Reisig dicht unter sich; er rief Cap herunter und hieß ihn sich mit dem Wasser bereit halten. Dann ließ er die Irokesen ruhig ihre trockenen Zweige aufschichten und unbelästigt in ihre Deckung zurückkehren. Auch Cap durfte nichts weiter tun, als ein Wasserfaß an das Loch über der meistgefährdeten Stelle schieben. Erst als die Flamme die Büsche rings hell beleuchtete und Pfadfinders rasches Auge drei oder vier lauernde Gestalten erspähte, fragte er: „Seid ihr bereit, Freund Cap? Diese grünen Balken brennen nicht leicht, aber schließlich, wenn sie zu sehr gereizt werden, flammen sie auch auf. Seid ihr bereit mit dem Faß? Gebt acht, daß kein Wasser verschwendet wird!"

„All klar!" antwortete Cap.

„Dann wartet auf das Kommando. Nur keine Ungeduld in der Schlacht!"

Während Pfadfinder diese Anweisungen gab, hatte er langsam Wildtod emporgehoben, angelegt, und drückte jetzt los. Als er das Gewehr wieder hereingezogen, legte er sein Auge an die Schießscharte.

„Ein Schuft weniger," flüsterte er, während er bereits ein zweites Gewehr anlegte. Als er losdrückte, fiel ein zweiter Indianer. Auf den dritten Schuß warteten die übrigen nicht, sondern die ganze Bande brachte sich in Sicherheit.

„Nun schüttet drauf los, Meister Cap," rief Pfadfinder, „ich habe die Spitzbuben gezeichnet, und für heute nacht ist ihnen die Lust zum Feueranlegen wohl vergangen."

„Wahrschau! Von unten!" schrie Cap und goß das Faß so geschickt aus, daß es die Flammen unten vollkommen verlöschte.

Die übrige Nacht verging in Ruhe. Pfadfinder und Cap hielten abwechselnd Wache, während Mabel am Bett ihres Vaters blieb. Bisher hatte sie tatsächlich ohne Vater gelebt, und doch schien es ihr jetzt, da sie ihn verlieren sollte, als würde die Welt nach seinem Tode leer werden, und sie niemals mehr glücklich sein können.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Als es hell wurde, stiegen Pfadfinder und Cap wieder zum Dache empor, um auszuschauen. Eine niedere Brustwehr lief rings um das Dach, nicht gar hoch, aber breit und fest, so daß sie reichlich Schutz gab, wenn man sich hinter ihr niederlegte.

Der Wind blies noch frisch aus dem Süden, und das Wasser in den Kanälen sah an manchen Stellen grün und zornig aus. Die kleine Insel war ungefähr eiförmig gestaltet und hatte von Ost nach West ihre größte Ausdehnung. Cap machte diese Beobachtung und teilte sie Pfadfinder mit. Plötzlich unterbrach er sich jedoch und rief laut und lustig: „Segel ahoi!"

Pfadfinder blickte rasch in der gleichen Richtung wie sein Gefährte; sie standen hoch genug, um über mehrere der benachbarten Inseln hinwegzublicken; in der Tat waren die Segel eines Schiffes durch die Büsche, die den Strand einer südwestlich gelegenen Insel umsäumten, sichtbar. Das Fahrzeug hatte jedenfalls nicht viel Segel beigesetzt, aber die Gewalt des Windes war so groß, daß ihre weißen Umrisse an den grünen Büschen mit der Schnelligkeit eines galoppierenden Pferdes vorüberschossen.

„Das kann nicht Jasper sein," sagte Pfadfinder enttäuscht, „der Junge ist diesmal unpünktlich. Das ist irgendein Fahrzeug, das die Franzer den verfluchten Mingos zuhilfe geschickt haben."

„Diesmal verrechnet ihr euch, Freund Pfadfinder," erwiderte Cap, „Süßwasser oder Salzwasser, das ist der Kopf vom Schönfahrsegel des Scud, denn es hat einen schmäleren Schrägschnitt als üblich ist; und ihr seht auch, daß die Gaffel verlascht ist — ganz nett gemacht, ich gebe es zu, aber doch verlascht!"

„Ich sehe nichts von alledem," antwortete Pfadfinder, für den Cap griechisch sprach.

„Nun, das überrascht mich; ich dachte, eure Augen könnten alles sehen. An eurer Stelle, Freund, würde ich fürchten, daß meine Augen schlecht werden."

„Wenn das wirklich Jasper ist, dann fürchte ich nicht mehr viel. Das Blockhaus können wir noch sechs oder acht Stunden gegen den ganzen Mingostamm halten, und wenn Eau-douce uns den Rückzug deckt, dann steht alles gut. Wenn der Junge nur nicht anläuft und in den Hinterhalt fällt, wie der Sergeant."

„Ja, da liegt die Gefahr. Ihr hättet Signale abmachen müssen und einen Ankergrund ausbojen, ja, und auch eine Quarantänestation errichten, wenn diese Mingusse nur das Völkerrecht respektieren würden! Wenn der Bursch da in der Nachbarschaft anlegt, dann ist's mit dem Kutter aus, und überhaupt, Meister Pfadfinder, wenn der Jasper nur nicht im Einverständnis mit den Franzosen ist! Die ganze Geschichte schmeckt nach Verrat!"

„Wir werden es bald wissen, Meister Cap. Denn da kommt der Kutter wirklich hinter der andern Insel hervor; in fünf Minuten ist alles entschieden. Wir sollten dem Jungen irgendein Warnungszeichen geben. Er darf nicht so in die Falle laufen!"

Aber in der Sorge und Spannung, in der sie dastanden, gab keiner ein Zeichen, und der Scud kam bereits schäumend durch den Kanal, an der Luvseite der Insel, mit einer Schnelligkeit, die kaum zum Überlegen Zeit ließ. Übrigens war auf dem Deck niemand sichtbar, dem man ein Zeichen hätte machen können, selbst das Steuer schien verlassen, obschon das Schiff ebenso sicheren Kurs hielt, als es rasch vorwärtskam.

In stummer Verwunderung sah Cap auf das ungewöhnliche Schauspiel. Aber als der Scud näher herankam, entdeckte sein erfahrenes Auge, daß das Steuer an Tauen gelenkt wurde, obschon die Person des Steuermanns verborgen war. Da der Kutter ziemlich hohe Schanzen hatte, war das Geheimnis erklärt; die Leute lagen offenbar dahinter, um vor den Büchsen der Feinde gedeckt zu sein.

„Das scheint zu beweisen, daß die Schlange Oswego nicht erreicht hat, und daß wir von der Garnison noch keine Hilfe zu erwarten haben. Aber Jasper Western ist selber ein ganzes Heer wert. Wir drei, Meister Cap, können uns ganz gehörig halten . . . ."

„Das können wir und das wollen wir!" antwortete Cap von Herzen. „Seht, dieser Jasper ist immerhin klug, er hält auf freies Wasser; er scheint die Sache erst ausprobieren zu wollen, ehe er anlegt."

„Ich hab's!" rief Pfadfinder jubelnd, „da liegt das Kanoe der Schlange auf dem Deck des Kutters, der Häuptling ist an Bord und hat Jasper alles berichtet."

„Das Kanoe mag zum Kutter gehören," sagte der Seemann. „Der Ohdius hatte eines an Bord, als wir ausseglten."

„Ganz recht, Freund Cap, aber wenn ihr eure Segel und Maste an den Schnitten und Verlaschungen erkennt, so kenne ich meine Kanoes. Wenn ihr neues Tuch an einem Segel seht, so sehe ich neue Rinden an einem Kanoe. Das ist das Boot der Schlange, der brave Kerl ist auf den Scud gestoßen und hat den Kutter hergebracht. Gott gebe, daß Jasper Western noch an Bord ist!"

„Ja, ja, das wäre wohl nicht schlecht, denn treu oder untreu, der Junge hat eine geschickte Art in einem Sturm, ich muß es zugeben."

„Und in einem Wasserfall," sagte Pfadfinder, indem er leise lachend seinem Gefährten den Ellbogen in die Rippen stieß. „Wir wollen dem Jungen sein Recht werden lassen, und wenn er uns alle mit eigener Hand skalpieren sollte."

Der Scud war nun so nahe, daß Cap keine Antwort gab. Er war ganz in die Beobachtung der Vorgänge versunken.

Der Wind blies noch immer so heftig, daß die Büsche und viele der kleineren Bäume sich fast bis zur Erde bogen, während sein Rauschen durch die Zweige dem Donnern ferner Wogen glich. Die Luft war voll welker Blätter, die wie Vogelschwärme von Insel zu Insel gepeitscht wurden. Sonst aber war alles still. Daß die Wilden noch da waren, konnten sie daraus schließen, daß ihre Kanoes zusammen mit den Booten des Regiments noch in der kleinen Bucht lagen; sonst war keine Spur von ihnen zu bemerken. Jedermann hatte Deckung gesucht. Die gleiche Stille herrschte im Blockhaus, wo auch Pfadfinder und Cap sich sorgfältig hinter der Brustwehr gedeckt hielten. Aber noch merkwürdiger und unheimlicher war das Fehlen aller Menschengegenwart an Bord des Kutters. Ohne daß irgend jemand zu sehen war, schoß er rasch mitten durch den Kanal, jetzt von einem Windstoß tief auf die Seite gelegt, jetzt wieder hoch aufgerichtet; kaum zehn Minuten waren vergangen, seit sie zuerst die Segel entdeckt hatten, und schon stand er auf der Höhe des Blockhauses. Und nun sprang zu Caps und Pfadfinders Freude Jasper Western auf dem Verdeck auf und rief drei herzliche „Cheers". Unbekümmert

13*

um alle Gefahr tat Cap das gleiche und gab die Begrüßung dreimal zurück. Es war sein Glück, daß die Politik der Wilden sie bestimmte, ganz still zu bleiben und keinen Schuß zu tun. Pfadfinder hingegen beschränkte sich völlig auf das Zweckmäßige. Sowie er Jasper sah, rief er, ohne sich zu zeigen, mit Stentorstimme:

„Haltet zu uns, Junge, und der Tag ist unser. Gebt ihnen eine Ladung Schrot dort in den Büschen, und sie werden auffliegen wie die Rebhühner!"

Ein Teil dieser Worte erreichte Jaspers Ohren, die meisten trug der Wind davon. Der Scud war auch schon vorüber und im nächsten Augenblick durch die Bäume ihren Blicken entzogen.

Angstvolle Minuten folgten, dann sahen sie die Segel wieder: Jasper hatte gewendet, das Klüver übergeholt und kam nun im Lee der Insel über dem andern Bug wieder herauf. Der Wind raumte genug, um dieses Manöver möglich zu machen, und der Kutter schoß in einer Weise durchs Wasser, daß sie wohl erkannten, er würde leicht wieder windwärts gelangen. Dabei war die ganze Wendung mit größter Leichtigkeit vollzogen worden, keine Schote berührt, die Segel trimmten sich selbst, das Steuer allein lenkte die wunderbare Maschine. Sie schienen nur rekognoszieren zu wollen. Aber als der Scud die ganze Insel umfahren hatte und wieder luvwärts in den Kanal stand, durch den er zuerst gekommen war, wurde das Steuer herabgedreht, und er wendete wieder. Der Knall, mit dem das Schönfahrsegel sich wieder füllte, dicht gerefft, wie es war, tönte beinahe wie ein Schuß, und Cap zitterte schon, die Nähte würden auseinandergehen.

„Seine Majestät gibt gutes Tuch, man muß es sagen," murmelte der alte Seemann, „und man muß auch zugeben, daß der Junge das Boot geschickt regiert. Gott verdamm mich, Meister Pfadfinder, wenn ich glaube, daß dieser Herr Ohdius sein Handwerk auf diesem Süßwasserteich gelernt hat."

„Doch! doch! Er hat den Ozean nie gesehen und hat seinen Beruf nur hier auf dem Ontario gelernt. Ich habe ja immer gesagt, er hat eine natürliche Gabe für Boote und Kutter und dergleichen!"

Der Scud hielt nun so weit ab, daß die beiden Beobachter einen Augenblick fürchteten, Jasper würde anlegen. Aber Jasper hatte nicht diese Absicht. Mit dem Ufer vertraut und mit der Wassertiefe an jeder Stelle genau bekannt, wußte er, was er wagen konnte, und schoß jetzt furchtlos so nahe, daß er, die Bucht passierend, die beiden Boote der Soldaten losriß und in den Kanal mit hinausriß. Da die Kanoes der Wilden an den zwei englischen Booten befestigt waren, sahen sich die Wilden plötzlich ihrer Fahrzeuge beraubt; sie konnten die Insel nur mehr schwimmend verlassen. Sie sprangen auch alle empor, erfüllten die Luft mit ihrem Geheul und eröffneten ein unschädliches Feuer. Aber im selben Augenblick krachten zwei Schüsse von der andern Seite; der eine kam von der Spitze des Blockhauses, und ein Irokese fiel tot hin. Der andere kam vom Scud, und ein Indianer war lahm geschossen. Die Mannschaft des Scud erhob ein lautes Geschrei, und die Wilden versanken wieder gleichsam in die Erde.

„Das war die Schlange," rief Pfadfinder, „ich kenne den Knall seines Gewehrs so gut wie den Wildtods! Nun müßte es schlimm gehen, oder wir zeigen diesen Mingostrolchen noch, wie ein vernünftiges Gefecht aussieht!"

Während der ganzen Zeit hatte der Scud sich weiterbewegt. Am Ende der Insel ließ er die Boote fahren; sie trieben unter dem Winde davon und strandeten an irgendeiner Landspitze, etwa eine Meile leewärts. Dann wendete er und arbeitete sich wieder

durch den andern Kanal gegen die Strömung herauf. Die auf dem Blockhaus konnten sehen, daß irgend etwas auf dem Deck vorgenommen wurde, und als der Kutter vor der größten Bucht der Insel lag, erkannten sie zu ihrer großen Freude, daß die Haubitz demaskiert worden war, und ein Schauer von Kugeln zischte in die Büsche. Ein Schnepfenzug konnte nicht rascher aufsteigen, als der eiserne Hagel die Irokesen aufscheuchte, und sofort fiel ein zweiter Wilder durch eine Kugel aus dem Rohr Wildtods, während ein anderer, von der Schlange getroffen, davonhinkte. Allerdings waren im Augenblick neue Deckungen gefunden, und beide Parteien schienen sich auf einen neuen Kampf vorzubereiten, als Juni mit einer weißen Flagge erschien, von Muir und dem französischen Offizier begleitet.

Die Verhandlungen wurden dicht am Blockhaus geführt. Jasper legte sich gerade gegenüber vor Anker und hielt die Haubitze auf die feindlichen Unterhändler gerichtet, die ohnedies der sicheren Kugel Wildtods ausgesetzt waren.

„Ihr habt gesiegt, Pfadfinder," rief der Quartiermeister, „und Kapitän Sanglier ist selbst gekommen, euch die Kapitulation anzubieten. Ihr werdet einem tapfern Feind einen ehrenvollen Rückzug nicht verweigern. Ich bin beauftragt vonseiten des Feindes, die Räumung der Insel, den Austausch der Gefangenen und die Zurückstellung der Skalps anzubieten."

Da die Konversation sowohl wegen des Windes als wegen der Entfernung mit sehr lauter Stimme geführt werden mußte, wurde alles, was gesprochen wurde, gleichzeitig in dem Blockhaus wie auf dem Kutter gehört.

„Was sagt ihr, Jasper?" rief Pfadfinder, „sollen wir die Landstreicher gehen lassen?"

„Wie geht's Mabel Dunham?" fragte der junge Mann mit drohendem Gesichtsausdruck. „Wenn ihr ein Haar gekrümmt ist, so soll es der ganzen Irokesenbande schlecht gehen."

„Nein, nein, sie ist in Sicherheit, sie ist unten und pflegt ihren sterbenden Vater. Wegen der Wunde des Sergeanten können wir keinen Groll hegen, denn das war rechtschaffener Krieg; und Mabel . . ."

„Sie ist hier," rief das Mädchen selbst, die aufs Dach gestiegen war, „und im Namen Gottes bitte ich euch, kein Blutvergießen mehr! Wenn die Leute in Frieden gehen wollen, Jasper, Pfadfinder, so haltet sie nicht! Mein Vater soll in Frieden sterben. Und geht, geht, Franzosen und Indianer, wir sind nicht länger eure Feinde und wollen euch nichts zuleide tun!"

„Ta, ta, ta, Magnet," rief Cap, „das klingt ganz schön in der Kirche oder in einem Gedichtbuch; aber gesunder Menschenverstand ist das nicht. Der Feind will losschlagen, Jasper liegt da mit seiner Breitseite; Pfadfinder trifft in ein Nadelöhr, und wir kriegen Prisengeld, Kopfgeld und Ehre dazu, wenn du dich nicht dreinmischst!"

„Nun," sagte Pfadfinder, „ich bin mehr Mabels Ansicht. Es ist genug Blut vergossen worden, wir haben dem König gedient und unsern Zweck erreicht; und Ehre in diesem Sinn ist für junge Fähnrichs und Rekruten, aber nicht für gesetzte christliche Männer. Ehre verlangt, daß man tut, was recht ist, und ich halte es für unrecht, selbst einem Mingo das Leben zu nehmen, wenn's keinen Zweck hat. Also, Leutnant Muir, laßt uns hören, was eure Freunde, die Franzosen und Indianer, zu sagen haben."

„Meine Freunde?" sagte Muir zurückfahrend. „Ihr werdet doch die Feinde des Königs nicht meine Freunde nennen, Pfadfinder, weil das Kriegsglück mich in ihre Hände gegeben hat! Meister Cap dort kann bezeugen, daß wir alles taten, was menschenmöglich ist, um diesem Unheil zu entgehen."

„Ja, ja," entgegnete Cap trocken, „entgehen ist ganz gut gesagt. Wir liefen nach unten und versteckten uns. Ihr seid ins Loch gekrochen wie ein Fuchs, Quartiermeister, und wie zum Teufel ihr es nur so schnell gefunden habt, darüber staune ich jetzt noch. Ein Faultier an Bord schwänzelt sich nicht rascher davon, wenn der Klüverbaum niedergeholt werden soll, als ihr . . ."

„Und lieft ihr nicht nach? Es gibt Augenblicke im Menschenleben, in denen die Vernunft sich zum Instinkt erhebt . . ."

„Und Menschen in Löcher hinabkriechen," unterbrach Cap ihn mit lautem Lachen, in das Pfadfinder und Jasper, wenn auch stiller, einstimmten. „Man sagt, der Teufel könnte kein Seemann werden, weil er nicht hinaufschauen kann; ein Soldat kann er nicht werden, wie's scheint, wenn er nicht hinabschaut!"

Dieser Heiterkeitsausbruch, wie unangenehm er auch Muir sein mochte, trug doch sehr zur Erhaltung des Friedens bei. Cap hatte das Gefühl, einen ausgezeichneten Witz gemacht zu haben, und der allgemeine Beifall stimmte ihn nachgiebig. Nach einer kurzen Beratung wurde abgemacht, daß sämtliche Wilden auf der Insel sich unbewaffnet hundert Schritt vom Blockhaus unter der Kanone des Scud aufstellen sollten, während Pfadfinder herunterkam, um die endgültigen Bedingungen zu verabreden. Die Indianer mußten selbst ihre Messer und Tomahawks abgeben, da sie noch immer in vierfacher Überzahl waren. Der französische Offizier Hauptmann Sanglier machte hiergegen, als eine schimpfliche Maßregel, Einwendungen, aber Pfadfinder, der ein oder zwei indianische Gemetzel angesehen hatte, die gegen alle Verträge erfolgt waren, blieb unerbittlich. Weiter wurde abgemacht, daß Hauptmann Sanglier sämtliche Gefangenen auszuliefern hätte, die in derselben Höhle, in die Cap und Muir sich geflüchtet hatten, sorgfältig bewacht gehalten wurden. Vier von ihnen waren, wie sich herausstellte, völlig unverletzt; sie hatten die gewöhnliche List gebraucht, sich bei den ersten Schüssen niederzuwerfen, um ihr Leben zu retten. Von den übrigen waren zwei so leicht verwundet, daß sie diensttauglich waren. Da die Leute ihre Musketen wiederbekommen hatten, begann Pfadfinder sich unbesorgt zu fühlen und ließ sie das Blockhaus besetzen, in das er die feindlichen Waffen hatte bringen lassen. Die übrigen Soldaten waren sämtlich tot, da man die Schwerverwundeten sogleich umgebracht hatte, um sich ihrer Skalps zu bemächtigen.

Jasper brachte nun den Kutter wieder unter Segel, lief zur Landspitze, an der die Boote gestrandet waren, nahm sie wieder ins Schlepptau und brachte sie in den Kanal an der Leeseite. Hier schifften sich sämtliche Wilden sogleich ein, worauf Jasper die Boote ein drittes Mal ins Schlepptau nahm und, vor dem Wind davonsegelnd, sie eine Meile leewärts wieder losließ. Den Indianern wurde für jedes Boot nur ein Ruder gegeben; der junge Seemann wußte wohl, daß sie mit dem Winde noch am selben Vormittag in Kanada landen konnten.

Nun waren nur mehr Hauptmann Sanglier, Pfeilspitze und Juni auf der Insel; der erstere hatte einige Papiere mit dem Leutnant Muir aufzusetzen und zu unterzeichnen, da dieser in seinen Augen den Vorzug eines Offizierspatents hatte. Pfeilspitze hatte es vorgezogen, in diesem Augenblick die Gesellschaft seiner irokesischen Freunde zu meiden. Kanoes für die drei waren noch dabehalten worden.

In der Zwischenzeit waren Pfadfinder und Cap mit Hilfe einiger Soldaten darangegangen, ein Frühstück zu bereiten, da die meisten seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatten. Dann suchte er Mabel und den Sergeanten auf und bestand darauf, daß auch Mabel Nahrung zu sich nehme.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

änner, die an solchen Krieg und solche Kämpfe gewohnt sind, bleiben nicht lange unter dem Einfluß weicherer Gefühle, besonders nicht, solange sie noch im Feld sind. Dennoch war mehr als ein Herz bei Mabel im Blockhaus, und selbst dem rauhesten Soldaten hätte das Essen besser geschmeckt, wenn der Sergeant nicht seinem Ende so nahe gewesen wäre.

Als Pfadfinder wieder aus dem Blockhaus trat, kam Muir ihm entgegen und bat ihn mit fast übermäßiger Höflichkeit um eine private Unterredung.

„Mein liebster Freund," begann er, „euer Benehmen in dieser letzten Affäre macht euch uns noch siebenundsiebzigmal teurer, als ihr es je wart! Wenn man euch kein Offizierspatent geben wird, was ja auch nicht gerade auf eurem Weg läge noch euren Wünschen entspräche, aber als Führer und Schütze und Ratgeber und loyaler Untertan steht ihr geradezu auf der Höhe des Ruhms. Denkt nun an euer Glück, Mann! Nehmt Mabel Dunham um Himmelswillen, heiratet sie, und ihr werdet ein hübsches Weibchen und eine hübsche Reputation haben."

„Ei, Quartiermeister, das ist ja ein merkwürdiger Rat aus eurem Mund! Ich glaubte, ich hätte einen Rivalen in euch!"

„Den hattet ihr auch, Mann, und einen furchtbaren Rivalen, einen, der noch niemals vergeblich geworben hat, und er hat fünfmal geworben! Lundie neckt mich mit vier Frauen, und ich leugne es ab; wenn er wüßte, daß er noch gar nicht an die Wahrheit kommt! Aber ich war euer Rivale, ich bin es nicht mehr. Ihr habt meine herzlichsten Wünsche für euren Erfolg, und wenn der brave Sergeant am Leben bleiben könnte, so würde ich für euch ein Wort bei ihm einlegen."

„Ich bin euch für eure Freundschaft recht dankbar, Quartiermeister, obschon ich eines guten Wortes beim Sergeanten nicht bedarf. Die Sache ist ohnedies abgemacht, denn Mabel und ihr Vater sind einverstanden, und ich wüßte nicht, wer's sonst hindern könnte. Ach Gott, der arme Mann wird die Erfüllung seines Herzenswunsches schwerlich erleben!"

„Aber er wird wenigstens im Sterben den Trost haben, zu wissen, daß er erfüllt wird. Wenn ich aber um Mabel Dunham auch nicht freien kann, so werdet ihr doch nichts dagegen haben, daß ich meiner Achtung für sie Ausdruck gebe, wo ich kann. Aber Pfadfinder, ihr werdet auch begreifen, daß ein armer Teufel, der um eine solche Braut kommt, Trost braucht."

„Gewiß, gewiß, Quartiermeister," erwiderte der Führer, „ich weiß, wie schwer der Verlust Mabels mir fallen würde. Es mag hart für euch sein, uns verheiratet zu sehen, aber ihr habt ja Zeit, euch zu fassen, der Tod des Sergeanten wird die Hochzeit wohl hinausschieben."

„Ich werde es schon tragen, wenn mir auch das Herz hämmert. Und ihr könnt mir helfen, Mann, indem ihr mir Arbeit verschafft. Ihr begreift, daß diese Expedition einen

ganz eigentümlichen Charakter hatte, denn da steh ich mit dem königlichen Patent doch nur als Freiwilliger, während ein bloßer Unteroffizier das Kommando führt. Ich habe mich darein gefügt aus bestimmten Gründen, obschon mein Blut kochte und ich gerne Gewalt gehabt hätte, solange der Kampf um die Ehre des Landes und die Rechte Seiner Majestät noch tobte . . ."

„Quartiermeister," unterbrach ihn der Führer, „ihr fielt so zeitig dem Feind in die Hände, daß ihr euch daraus kein Gewissen zu machen braucht. So rate ich euch, redet nichts davon!"

„Ganz meine Ansicht, Pfadfinder, wir wollen nichts davon reden. Sergeant Dunham ist hors de combat . . ."

„Wie — was?" fragte der Führer.

„Nun, der Sergeant ist nicht mehr fähig zu kommandieren, und man kann doch kaum einen Korporal eine siegreiche Abteilung kommandieren lassen wie die unsrige. Und so möchte ich darauf Anspruch machen. Ihr, teurer Freund, der ihr nun Mabel und so viel Ehre gewonnen habt, ihr werdet doch keine Einsprache dagegen erheben."

„Ich glaube, Leutnant, das ist euer gutes Recht, die Soldaten des Fünfundfünfzigsten zu kommandieren, obschon ihr allerdings Kriegsgefangener wart und Leute da sind, die sich einem, den sie selbst befreit, nicht zu fügen brauchen. Aber ich glaube nicht, daß einer etwas sagen wird."

„So denk ich auch, Pfadfinder, und wenn ich den Bericht über unsern Erfolg gegen die Boote und bei der Verteidigung des Blockhauses schreiben werde, werdet ihr eure Verdienste nicht übergangen finden."

„Ach, laßt meine Verdienste, Quartiermeister, Lundie weiß genau, wer ich bin, und der General weiß es noch besser als er. Erzählt eure Geschichte und sorgt nur, daß ihr Mabels Vater Gerechtigkeit widerfahren laßt, der eigentlich noch immer Kommandant ist."

Muir versprach dies, und zum erstenmal, seitdem sie Oswego verlassen hatten, begann der Quartiermeister die Autorität zu beanspruchen, die seinem Range gebührte. Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden, die Soldaten fügten sich selbstverständlich, die Verwundung des Sergeanten allein hätte für sie genügt.

Während all dieser Zeit hatte Kapitän Sanglier sich mit der Resignation eines Philosophen und der Gefräßigkeit eines Straußes seinem Frühstück gewidmet. Dieser Mann war seit etwa dreißig Jahren in der Kolonie bekannt. Eine eiserne Konstitution, ein unbezwinglicher Mut, eine außerordentliche Verhärtung des Gemüts und eine gewisse besondere Geschicklichkeit im Umgang mit den Wilden hatten ihn schon früh dem französischen Höchstkommandierenden als den geeigneten Mann erscheinen lassen, die militärischen Operationen seiner indianischen Verbündeten zu leiten. Oft hatte er die Irokesen auf ihren Beutezügen angeführt und hatte dabei Zwiefaches geleistet. Er hatte das Elend, das sie anrichteten, einerseits gelindert und andererseits dadurch, daß er den Wilden die geschicktere Politik und die größeren Mittel der Zivilisation an die Hand gab, es vermehrt. Er entwarf die Pläne für ihre Züge und milderte dann oft das Unheil, das er selbst heraufbeschworen hatte. Dennoch war sein Name mit der Erinnerung an viele Greueltaten so verknüpft, daß er in den amerikanischen Provinzen allgemein für einen blutdürstigen Schurken gehalten wurde, und sein Spitzname Sanglier, oder Steinherz, den er sich selbst gewählt, wie er im Grenzland genannt wurde, den Frauen und Kindern jener Tage ebenso schrecklich geworden war, wie es später die Butlers und Brandts wurden.

Das Zusammentreffen zwischen Pfadfinder und Sanglier glich dem zwischen Wellington und Blücher. Jeder sah in dem andern einen furchtbaren Gegner, und doch erkannte jeder, so wenig sie auch sonst gemein hatten, den Krieger in dem andern an. Pfadfinder achtete Sanglier um seines Mutes willen, und gewohnt, das Gerede der Leute nicht voll zu nehmen, glaubte er nicht die Hälfte von dem, was man von dem Mann erzählte; dennoch konnte er seine Selbstsucht, seine kaltblütigen Berechnungen nicht gutheißen, und vor allem nicht die Tatsache, daß er seine „weißen Gaben" vergaß und „rote" Mittel in Anwendung brachte. Auf der anderen Seite war Pfadfinders Selbstlosigkeit dem französischen Abenteurer ein Rätsel.

Als die beiden Helden einander einen Augenblick betrachtet hatten, lüftete Sanglier seine Mütze und sagte mit jenem Rest französischer Liebenswürdigkeit, der ihm in seinem wilden Leben geblieben war: „Monsieur le Pfadfindair, un militaire ehren le courage et la loyauté. Sie sprechen Iroquois?"

„Ja, ich verstehe die Sprache der Reptiler und kann sie zur Not reden. Aber weder die Sprache noch der Stamm sind nach meinem Geschmack. Wo ihr Mingoblut findet, Meister Steinherz, da findet ihr meiner Meinung nach auch einen Schuft. Ich hab euch schon oft gesehen, wenn auch nur im Kampf, und ich muß sagen, es war immer in der vordersten Linie. Ihr müßt ja die meisten unserer Kugeln vom Sehen kennen!"

„Niemals die Ihre, Monsieur; une balle von Ihre honorable Hand sein sichere Tod. Sie dötten meine beste Krieger auf eine Insel!"

„Kann schon sein; wenn es auch vermutlich große Halunken waren. Es soll keine Beleidigung für euch sein, Meister Steinherz, aber ihr bewegt euch in verzweifelt schlechter Gesellschaft."

„Ja, mein Herr," erwiderte der Franzose, der den andern nicht recht verstand und, höflich, wie er selbst war, seine Worte als ein Kompliment auffaßte. „Sie sein zu gut. Aber un brave sein immer comme ça. Was das eißen — ah! Was diese jeune homme tun?"

Pfadfinder blickte in die Richtung, in die ihn Hand und Auge des Franzosen wiesen, und sah, daß zwei Soldaten Jasper rauh angefaßt hatten und ihm die Hände banden.

„Jawohl, was bedeutet das?" rief der Führer, indem er aufsprang und die beiden Soldaten mit einer Muskelkraft beiseite schob, gegen die es kein Widerstreben gab. „Wer wagt es, vor meinen Augen Jasper Eau-douce so zu behandeln?"

„Es geschieht auf meinen Befehl, Pfadfinder," erwiderte der Quartiermeister, „und auf meine Verantwortlichkeit. Ihr werdet euch doch nicht erlauben, die Befehle, die ein königlicher Offizier seinen Soldaten erteilt, zu bestreiten."

„Ich würde die Worte des Königs selber bestreiten, wenn er sagen würde, daß Jasper das verdient. Hat der Junge nicht eben unser aller Skalps gerettet? Und uns den Sieg verschafft? Nee, Leutnant, wenn das der Gebrauch ist, den ihr von eurer Autorität macht, dann werde ich für meine Person sie nicht respektieren!"

„Das schmeckt ein wenig nach Insubordination," antwortete Muir, „aber vom Pfadfinder lassen wir uns manches gefallen. Dem Anschein nach hat Jasper uns allerdings einen Dienst erwiesen, aber hier handelt sich's um das, was wirklich ist. Hat nicht der Major selbst ihn dem Sergeanten angegeben? Haben wir nicht mit unsern eigenen Augen genug gesehen? Ihr werdet nie ein großer Staatsmann oder Feldherr werden, Pfadfinder, wenn ihr dem Schein zuviel traut. Gott helfe mir. Heuchelei ist ein noch scheußlicheres Laster als der Neid . . ."

„Ich frage nicht nach eurem Neid noch nach eurer Heuchelei, noch nach eurem Anschein," erwiderte Pfadfinder. „Jasper Eau-douce ist mein Freund; er ist ein tapferer Bursch, ein ehrlicher Bursch und ein loyaler Bursch; in meiner Gegenwart soll kein Mann vom Fünfundfünfzigsten ihn anrühren, außer auf Lundies eigenen Befehl. Euren Soldaten könnt ihr befehlen, über Jasper und mich habt ihr keine Gewalt, Meister Muir."

„Bon," rief Sanglier energisch, durch Nase und Kehle zugleich.

„Nehmt doch Vernunft an, Pfadfinder. Vergeßt doch nicht, welche Verdachtsgründe wir haben! Und hier ist noch ein Indizium. Seht dieses kleine Stück Flaggentuch. Niemand anders als Mabel Dunham hat es hier auf der Insel an einem Baumzweig gefunden, genau eine Stunde vor dem Angriff des Feindes; und wenn ihr euch die Mühe nehmt, einen Blick auf die Flagge des Scud zu werfen, so werdet ihr sehen, daß dieses Stück darausgeschnitten ist. Einen stärkeren Indizienbeweis hat's nie gegeben."

„Ma foi, c'est un peu fort, ceci!" knurrte Sanglier durch die Zähne.

„Ihr könnt mir lange von Flaggen und Tüchern reden, wenn ich das Herz kenne," erwiderte Pfadfinder. „Hände weg! oder wir werden sehen, wer hier die Oberhand behält, ihr und eure Leute vom Fünfundfünfzigsten, oder Wildtod und die Schlange und Jasper mit seinen Leuten."

„Nun, ich sehe, ich muß geradeheraus sprechen. Der Hauptmann Sanglier hier und Pfeilspitze haben mich beide verständigt, daß dieser unglückliche Junge der Verräter ist."

„Scélérat!" murmelte der Franzose.

„Hauptmann Sanglier ist ein tapferer Soldat und wird einen ehrlichen Seemann nicht verleumden," rief Jasper. „Gibt es hier einen Verräter, Hauptmann Steinherz?"

„Ja, redet nur," sagte Muir, „da der Unglückliche es verlangt. Seht ihr hier einen Verräter, Kapitän?"

„Oui, — ja, bien sur!"

„Zuviel Lügen!" rief Pfeilspitze plötzlich mit donnernder Stimme, indem er Muir mit dem Rücken der Hand in unbezähmbarem Zorn vor die Brust schlug. „Wo meine Krieger? Wo Jengies Skalp? Zuviel Lügen!"

Es fehlte Muir nicht an persönlichem Mut. Die Heftigkeit der Gebärde ließ sie ihn für einen Schlag halten. Totenbleich vor Wut tat er einen Schritt zurück und griff nach seinem Säbel. Aber Pfeilspitze kam ihm zuvor. Der Tuscarora warf einen wilden Blick um sich, riß ein verborgenes Messer aus dem Gürtel und hatte es im nächsten Augenblick dem Quartiermeister bis ans Heft in die Brust gestoßen. Mit dem leeren Blick des Menschen, den der Tod überrascht hat, emporstarrend, fiel er zu Sangliers Füßen nieder. Dieser nahm eine Prise Schnupftabak und sagte ruhig mit einem Achselzucken:

„Voilà l'affaire finie! mais ce n'est qu'un scélérat de moins."

Die Tat war zu schnell geschehen, als daß einer sie hätte verhindern können. Als Pfeilspitze mit einem lauten Schrei in die Büsche sprang, waren die weißen Männer zu betroffen, um ihn zu verfolgen. Nur Chingachgook verlor die Geistesgegenwart nicht, und die Büsche hatten sich kaum hinter dem Tuscarora geschlossen, als sie bereits von dem Delaware wieder geteilt wurden.

Die Worte des Franzosen und die Art, wie sie gesprochen waren, waren Jasper aufgefallen. „Sagen Sie, Monsieur," sagte er auf englisch, „bin ich der Verräter?"

„Le voilà!" antwortete der Franzose kühl; „das sein unsere Espion — unsere Agent — unsere Freund; ma foi — c'était un grand scélérat — voici."

Damit beugte er sich über den Toten, griff in die Brusttasche des Quartiermeisters und zog eine Börse daraus hervor. Er leerte sie um, und mehrere Doppel-Louisd'ors rollten auf die Soldaten zu, die sich nicht erst bitten ließen, sie aufzuheben. Dann warf der Abenteurer die Börse verächtlich fort, setzte sich wieder vor seiner Suppe nieder, die er sorgfältig gewürzt hatte, und begann mit einem Gleichmut zu essen, um den der stoischste Indianerkrieger ihn hätte beneiden können.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Während die Soldaten den Leichnam Muirs beiseite trugen und ihn mit einem Mantel bedeckten, war Chingachgook zurückgekehrt und hatte schweigend seinen Platz am Feuer wieder eingenommen. Sanglier und Pfadfinder bemerkten beide, daß er einen frischen, blutenden Skalp an seinem Gürtel trug. Aber keiner von beiden stellte eine Frage; Sanglier fuhr ruhig fort, seine Suppe zu essen. Pfadfinder jedoch begann, ihn über den Quartiermeister auszufragen. Sanglier hatte keine Gründe, nun, da sein Agent tot war, länger zu schweigen, und teilte ihm mit, daß schon sehr bald, nachdem das Fünfundfünfzigste Regiment seine Garnison an der Grenze bezogen hatte, Muir dem Feind seine Dienste angeboten hätte. Er hatte sich insbesondere seiner Intimität mit dem Kommandanten gerühmt; seine Bedingungen waren angenommen worden, und Sanglier hatte mehrere Zusammenkünfte mit ihm in der Nähe des Forts gehabt. Gewöhnlich jedoch war Pfeilspitze die Mittelsperson gewesen. Auch der anonyme Brief an den Major war von Muir verfaßt, nach Frontenac geschickt, dort abgeschrieben und mit dem Tuscarora zurückgeschickt worden. Jasper sollte geopfert werden, um den Verrat des Quartiermeisters zu decken, der für eine besondere Belohnung die Abteilung als Freiwilliger begleitet hatte, um sie den Feinden in die Hände zu liefern. Auch seine Bewunderung für Mabel war zum großen Teil nur Verstellung gewesen; das Mädchen gefiel ihm wohl ganz gut; seine Schwäche für die Weiber und beständige Geldverlegenheiten hatten ihn zum Teil zum Verrat geführt, aber diesmal war sie nur ein Vorwand gewesen. Dies alles teilte der Kapitän mit vielen spöttischen Bemerkungen Pfadfinder mit. Dann streckte er ihm seine harte Hand hin und sagte:

„Touchez-là, Sie sein honnête, und das is beaucoup. Wir nehmen die Spion, wie wir nehmen la médecine, wegen die Nutz; mais, je les déteste! Touchez-là."

„Ich will euch gern die Hand schütteln, Kapitän, denn ihr seid ein rechtschaffener und natürlicher Feind; aber der Leib des Quartiermeisters soll englischen Grund nicht verunzieren; ich wollte ihn zu Lundie zurückführen, damit er seine Dudelsäcke über dem Grab blasen lassen könnte; nun soll er hier bleiben, wo er seine Schurkerei begangen, und seinen Verrat zum Grabstein haben. Hauptmann Steinherz, das gehört wohl zum Soldatengeschäft, mit Verrätern zu tun zu haben; aber ich sag' euch gerade heraus, mir gefällt's nicht, und mir ist's schon lieber, daß ihr die Geschichte auf dem Gewissen habt

und nicht etwa ich. Ein schauderbarer Sünder! Jasper, Junge, ein Wort mit euch ...“; sie machten ein paar Schritte vom Feuer weg, „ihr kennt mich, Eau-douce, und ich kenne euch, und ich habe an die Geschichten nie geglaubt, obschon die Sache einen Augenblick schlimm aussah. Dennoch habe ich euch keinen Augenblick im Verdacht gehabt, aber ich muß sagen, auch den Quartiermeister nicht!“

„Ein Mensch, der Seiner Majestät Patent hatte, Pfadfinder!“

„Das wär's nicht, Jasper Western, er hatte ein Patent vom Herrgott, recht zu handeln und mit seinen Mitmenschen ehrlich zu sein, und dagegen hat er sich versündigt!“

„Und dabei gibt der Mensch noch vor, Mabel zu lieben!“

„Ja, der Kerl muß rein Mingoblut in den Adern gehabt haben. Ein Mann, der ein Frauenzimmer betrügt, kann nur ein Bastard sein; denn der Herrgott hat die armen Dinger hilflos gemacht, damit wir gut gegen sie sind. Da drin liegt der arme Mann, der Sergeant, auf seinem Sterbebett. Er hat mir seine Tochter zur Frau gegeben, und das liebe Mädel hat eingewilligt. Nun hab ich für zwei zu sorgen und zwei Herzen froh zu machen. Ach, Jasper, mir ist manchmal, als wäre ich für das süße Kind nicht gut genug.“

Jasper hatte mühsam nach Atem gerungen, und sein Gesicht war bleich wie der Tod. Aber er fand die Kraft, mit fester Stimme zu antworten:

„Sagt das nicht, Pfadfinder, ihr seid gut genug für eine Königin.“

„Ja, ja, Junge, nach dem, was ihr für gut haltet. Gewiß, die Mabel wird Wildbret genug haben und auch Fische und Tauben genug, — aber wird sie genug Wissen finden und genug angenehme Gespräche, wenn das Leben sich in die Länge zieht und jeder als das erkannt wird, was er ist?“

„Wenn ihr als das erkannt und geschätzt werdet, was ihr seid, Pfadfinder, dann muß die größte Dame im Land mit euch glücklich sein.“

„Ja, Jasper, ihr mögt wohl so denken; für einen Freund ist das nur natürlich. Aber ein junges Mädel muß wohl lieber einen Mann haben, der zu ihrem Alter und zu ihrem Geschmack paßt. Ich wundere mich, Jasper, daß die Mabel nicht an euch Gefallen fand, anstatt ihr Herz an mich zu hängen.“

„An mir, Pfadfinder!“ erwiderte der junge Mann mit einem mühsamen Versuch, mit klarer Stimme zu sprechen. „Was an mir soll einem Mädchen wie Mabel Dunham gefallen? Ich hab all eure Mängel und keinen von euren Vorzügen!“

„Ja, ja, es ist eben alles Glück und Zufall, man mag sagen, was man will. Da hab ich ein Frauenzimmer nach dem andern durch die Wälder geführt und sonst gekannt, und nie an eins mein Herz gehängt, bis ich Mabel Dunham sah. Es ist wohl wahr, der Sergeant hat mir viel von seiner Tochter erzählt; aber als wir so ein bißchen bekannt waren, da brauchte man mir nichts mehr zu erzählen. Ich bin zäh und entschlossen genug, Jasper, das wißt ihr, aber wenn ich Mabel Dunham verlieren sollte, ich glaube, ich würde zusammenbrechen.“

„Wir wollen nicht mehr davon reden, Pfadfinder,“ sagte Jasper, den Händedruck seines Freundes erwidernd. „Ihr seid Mabel wert und sie euch; ihr liebt Mabel und sie liebt euch; ihr Vater hat euch ausgewählt, und niemand hat sich dreinzumischen ...“

Sie waren indessen dem Feuer wieder so nahe gekommen, daß sie das Thema ändern mußten. In diesem Augenblick kam Cap mit nachdenklichem und melancholischem Gesicht aus dem Blockhaus.

„Dieser Tod, meine Herren,“ sagte er, „ist doch eine recht traurige Angelegenheit! Da seht den Sergeanten, der zweifellos ein braver Soldat ist, und nun sein Kabel fahren

lassen soll; und doch hält er sich daran fest, als wollte er es niemals aus den Klüsen auslaufen lassen, und alles nur, weil er seine Tochter so lieb hat! Ich für meine Person, wenn ein Freund eine lange Reise antreten muß, habe nur den einen Wunsch, er wäre schon eingeschifft und glücklich davon!"

„Ihr wollt doch den Sergeanten nicht vor der Zeit umbringen?" erwiderte Pfadfinder vorwurfsvoll. „Das Leben ist selbst für die alten Leute süß, und ich hab Leute sich daran klammern gesehen, wenn's gar keinen Wert für sie hatte."

Nichts war Cap ferner gelegen, als den Tod seines Schwagers beschleunigen zu wollen, und er erschrak über die Auslegung, die seine Worte gefunden. „Ihr seid zu alt und vernünftig, Pfadfinder," sagte er, „um mit einer Sturzwelle über einen Mann herzufallen, der nur seine traurigen Gedanken ausstreckt. Der Sergeant ist mein Schwager und mein Freund — heißt das, soweit ein Soldat der Freund eines seebefahrenen Mannes sein kann —, und ich achte und ehre ihn demgemäß. Er hat auch gelebt, wie sich's für einen Mann schickt, und es ist kein schlimmer Wunsch, wenn man einen schon gut im Himmel aufgehoben zu sehen wünscht. Ja, wir sind alle sterblich, selbst die Besten, und das sollte uns eine Lehre sein. Wo ist der Quartiermeister, Pfadfinder? Es scheint mir schicklich, daß er noch ein letztes Wort mit dem armen Sergeanten rede, der uns nur ein wenig vorangeht."

„Ihr habt diesmal noch wahrer gesprochen als ihr wußtest, Meister Cap. Ihr hättet auch sagen können: wir sind alle sterblich, auch die Schlimmsten. Daß der Quartiermeister noch ein letztes Wort mit dem Sergeanten rede, wird kaum möglich sein, denn er ist ihm schon vorausgegangen und hat selbst nicht Zeit gehabt, von irgendwem Abschied zu nehmen."

„Ihr redet heute nicht so klar wie sonst, Pfadfinder; eine feierliche Stimmung ist schon gut, aber wozu in Gleichnissen reden?"

„Was ich sagen will, ist ganz klar. Kurz, Meister Cap, während der Sergeant sich auf seine lange Reise vorbereitet wie ein braver und gewissenhafter Mensch, ist der Quartiermeister schon eiligst aufgebrochen; und meiner Ansicht nach werden die zwei so verschiedene Wege reisen, daß sie einander nie mehr begegnen werden."

„Ich bitt' euch, redet doch klar! Wo ist der Quartiermeister hin?" sagte der verwirrte Seemann, sich nach allen Seiten umsehend.

„Da liegt alles, was von ihm übrig ist, da unter dem Mantel! Noch nie hab ich eine Menschenseele so unverhofft den Leib verlassen sehen, und in einem schlimmeren Augenblick für ihre Hoffnung! Der Mann fiel mit einer Lüge auf den Lippen." Pfadfinder erzählte die näheren Umstände von des Quartiermeisters Tod. Cap hörte mit offenem Munde zu, und als der andere geendet hatte, ließ er zwei oder drei heftige „Hms" hören.

„Zwischen dem süßen Wasser und den Wilden führt ihr wirklich hier ein recht unsicheres und ungemütliches Leben, Meister Pfadfinder. Je früher ich wieder fortkomme, desto besser werd ich von mir denken! Ein Verräter, sagt ihr? Gott helfe uns! Ein Mann, der sein eigenes Land verkaufte, und noch dazu an einen blutigen Franzosen?"

„Alles war der Kerl bereit zu verkaufen, Vaterland, Seele, Leib, Mabel und unsere Skalps; und die Landsleute des Kapitän Steinherz waren die Zahlmeister."

„Sieht ihnen ähnlich! wenn sie nicht hauen können, dann kaufen sie, und wenn keins von beiden geht, dann laufen sie davon!"

Hauptmann Sanglier lüftete ironisch die Mütze und erwiderte Caps Kompliment mit einer höflichen Verachtung, die wieder diesem ganz gleichgültig war. Aber Pfadfinder hatte zuviel angeborene Courtoisie, als daß er den Angriff unerwidert gelassen hätte. „Schon gut," sagte er, „der Unterschied zwischen einem Engländer und einem Franzosen ist nicht gar so groß. Sie reden wohl verschiedene Sprachen und haben verschiedene Könige, aber Menschen sind beide; und wenn ein Franzose manchmal schreckhaft ist, nun ein Engländer ist's bisweilen auch! Manchmal läuft ein Mann eben davon, geradeso wie ein Roß manchmal durchgeht, von welcher Rasse er auch sein mag!"

Der Franzose machte abermals eine Verbeugung, aber diesmal mit einem freundlichen Lächeln; übrigens ließ er sich nicht in seinem Frühstück stören.

„Ich hatte eigentlich den Quartiermeister gesucht," fuhr Cap fort, nachdem er die Bewegungen des Franzosen mit schweigender Mißbilligung betrachtet hatte. „Der Sergeant muß seinem Ende nahe sein, und er wird vielleicht seinem Nachfolger im Kommando etwas zu sagen haben."

„Das wird nun wohl der Korporal sein, der zu kommandieren hat, was vom Fünfundfünfzigsten hier übrig ist. Ich glaube übrigens, wir haben nur die Toten zu begraben und das Blockhaus und die Hütten anzuzünden, da sie nun mal auf feindlichem Gebiet stehen, das heißt, der Position nach, wenn auch nicht dem Recht nach, so daß wir sie ihnen nicht lassen dürfen. Und wir können sie doch nicht mehr benützen; jetzt, wo die Franzer die Insel kennen, würden wir die Hand ja geradezu in eine Wolfsfalle stecken."

„Das ist alles recht schön, mein Freund. Aber nun zu meinem armen Schwager: obschon er ein Soldat ist, können wir ihn doch nicht ohne ein Wort der Tröstung auslaufen lassen. Das ist eine unglückliche Affäre gewesen nach jeder Richtung! Nun, wir müssen dem armen Mann behilflich sein, auszulaufen, ohne zuviel Anstrengung. Der Tod ist eine Tatsache, Meister Pfadfinder, und eine recht verbreitete, an die wir alle früher oder später glauben müssen."

„Ihr sagt die Wahrheit, und darum halte ich's für weise, immer bereit zu sein. Ich habe mir oft gedacht, Salzwasser, der ist am glücklichsten, der am wenigsten zurückläßt, wenn der Ruf an ihn ergeht. Ich bin nur ein Jäger und Kundschafter und Führer, der keinen Fuß breit Land sein eigen nennt, und besitze und genieße doch mehr als der größte Grundbesitzer in Albany. Ich streife über den Grund so frei, als wenn ich sein Herr und Eigner wäre, und was kann das Herz noch mehr begehren? Ich will nicht sagen, daß ich nichts Irdisches liebe, aber viel ist's nicht, außer Mabel Dunham und der Schlange, die ich nicht mitnehmen kann. Ich hab wohl ein paar junge Hunde im oberen Fort, die mir recht schätzbar sind, obschon sie für den Krieg zu laut sind, und so hab ich mich jetzt von ihnen trennen müssen; ja, dann täte es mir auch leid, mich von Wildtod zu trennen; aber ich sehe nicht ein, warum wir nicht in dasselbe Grab gelegt werden sollten, denn wir sind so ziemlich beide von gleicher Länge, sechs Fuß auf ein Haarbreit. Dann hab ich noch eine Pfeife, die mir die Schlange gegeben, und ein paar Andenken, die ich von Reisenden bekommen; die kann man alle in eine Kugeltasche tun und mir unter den Kopf legen; wenn also die Marschordre kommt, so kann ich in einer Minute bereit sein, und das, Meister Cap, ist auch eine ganz gute Tatsache."

„Mit mir ist's genau so," antwortete der Seemann, während die beiden auf das Blockhaus zuschritten. „Wie oft, wenn ich dem Schiffbruch nahe war, hab ich es als tröstlich empfunden, daß ich selbst kein Fahrzeug besaß. Wenn es untergeht, sagt ich zu mir selber,

na, so geht eben mein Leben mit, aber nicht mein Hab und Gut, und das ist ein großer Trost. Wenn man sich so um die Welt herumschlägt, vom Cap Horn bis zum Nordkap, von dieser Süßwasserfahrt nicht zu reden, da findet man manches aus, und so hab ich auch entdeckt: wenn ein Mann ein paar Taler hat und sie in einen Kasten unter Schloß und Riegel legt, dann sperrt er fast immer sein Herz damit ein. Und darum trage ich mein Hab und Gut in einem Gürtel um den Leib, um meine Eingeweide am rechten Platz zu behalten. Ich will verdammt sein, Pfadfinder, wenn ich einen Mann ohne Herz für besser halte als einen Fisch, der ein Loch in der Luftblase hat!"

„Wie das ist, weiß ich nicht, Meister Cap, aber ein Mensch ohne Gewissen ist jedenfalls nur ein armseliges Geschöpf. Ich hab mit Dollars nicht allzuviel zu tun, aber das glaub ich gern, daß, wenn ein Mensch einen Kasten davon voll hat, er sein Herz auch hineinsperrt. Ich hab selber einmal im letzten Frieden zwei Sommer lang gejagt und so viel Pelzwerk zusammengekriegt, daß ich fand, ich würde zu gierig nach Gut, und das richtige Gefühl ginge mir verloren. Wenn mir etwas daran leid tut, daß ich die Mabel heiraten soll, so ist's, daß ich fürchte, ich werde all das Zeug zu sehr lieben, um's ihr recht bequem machen zu können!"

„Ihr seid ein Philosoph, Pfadfinder, das ist klar, und ich glaube gar, ihr seid ein Christ."

„Ich würde auch dem Mann nicht sehr gut sein, der das Gegenteil behaupten würde, Meister Cap. Mir scheint es für einen weißen Mann ebenso unanständig, kein Christ zu sein, wie es für eine Rothaut unanständig ist, nicht an die glücklichen Jagdgründe zu glauben. Übrigens behaupte ich, allen Unterschied in den Ansichten und Sitten zugegeben, besonders über die Art, wie der Geist nach dem Tod beschäftigt ist, daß ein guter Delaware ein guter Christ ist, auch wenn er nie einen mährischen Bruder gesehen hat. Und ein guter Christ ein guter Delaware, soweit es auf die Natur ankommt. Die Schlange und ich, wir reden oft über diese Sachen, denn er hat eine gewisse Neigung zum Christentum . . ."

„Der Teufel! hat er die?" unterbrach Cap, „und was will er denn in einer Kirche mit all den Skalps tun, die er genommen hat und nimmt?"

„Laßt euch nicht von einem falschen Gedanken verführen, Freund Cap. Diese Dinge gehen nicht tief und hängen alle von der Erziehung und von den natürlichen Gaben ab. Seht euch doch um! Da steht ein roter Krieger und da ein schwarzer, und dort stehen weiße Armeen. Einer erschlägt den andern. Das ist nun einmal so eingerichtet. Jede Farbe hat ihre Gaben, ihre Sitten und ihre Gesetze, und keiner soll den andern verdammen, weil er ihn nicht ganz versteht."

„Ihr müßt viel gelesen haben, Pfadfinder, um die Sachen so klar zu sehen," erwiderte Cap. „Jetzt ist mir das alles ganz deutlich, aber früher hätte ich nie so gedacht. Zu welcher Konfession gehört ihr?"

„Was?"

„Welches ist eure Sekte? Zu welcher Kirche gehört ihr?"

„Urteilt selber. Ich bin jetzt in der Kirche; ich esse in der Kirche, trinke in der Kirche, schlafe in der Kirche. Die Erde ist der Tempel des Herrn. Ich will mein Blut und meine Farbe nicht verleugnen; ich bin als Christ geboren und werde als Christ sterben. Die mährischen Brüder haben mir hart zugesetzt, einer der königlichen Kapläne redete auch sein Teil, obschon das Leute sind, die die Sache nicht besonders verstehen; und ein Missionar aus Rom, der redete mir die ganze Zeit zu, während ich ihn durch die Wildnis führte; aber ich habe ihnen allen die gleiche Antwort gegeben: ich bin

bereits ein Christ und brauche weder Mährer noch Hochkirchler, noch Papist zu werden. Nein, ich werde mein Blut und meine Geburt nicht verleugnen."

„Ich glaube, ein Wort von euch könnte dem Sergeanten über die Sandbänke des Todes leichter hinüberhelfen, Meister Pfadfinder; es ist niemand bei ihm als die arme Mabel, und die ist doch nur ein Frauenzimmer und ein Kind."

„Mabel ist wohl körperlich schwach, Freund Cap, aber in diesen Dingen ist sie vielleicht stärker als einer von uns. Aber der Sergeant ist mein Freund und euer Schwager, da scheint's nur schicklich, daß wir beide hineingehen und seinem Ableben beiwohnen. Ich bin schon bei manchem Sterbenden gestanden, Meister Cap," fuhr Pfadfinder fort, den andern an einem Knopfe festhaltend, „es ist merkwürdig, wie verschieden die menschliche Natur sich in diesen Augenblicken benimmt. Die einen gehen so dumm dahin, als ob Gott ihnen nie eine Vernunft gegeben; andere sind voller Freuden. Ich meine, in solchen Momenten sieht die Seele klar und die Erinnerungen stehen alle vor ihr auf."

„Und wie, Pfadfinder! Ich hab's selbst erlebt. Einmal glaubte ich bereits, mein Stündlein hätte geschlagen, da überholte ich das Logbuch mit einem Fleiß, den ich gar nicht für möglich gehalten. Ich bin kein sehr arger Sünder gewesen, Freund Pfadfinder, wenigstens nicht in großem Maße. Ja, so kleinere Sachen könnte man schon in gehöriger Zahl gegen mich anführen wie gegen jedermann, aber ich habe nie Seeraub getrieben oder Hochverrat oder Brandstiftung, nie! Was Schmuggeln angeht und dergleichen, je nun, ich bin ein Seemann, und ich glaube, alle Gewerbe haben ihre schwache Seite. Auch euer Handwerk wird nicht ohne Flecken sein, so ehrbar und nützlich es auch scheint."

„Viele von den Spähern und Führern sind ganz verzweifelte Schufte, und manche nehmen so wie der Quartiermeister Geld von beiden Seiten. Ich hoffe, ich gehöre nicht zu diesen, wenn auch jedes Geschäft seine Versuchungen bringt. Dreimal im Leben bin ich schlimm versucht worden. Das erstemal war, als ich in den Wäldern ein Pack Felle fand, und ich wußte, sie gehörten einem Franzer, der auf unserer Seite der Grenze jagte, wo er nichts zu suchen hatte. Sechsundzwanzig der schönsten Biber, die nur je eines Menschen Auge erfreut haben! Das war eine arge Versuchung, denn selbst das Gesetz wäre auf meiner Seite gewesen. Aber mir fiel noch rechtzeitig ein, daß das Gesetz nicht für uns Jäger gemacht ist, und daß der arme Mann vielleicht große Erwartungen für den Winter auf diese Häute gesetzt haben konnte; so ließ ich sie, wo sie lagen. Die meisten unserer Leute sagten, ich hätte unrecht getan, aber ich fühlte wohl, daß ich recht getan hatte. Die zweite Versuchung die war nicht ganz so arg, da fand ich im Wald das einzige Gewehr in dieser Gegend, das man mit Wildtod vergleichen kann, und ich wußte, wenn ich's nahm oder nur versteckte, mußte ich der erste Schütze in der Gegend werden und meinen schlimmsten Rivalen loswerden. Nun, Gott sei Dank, ich siegte auch ohne das, und der General selbst war bei dem Schießen anwesend." Hier lachte Pfadfinder herzlich, und seine Augen strahlten noch in der Erinnerung an den damaligen Triumph. „Der dritte Kampf mit dem Teufel war der ärgste. Denkt euch, da stieß ich plötzlich auf ein Lager von sechs Mingos, die im Wald schliefen, ihre Büchsen und Hörner so aufgeschichtet, daß ich sie an mich nehmen konnte, ohne einen der Spitzbuben aufzuwecken. Das wäre eine Gelegenheit für die Schlange gewesen. Sechs Skalps auf einmal für seinen Gürtel!"

„Und was tatet denn ihr, Meister Pfadfinder?"

„Ich rührte kein Haar an ihrem Haupte an; denn ein weißer Mann nimmt keine Skalps, es gehört nicht zu seinen Gaben; ich nahm nicht einmal ihre Büchsen . . .“

„Mit den Skalps hattet ihr recht; aber die Waffen, die hätte euch jedes Prisengericht in der Christenheit zugesprochen.“

„Gewiß, gewiß, aber dann wären die Mingos davongekommen, denn ein weißer Mann kann einen unbewaffneten Feind so wenig angreifen wie einen schlafenden. O nein, ich hab nach meiner Farbe und nach meiner Religion gehandelt. Ich wartete, bis sie ausgeschlafen hatten und wieder auf dem Kriegspfad waren; dann schlich ich ihnen nach und blieb in ihren Flanken, lauerte ihnen da auf und dort und pfefferte die Spitzbuben sozusagen ins Interne, so daß nur einer von ihnen in sein Dorf zurückkam, und der kam hinkend. Der Delaware kam mir nach und nahm die fünf Skalps, und so ging schließlich gar nichts verloren!“

Cap antwortete nur mit einem zustimmenden Brummen, denn die feinen moralischen Unterscheidungen in der Handlungsweise seines Gefährten waren ihm nicht ganz klar geworden. Sie waren indessen beim Blockhaus angelangt und blieben einen Augenblick schweigend stehen und bereiteten sich vor, an das Sterbebett des Sergeanten zu treten.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Mit der ein wenig harten Gleichgültigkeit, die Cap sich angewöhnt hatte, begann er sofort die Ereignisse zu erzählen, die Muirs und Pfeilspitzes Tod zur Folge gehabt hatten. „Beide haben in großer Eile ihre Anker gelichtet, Bruder Dunham,“ schloß er, „und ihr habt den Trost, zu wissen, daß andere vor euch auf die große Reise gegangen sind, und noch dazu Leute, die ihr nicht besonders geliebt habt. Das wäre für mich wenigstens, wenn ich in eurer Lage wäre, eine große Befriedigung. Meine Mutter sagte immer, Meister Pfadfinder, Sterbende soll man aufmuntern, und wenn er für die Wilden das fühlt, was ich für sie fühle, muß diese Nachricht ihm Freude machen.“

Juni war aufgestanden und hatte geräuschlos das Blockhaus verlassen. Dunham hörte nur mit einem leeren Blick zu; Pfeilspitze hatte er schon ganz vergessen und an Muir war ihm nichts gelegen. Er fragte mit schwacher Stimme nach Eau-douce. Der junge Mann wurde sogleich geholt; der Sergeant sah ihn freundlich an, und alle stellten sich um sein Lager. Nur Mabel kniete an seiner Seite und reichte ihm von Zeit zu Zeit zu trinken.

„Euer Fall wird wohl in Kürze der unsere sein, Sergeant,“ sagte Pfadfinder, „und ich zweifle nicht, daß wir uns wiedersehen werden. Ihr habt eure Pflicht im Leben getan; und wenn ein Mann die tut, dann kann er auf die längste Reise mit leichtem Herzen und kräftigen Schritten gehen.“

„Ich hoffe es wenigstens; ich habe versucht, meine Pflicht zu tun.“

„Ja, ja," warf Cap ein, „gute Absicht ist halbe Tat. Und wenn ihr auch besser getan hättet, vorher beizudrehen und ein Fahrzeug vorauszuschicken, um auszuspüren wie das Land lag, denn dann wäre alles anders gekommen, so zweifelt doch niemand, daß ihr die beste Absicht hattet."

„Ja, ich hatte die beste Absicht."

„Vater, geliebter Vater!"

„Magnet ist von diesem Schlag ein wenig verdöst, Meister Pfadfinder, und kann nicht viel tun, um ihrem Vater über die Sandbank zu helfen; wir müssen das Unsere tun."

„Hast du etwas gesagt, Mabel?" fragte Dunham, die Blicke nach seiner Tochter wendend, denn er war bereits zu schwach, um sich zu bewegen.

„Vater, verlaßt euch nicht auf das, was ihr getan habt, baut nur auf die heilige Mittlerschaft des Gottessohnes!"

„Der Kaplan hat uns etwas Ähnliches gesagt, Bruder, das Kind mag recht haben."

„Ja, ja, das ist gewiß die Lehre. Er ist unser Richter und führt das Logbuch über unsere Taten und wird sie am jüngsten Tag alle zusammenrechnen. Und ich glaube, Mabel hat recht, aber ich meine, ihr braucht euch keine Sorgen zu machen, denn es ist sicherlich anständig Buch geführt worden."

„Onkel, Vater, das sind alles leere Täuschungen! Ihr müßt auf den Erlöser bauen! Habt ihr nicht oft gefühlt, daß ihr nicht Kraft habt, auch nur in den geringsten Dingen eure Wünsche durchzusetzen? Es ist keine Hoffnung für irgendeinen Menschen außer in Christi Mittlerschaft!"

„Das sagten auch die mährischen Brüder," sagte Pfadfinder leise. „Mabel hat recht."

„Recht in den Distanzen, aber nicht im Kurs. Das Kind treibt uns den Sergeanten wieder hinaus, da wir ihn schon im besten Fahrwasser hatten."

„Laßt nur Mabel gewähren; sie versteht das besser als einer von uns."

„Ich habe dies schon früher einmal gehört," erwiderte Dunham endlich. „Aber Mabel, es ist seltsam, daß der Vater sich an sein Kind wenden muß."

„Vertraut auf Gott, Vater! Wendet euch an seinen heiligen und mitleidsvollen Sohn. Betet, liebster Vater!"

„Ich weiß nicht, was ich beten soll. Bruder, Pfadfinder, Jasper, könnt ihr mir helfen?"

Cap wußte kaum, was beten hieß und vermochte nicht zu antworten. Pfadfinder betete oft, aber nur im Geist, ohne Worte. Jasper Eau-douce hätte gerne geholfen, aber auch er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Vater," sagte Mabel, sich die Augen trocknend, „ich will mit euch, für euch beten, für mich, für uns alle." Damit kniete sie nieder und sprach die einfachen, feierlichen liturgischen Worte, an die sie gewohnt war.

Alle hörten schweigend und in tiefer Bewegung zu. Dunham selbst war bald ganz in dem Gebet verloren, Cap war überrascht und eingeschüchtert; ihm bangte nur, daß seine Gefühle nicht so männlich sein möchten, wie er es für richtig hielt. Jasper kniete Mabel gegenüber, er hatte sein Gesicht mit den Händen bedeckt und sprach ihre Worte leise nach. Pfadfinder lehnte auf seiner Büchse, seine sehnigen Finger arbeiteten an dem Lauf, und die Bewegung seiner Züge verriet, was in ihm vorging. Aber seine Gefühle für den Sterbenden kehrten doch immer wieder zu der schönen Lebendigen zurück, die für ihn betete, denn Mabels Wangen waren nicht mehr bleich, sondern von Begeisterung gerötet, und ihre blauen Augen sahen gläubig und vertrauend zum Licht empor.

Als sie geendet hatte, legte der Sergeant mühsam seine Hand auf ihr Haupt. „Danke, geliebtes Kind, Gott segne dich! Das ist eine wahre Tröstung; ich wollte, auch ich könnte beten."

„Vater, ihr könnt das Vaterunser, ihr habt es mich ja selbst gelehrt, als ich noch ein Kind war."

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Sergeanten. Dann lag er mehrere Minuten ganz still.

Endlich öffnete er die Augen und sagte mit kräftigerer Stimme: „Mabel, mein Kind, ich gehe von dir. Wo ist deine Hand, mein Kind?"

„Hier liebster Vater, hier sind beide."

„Pfadfinder," sagte der Sergeant; er tastete nach der andern Seite des Bettes, wo Jasper kniete, und ergriff die eine Hand des jungen Mannes. „Nehmt sie, nehmt sie, ich lasse sie euch . . . ihr Vater . . . wie ihr und sie es wollen werdet . . . Gott segne euch . . . beide . . ."

Niemand hatte das Herz, den Sergeanten auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen, und er starb eine Minute später, Mabels und Jaspers Hände in den seinen haltend. Auch das Mädchen wußte es nicht, bis ein Ausruf Caps sie aufmerksam machte; da erhob sie ihr Gesicht, sah Jaspers Augen auf die ihrigen geheftet und fühlte den warmen Druck seiner Hand. Aber sie war so aufgeregt, daß sie kaum wußte was geschehen war, und sie zog sich zurück, um zu weinen. Der Pfadfinder nahm Eaudouce beim Arm und führte ihn aus dem Blockhaus.

„Es ist vorüber, Jasper," sagte er, „ach Gott! Der arme Sergeant ist am Ende seines Marsches angekommen, und noch dazu durch die Hand eines giftigen Mingos! Nun, wir wissen nie, was uns bevorsteht, und morgen kann euch oder mich das gleiche treffen."

„Und Mabel, was soll aus Mabel werden, Pfadfinder?"

„Ihr habt des Sergeanten letzte Worte gehört; er hat das Kind meiner Obhut überlassen; und das ist eine große Aufgabe."

„Eine Aufgabe, Pfadfinder, die euch jedermann gerne abnehmen würde," erwiderte der andere mit einem bitteren Lächeln.

„Ich habe oft gedacht, sie ist nicht in die richtigen Hände gekommen. Ich bin nicht eingebildet, Jasper; aber wenn Mabel Dunham all meine Fehler und Unwissenheiten sozusagen übersehen will, so darf ich nichts dagegen sagen."

„Niemand wird euch tadeln, Pfadfinder, wenn ihr Mabel Dunham heiratet. So wenig einer euch tadeln würde, wenn ihr ein kostbares Juwel tragen würdet, das ein Freund euch gegeben hat."

„Glaubt ihr, sie werden Mabel tadeln, Junge? Ich habe auch das manchmal gefürchtet; denn alle Leute möchten nicht geneigt sein, mich mit denselben Augen anzusehen, wie ihr und die Tochter des Sergeanten. Die Menschen sind neidisch und ungut. Ich wünschte manchmal, Jasper, die Mabel hätte ihren Sinn auf euch gestellt, und ihr den euren auf sie, mir scheint immer wieder, daß einer wie ihr sie glücklicher machen würde, als ich es kann."

„Wir wollen davon nicht reden, Pfadfinder," sagte Jasper heiser und ungeduldig. „Ihr werdet Mabels Mann sein, und es ist nicht recht, von einem andern zu sprechen. Ich werde Meister Caps Rat folgen und sehen, ob ich auf dem Salzwasser einen Mann aus mir machen kann."

„Was, Jasper Western, ihr wollt den See und die Grenze verlassen und in die Städte und Ansiedlungen ziehen! Soll sich ein Mann nicht mit dem zufrieden geben, womit die andern Gottesgeschöpfe zufrieden sind? Ich zählte auf euch, Jasper, ich dachte, ihr würdet wohl auch ein Weib finden und euch in unserer Nähe ansiedeln. Etwa fünfzig Meilen im Westen der Garnison ist eine wunderschöne Stelle; die hatte ich für mich gewählt, und etwa zwölf Meilen weiter herüben ist ein ausgezeichneter Hafen, da könntet ihr mit dem Kutter ein- und auslaufen; ja ich dachte, ihr und euer Weib würdet an der einen Stelle wohnen, und Mabel und ich an der andern. Und wenn Gott je seine Geschöpfe auf Erden glücklich werden läßt, wer sollte dann glücklicher sein als wir vier!"

„Ihr vergeßt," antwortete Jasper, „daß ich keine vierte Person zum Lieben habe, und ich zweifle auch sehr, ob ich je irgend jemanden so lieb haben werde, wie euch und Mabel."

„Danke, Junge, danke euch von Herzen; aber was ihr für Mabel empfindet, das ist nur sozusagen Freundschaft und ganz was anderes, als was ich fühle. Denkt euch, statt so gesund zu schlafen wie vorher, träume ich nun jede Nacht von ihr, und die bittersten Augenblicke, die ich je gekannt, sind die, wenn der Teufel oder vielleicht irgendein Mingozauberer es mir eingeben, zu träumen, daß ich sie durch irgendein unbegreifliches Unglück verloren habe."

„O Pfadfinder, wenn euch das im Traum schon so bitter ist, wie muß es für einen sein, der es in Wirklichkeit fühlt und weiß, daß es wahr ist, wahr, wahr! So wahr, daß einem nur Verzweiflung übrig bleibt."

Diese Worte waren hervorgebrochen wie Wasser aus einem Gefäß, das plötzlich zerbricht; unwillkürlich, fast unbewußt. Pfadfinder fuhr empor und sah seinen Freund eine ganze Minute lang verwirrt an; die Wahrheit dämmerte ihm plötzlich auf. Er hatte jetzt Erfahrungen gemacht und hatte die Sprache der Leidenschaft verstehen gelernt. Er schwieg, und viele Gefühle arbeiteten in ihm. Dann faßte er Jasper am Arm, führte ihn zu einem Balken und zwang ihn mit sanftem, aber eisernem Druck, sich dort niederzusetzen. Jasper hatte kaum die Worte gesprochen, als er selbst darüber erschrak und tiefe Beschämung empfand. Er hätte alles, was er besaß, darum gegeben, die letzten drei Minuten unvergangen zu machen.

„Jasper," begann Pfadfinder in einem so feierlichen Ton, daß der junge Mann buchstäblich zu zittern begann. „Das hat mich überrascht! So habt ihr ein wärmeres Gefühl für Mabel, als ich gedacht hatte. Wenn meine eigene Eitelkeit und Einbildung mich nicht grausam getäuscht haben, so habe ich das tiefste Mitleid mit euch, Junge. Ich weiß, wie schlimm es einem sein muß, der sein Herz an ein Geschöpf wie Mabel Dunham gehängt hat und keine Aussicht hat, daß sie ihn so gern haben wird wie er sie. Die Sache muß aufgeklärt werden, Jasper, bis keine Wolke mehr zwischen uns ist, wie die Delaware sagen."

„Was ist da noch aufzuklären, Pfadfinder? Ich liebe Mabel Dunham, und Mabel Dunham liebt mich nicht. Sie will euch zum Mann haben, und das klügste, was ich tun kann, ist, so schnell wie möglich aufs Salzwasser zu gehen und euch beide zu vergessen suchen."

„Mich vergessen, Jasper! Das wäre eine Strafe, die ich nicht verdiene. Aber woher wißt ihr, daß die Mabel mich vorzieht? Woher wißt ihr das, Junge? Mir scheint es unmöglich sozusagen!"

„Sie will euch doch heiraten."

„Der Sergeant hat sie sehr dazu gedrängt, und ein gehorsames Kind tut gerne, was der Vater von ihm verlangt. Habt ihr Mabel je gesagt, daß ihr sie haben wollt, Jasper?"

„Nie, Pfadfinder! Das hätte ich euch nicht angetan!"

„Ich glaube euch, Junge. Und ihr würdet jetzt wohl ans Salzwasser gehen und die Witterung mit euch vergehen lassen. Nein, das darf nicht sein. Mabel soll alles hören und nach ihrem Sinn entscheiden. Es sind keine Worte zwischen euch gefallen, Jasper?"

„Keine, die etwas bedeuteten. Aber ich will euch alles gestehen, Pfadfinder, meine ganze Narrheit, dann wird die Sache ein Ende haben. Ihr wißt, wie junge Leute einander zu verstehen glauben, und ohne geradeheraus zu sprechen mit tausend kleinen Dingen sich einander verständlich machen?"

„Nein, das weiß ich nicht, Jasper," antwortete der Führer. „Von alledem weiß ich nichts. Die Mabel ist immer geradeheraus gegen mich gewesen . . ."

„Und hat euch gesagt, daß sie euch liebt?"

„Nun, das gerade nicht, wenigstens nicht in Worten, Jasper. Sie hat mir sogar gesagt, daß wir nie Mann und Frau werden sollten; sie wäre nicht gut genug für mich. Aber sie sagte wohl, daß sie mich achte und ehre; und der Sergeant meinte, das wäre nur ihre Jugend und Schüchternheit, ihre Mutter wäre geradeso gewesen; ich müßte zufrieden sein, wenn sie mich heiraten wollte. Und so glaubte ich, es sei alles in Ordnung."

Trotz all seiner ehrlichen Freundschaft für den erfolgreichen Freier hüpfte Jaspers Herz doch in unnennbarem Entzücken. Nicht, daß er irgendwelche Hoffnung gefühlt hätte; aber der Eifersucht grenzenloser Liebe tat es wohl, zu hören, daß auch dem andern keine Liebesworte zuteil geworden waren.

„Sagt mir noch etwas über diese Art, ohne Zunge zu reden," fuhr Pfadfinder fort, dessen Gesicht immer ernster wurde. „Ich habe vielleicht manchmal mit dem jungen Unkas so gesprochen, bevor er fiel; aber daß die jungen Mädchen . . ."

„Es ist nichts daran, Pfadfinder, ich meine einen Blick, ein Lächeln, ein Zittern der Hand, wenn das junge Frauenzimmer einen berührt; vielleicht nur, weil ich selbst schwach genug war, zu zittern, wenn Mabel Dunham nur atmete oder ihre Kleider mich streiften . . . aber das sind nur eitle Gedanken, wir haben nie etwas gesprochen."

„Jasper," erwiderte Pfadfinder einfach, aber mit einem Ernst, der jede weitere Antwort ausschloß, „wir wollen nun von dem Begräbnis des Sergeanten reden und von unserer Abfahrt von der Insel. Nachher wird Zeit genug sein, von der Tochter des Sergeanten zu reden. Die Sache muß aufgeklärt werden, denn der Vater hat mir sein Kind anvertraut."

Jasper war froh genug, das Gespräch abzubrechen, und die beiden Freunde trennten sich.

Noch am Nachmittag desselben Tages wurden alle Toten bestattet; der Sergeant erhielt sein Grab in der Mitte der Lichtung unter dem Schatten einer gewaltigen Ulme. Mabel vergoß bittere Tränen bei dem Begräbnis, und das erleichterte ihren Schmerz. Die Nacht verging ruhig und so auch der folgende Tag, denn Jasper erklärte den Wind für zu heftig, um die Insel zu verlassen und sich in den See hinauszuwagen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Der überwältigende, betäubende Schmerz, der die arme Juni niedergeworfen hatte und sie fast vierundzwanzig Stunden in starrem Gram verbringen ließ, half Mabel, ihre eigenen Empfindungen zu beherrschen, und sie versuchte sogar, die junge Indianerin zu trösten.

Am Morgen des dritten Tages sollte der Scud unter Segel gehen. Jasper hatte alle seine Vorbereitungen getroffen, alles Gepäck war eingeschifft; Mabel hatte von Juni Abschied genommen, die Leute waren an Bord, der französische Hauptmann war bereits mit einem Begleiter nach der kanadischen Seite davongerudert. Auf der Insel befanden sich nur mehr die Indianerin, Mabel, Jasper und Pfadfinder. Die erstere hatte sich in einem Dickicht verborgen, um zu weinen; die drei andern gingen eben auf die Kanoes zu. Pfadfinder schritt voran; aber statt zum Strand hinabzugehen, winkte er seinen Gefährten, ihm zu folgen und führte sie zu einem gefallenen Baumstamm, der am Rand der Lichtung lag und vom Kutter aus nicht gesehen werden konnte. Auf diesen ließ er sich nieder und hieß die beiden andern sich zu seinen beiden Seiten setzen.

„Setzt euch hierher, Mabel; und ihr hierher, Eau-douce; ich habe etwas, was mir schwer auf der Seele liegt, und jetzt ist's Zeit, die Last abzuschütteln, wenn es je geschehen soll! Setzt euch, Mabel, und laßt mich mein Herz erleichtern, wenn nicht mein Gewissen, solange ich noch die Kraft habe, es zu tun."

Eine Pause von zwei oder drei Minuten folgte; die beiden jungen Leute wunderten sich — es klang so unwahrscheinlich, daß Pfadfinder eine Last auf dem Gewissen haben sollte.

„Mabel," sagte er endlich, „wir müssen gerade miteinander reden, bevor wir euren Onkel auf dem Kutter treffen." Er schwieg wieder eine Weile, dann fuhr er fort: „Ihr wißt, Mabel, daß der Sergeant vor seinem Tode bestimmt hat, wir beide sollten Mann und Weib werden und zusammen leben und einander lieben, solange es Gott gefällt, uns auf Erden zu lassen, ja und wohl auch noch nachher."

Mabels Wangen hatten sich in der frischen Morgenluft ein wenig gerötet; bei diesen Worten wurden sie wieder bleich. Sie bemühte sich indessen zu lächeln und antwortete: „Ganz richtig, mein wackerer Freund, das war meines armen Vaters Wunsch; und ich bin sicher, daß ein ganzes Leben, das eurer Wohlfahrt gewidmet ist, euch noch kaum vergelten kann, was ihr alles für uns getan habt."

„Ich fürchte, Mabel, Mann und Weib sollten von einem festeren Band zusammengehalten werden als von solchen Gefühlen. Ihr habt gar nichts für mich getan, was der Rede wert wäre, und doch sehnt sich mein ganzes Herz nach euch. Es scheint daher, daß das Liebhaben von was anderem kommt als daher, daß einer dem andern den Skalp rettet oder ihn durch die Wälder führt."

Mabels Wangen glühten bereits wieder, und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie antwortete: „Täten wir nicht besser, dieses Gespräch zu verschieben, Pfadfinder?

Wir sind nicht allein, und man sagt, daß nichts für einen Zuhörer so lästig ist als Familienangelegenheiten, die ihn nicht interessieren."

„Eben weil wir nicht allein sind, Mabel, oder vielmehr, weil Jasper bei uns ist, möchte ich davon reden. Der Sergeant war der Meinung, ich wäre der passende Mann für euch; und obschon ich meine Zweifel hatte, jawohl, viele Zweifel, überredete er mich zuletzt doch, und so hat sich die Sache gemacht, wie ihr wißt. Aber als ihr eurem Vater verspracht, mich zu heiraten, Mabel, und mir so hübsch und so ehrbar eure Hand gabt, da wußtet ihr einen Umstand noch nicht; und ich halte es für recht, ihn euch zu sagen, bevor die Sache endgültig abgemacht wird. Ich habe oft zähes Wildbret gegessen, wenn gutes nicht zu haben war, aber es ist nicht natürlich, mit Schlechtem vorlieb zu nehmen, wenn das Beste zu haben ist."

„Ich verstehe euch nicht, Pfadfinder. Wenn das alles wirklich nötig ist, dann redet doch wenigstens deutlich!"

„Nun denn, Mabel, ich denke mir, als ihr zu tun verspracht, was der Sergeant wünschte, da wußtet ihr wohl noch nicht, was Jasper Western für euch fühlt?"

„Pfadfinder!" rief Mabel, und ihre Wangen wurden jetzt bald bleich wie der Tod, bald bedeckten sie sich mit tiefer Röte. Aber Pfadfinder achtete nicht darauf und fuhr fort:

„Ich habe mit dem Jungen geredet, und ich fürchte, wir fühlen und denken beide zu ähnlich über euch, als daß wir beide glücklich sein könnten."

„Pfadfinder, ihr vergeßt — denkt doch daran, daß wir verlobt sind," sagte Mabel rasch und so leise, daß die letzten Worte kaum hörbar waren, und der Führer fragte:

„Was habt ihr gesagt?"

„Ihr vergeßt, daß wir heiraten sollen, und ich finde das alles ebenso unpassend wie peinlich."

„Alles ist passend, Mabel, was recht ist, und alles ist recht, was ehrlich ist; ja, peinlich ist es, das fühle ich wohl. Wenn ihr gewußt hättet, Mabel, daß Eau-douce an euch denkt, dann hättet ihr vielleicht nie eingewilligt, einen zu heiraten, der so alt und so wenig anmutig ist wie ich."

„Wozu das alles, Pfadfinder! Wohin soll das führen? Jasper Western denkt nichts dergleichen: er sagt nichts — er fühlt nichts!"

„Mabel!" brach es von den Lippen des jungen Mannes, und keine Silbe mehr.

Mabel aber vergrub ihr Gesicht in den Händen, und beide saßen da wie ein paar Schuldbeladene und Schuldbewußte, die ihren gemeinsamen Herrn ins Unglück gestürzt. Mabel wußte nicht, ob sie weinen oder sich freuen sollte; dennoch war sie die erste, die wieder sprach.

„Pfadfinder," sagte sie, „ihr redet wirr! was soll das alles!"

„Nun, Mabel, ihr wißt, ich bin nur ein ungebildeter Jäger, und da mag ich wohl wirr oder wild reden." Er versuchte in seiner geräuschlosen Art zu lachen, aber nur ein sonderbarer Mißton kam aus seiner Kehle.

„Liebster Pfadfinder! mein bester, ja mein einziger Freund! ihr wißt, ich habe das nicht sagen wollen!"

„Was für feine und zauberhafte Stimmen sie haben, Jasper," sagte der Führer nun wieder, „die Natur hat sie dazu gemacht, in unsere Ohren zu zwitschern, wenn die Vögel in den Wäldern schweigen. Aber wir müssen uns recht verstehen, es geht nicht anders. Und so frage ich euch nochmals, Mabel, wenn ihr gewußt hättet, daß Jasper

Western euch ebenso sehr liebt wie ich, oder vielleicht noch mehr — obschon das kaum möglich ist; — daß er glaubt, er hätte nie das Glück gekannt, ehe er euch kannte, daß er den Boden küssen möchte, auf dem ihr geht und alle Freuden seines Handwerks vergißt, um an euch zu denken, würdet ihr dann auch eingewilligt haben, mich zu heiraten?"

Mabel hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, aber die tiefe Röte, die ihre Wangen bedeckte, war durch die Finger sichtbar. Nur einen einzigen Blick warf das erstaunte, ja erschrockene Mädchen zuletzt auf Jasper und las die Wahrheit all dessen, was Pfadfinder gesagt hatte, in seinem Antlitz, dann verbarg sie ihr Gesicht wieder.

„Laßt euch Zeit zum Denken, Mabel," fuhr der Jäger fort. „Es ist eine bedenkliche Sache, einen Mann zum Gatten zu nehmen, wenn die Gedanken und Wünsche nach einem andern gehen. Jasper und ich haben die Sache beredet, ehrlich und wie alte Freunde, und obschon ich wußte, daß wir über die meisten Dinge so ziemlich die gleiche Ansicht haben, hatte ich doch das nicht gedacht! Nun hat er mir gestanden, daß er gleich das erstemal, als er euch sah, euch für das süßeste und netteste Geschöpf hielt, das er je gesehen, daß er nur an euch denkt, und mehr! — ja, der Junge hat mir bekannt, daß er oft weint bei dem Gedanken, daß ihr eure Tage mit einem andern verbringen sollt und nicht mit ihm."

„Jasper!"

„Es ist die wahrhaftige Wahrheit, Mabel, und es ist nur recht, daß ihr es wißt. Nun steht auf und wählet zwischen uns. Ich glaube, Jasper liebt euch so sehr wie ich und hat ein gutes Recht, gehört zu werden. Der Sergeant hat mich zu eurem Beschützer gemacht, aber nicht zu eurem Tyrannen. Ich versprach ihm, ich würde ein Vater für euch sein ebensosehr wie euer Mann; und kein guter Vater, scheint mir, dürfte anders handeln. Also steht auf, Mabel, und redet frei heraus, was ihr denkt!"

Mabel ließ ihre Hände sinken, stand auf und sah mit fieberhaft geröteten Wangen ihre beiden Freier an. „Was wollt ihr, Pfadfinder?" rief sie, „habe ich nicht schon meinem armen Vater versprochen, alles zu tun, was ihr begehrt?"

„Dann begehre ich das: hier stehe ich, ein Mann aus dem Wald, der nicht viel gelernt hat, und Jasper. Wir beide haben euch lieb. Jasper denkt, seine Liebe müßte die stärkste sein, aber das kann ich ehrlicherweise nicht zugeben, denn es scheint mir nicht möglich. In dieser Hinsicht, Mabel, zählen wir also beide gleich; da ich der älteste bin, so will ich zuerst sagen, was man für mich vorbringen kann und gegen mich. Als ein Jäger glaube ich nicht, daß ein Mann im Grenzland mich übertreffen kann. Wenn an Wildbret oder Bärenfleisch, Vögeln oder Fischen in unserer Hütte je Mangel sein sollte, dann wird es wohl nicht mein Fehler sein. Eine Frau, die von mir abhängt, wird keinen Mangel leiden. Aber ich bin schrecklich unwissend; ich rede wohl mehrere Sprachen, aber ich kann nicht einmal meine eigene ordentlich sprechen. Dann bin ich viel älter als ihr, Mabel, und lange nicht fein genug erzogen. Wenn man all das bedenkt, dann muß ich eigentlich gestehen, daß ich ganz und gar nicht für euch tauge, und ich würde die Hoffnung noch diese Minute aufgeben, wenn nicht etwas an meinem Herzen zöge, das ich nicht leicht loswerden kann!"

„Pfadfinder, edler, großherziger Pfadfinder!" rief das Mädchen, indem es seine Hand faßte und küßte, „ihr tut euch selbst Unrecht, ihr vergeßt meinen Vater und mein Versprechen! Ihr kennt mich nicht!"

„Nun steht hier Jasper", fuhr der Jäger fort, „und sein Fall ist ein ganz anderer. Was die Versorgung anbetrifft, so ist da nicht viel zu wählen, denn der Junge ist sparsam, fleißig und hält das Seine beisammen. Aber er ist geradezu ein Gelehrter. Er spricht Französisch, hat viele Bücher gelesen und wird euch immer verstehen können, was ich von mir vielleicht nicht sagen kann."

„Was soll das alles?" unterbrach Mabel ungeduldig, „wozu reden wir davon?"

„Dann hat der Junge eine Art, seine Gedanken auszudrücken, die ich wohl nicht nachmachen kann. Er hat mir wirklich das Blut warm gemacht, als er davon redete, daß ihr so schön wäret und es doch gar nicht aussehe, als hättet ihr je darauf geachtet. Und wie richtig und ordentlich eure Gedanken wären, und wie warm euer Herz ..."

„Jasper!" unterbrach Mabel, da ihre Gefühle sich unbezwinglich Luft machten, — und hilflos und weinend wie ein Kind sank sie in die willigen Arme des jungen Mannes. „Jasper, Jasper, warum habt ihr das alles nie gesagt?!"

Die Antwort Jaspers war nicht sehr verständlich, noch war das geflüsterte Gespräch, das darauf folgte, durch seinen logischen Zusammenhang bemerkenswert. Dennoch verstanden die beiden sich leicht.

Die Stunde, die folgte, verging wie sonst Minuten, und als Mabel überhaupt wieder richtig zur Besinnung kam, schritt ihr Onkel sehr ungeduldig auf dem Deck des Kutters auf und ab und wunderte sich, daß Jasper so viel günstigen Wind versäumte.

„O Jasper!" rief Mabel aus, „der Pfadfinder!"

Eau-douce zitterte geradezu, und er blickte nach allen Seiten, um den Freund zu sehen. Aber Pfadfinder war verschwunden. Mehrere Minuten warteten die beiden Liebenden schweigend auf seine Rückkehr, und endlich sahen sie ihn auch wirklich langsam und nachdenklich herankommen. Als er nahe genug war, sagte er: „Jetzt verstehe ich erst, was ihr damit meintet, daß man ohne Zunge sprechen und ohne Ohren hören kann, und es muß ein hübsches Reden mit Mabel Dunham sein! Ich sagte dem Sergeanten, ich tauge nicht für sie; ich sagte ihm, daß ich zu alt, zu unwissend und sozusagen zu wild bin — aber er wollte es ja nicht anders!"

Jasper und Mabel saßen da wie das erste Menschenpaar, als es sich zuerst der Sünde bewußt wurde. Keiner sprach, keiner rührte sich. Jasper war bleich wie der Tod, während Mabels Wangen sich tief röteten. Aber das Gefühl erwiderter Liebe ließ sie doch unter allem Schmerz von Glück erstrahlen und ungewöhnlich schön erscheinen. Pfadfinder sah sie lange an, dann lachte er mit einer Art wilden Entzückens, auf den allerdings sogleich ein schmerzvoller Stich folgte, als er bedachte, daß dieses prachtvolle junge Geschöpf für ihn verloren war. Dann aber gewann er seine Würde wieder und sprach beinahe feierlich:

„Ich habe immer gewußt, Mabel Dunham, daß die Menschen ihre Gaben haben; aber ich hatte vergessen, daß es nicht zu den meinen gehörte, denen zu gefallen, die jung, schön und gelehrt sind. Ich hoffe, es war keine arge Sünde, und wenn's eine war, dann bin ich schwer dafür bestraft worden. Ich weiß, was ihr sagen wollt, Mabel, aber es ist nicht nötig; ich fühle es selber, und es ist ebensogut, als ob ich's gehört hätte. Ich habe eine bittere Stunde verbracht, seit ich euch hier verließ ..."

„Eine Stunde!" rief Mabel. Und Jasper: „Eine Stunde! es sind keine zehn Minuten, daß ihr uns verlassen habt!"

„Nun, es mag so sein, mir schien's ein Tag. Aber wir wollen nicht mehr davon reden. Es ist alles vorüber. Nein, Mabel, unterbrecht mich nicht, ich weiß schon, was ihr sagen wollt, aber es kann nichts ändern. Nun, Jasper, sie ist euer, und obschon's ein bitterer Gedanke ist, ich glaube wirklich, ihr werdet sie glücklicher machen als ich es könnte, denn eure Gaben taugen mehr für sie. Ich hätte so gescheit sein sollen und dem Sergeanten nicht glauben; und ich hätte mich auf das verlassen sollen, was Mabel mir am See sagte. Aber wozu davon reden! Es ist wahr, Mabel schien willig, obschon's nur daher kam, daß sie ihrem Vater Freude machen wollte, und daß sie Angst vor den Wilden hatte . . ."

„Pfadfinder!"

„Ich verstehe euch, Mabel, und ich trage euch wahrhaftig nichts nach. Manchmal denk ich, ich würde gern in eurer Nachbarschaft leben, um euer Glück zu sehen, aber im ganzen ist es schon besser, ich gehe zum Sechzigsten zurück, das sozusagen mein angestammtes Regiment ist. Besser wär's vielleicht gewesen, ich hätte es nie verlassen; aber der Sergeant war beim Fünfundfünfzigsten und beredete mich, herüberzukommen. Es tut mir übrigens nicht leid, daß ich euch gekannt habe, Jasper . . ."

„Und mich, Pfadfinder," unterbrach Mabel ihn stürmisch, „tut es euch leid, daß ihr mich gekannt habt?"

„Euch, Mabel," erwiderte der Führer, indem er ihre Hand ergriff und sie freundlich ansah. „Wie könnte es mir leid tun, daß ein Sonnenstrahl einen trüben Tag erhellt hat? Ich werde nun wohl eine Zeitlang nicht so leichtherzig wandern und nicht so gesund schlafen wie früher, aber ich werde doch immer daran denken, wie nahe ich daran war, ganz unverdient glücklich zu sein. Aber ich schelte nur mich selber, daß ich so eitel war, es für möglich zu halten. Ach Gott, nun ist alles abgemacht, und ich will nur noch von euch Abschied nehmen; denn Meister Cap wird wohl ungeduldig sein und kommt sonst am Ende noch ans Ufer, um nach uns zu sehen."

„Abschied nehmen?" rief Mabel.

„Abschied!" rief Jasper, „ihr wollt uns doch nicht verlassen?"

„Es ist das beste, Mabel; es ist so am besten, Eau-douce; wenn ich meinem Gefühl folgte, würde ich mit euch gehen; aber wenn ich der Vernunft folge, verlasse ich euch hier. Und ihr werdet nun nach Oswego zurückkehren und Mann und Frau werden, sobald ihr ankommt; das wird wohl Meister Cap alles abmachen, der sich wieder nach der See sehnt; ich aber kehre in die Wildnis zurück und zu meinem Schöpfer! Kommt, Mabel," sagte der Jäger, indem er aufstand und sich mit ernstem Anstand zu dem Mädchen beugte, „küßt mich! Jasper wird mir den einen Kuß nicht mißgönnen; dann wollen wir scheiden!"

„O Pfadfinder," rief Mabel, indem sie dem Führer in die Arme fiel und seine Wangen wieder und wieder küßte, mit einer Wärme und Unbefangenheit, die sie Jasper gegenüber noch nicht aufbringen konnte, „Gott segne euch, liebster Pfadfinder! Ihr werdet später zu uns kommen, wir werden euch wiedersehen, und wenn ihr alt seid, werdet ihr bei uns wohnen; — ich werde eine Tochter für euch sein!"

„Ja, ja, das ist's," erwiderte der Führer, nach Atem ringend, „so will ich mir's zu denken versuchen. Ihr taugt viel besser zu meiner Tochter als zu meinem Weib. Lebt wohl, Jasper. Nun wollen wir zum Kanoe gehen, ihr müßt an Bord!"

Mit ruhigen, feierlichen Schritten ging Pfadfinder zum Ufer hinab. Dort faßte er Mabel noch einmal an beiden Händen und sah schmerzlich in ihr Gesicht,

bis die Tränen über seine rauhen Wangen flossen. Dann nahm er Jasper beiseite und sagte:

„Ihr seid herzensgut, Jasper, und sanft von Natur; aber wir sind doch beide rauh und wild neben diesem lieben Geschöpf. Hütet sie und zeigt ihr nie die rauhe Art, die Männer haben können. Ihr werdet sie schon mit der Zeit verstehen; der Herr mache euch glücklich und wert, es zu sein!“

Damit machte er dem Freunde ein Zeichen zu gehen, während er auf seine Büchse gelehnt stehen blieb, bis das Kanoe den Scud erreicht hatte. Mabel weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte, und wendete ihre Augen nicht von der Stelle in der Lichtung, wo die sehnige Gestalt regungslos wie eine Statue stand, bis sie ihren Blicken völlig entschwunden war.

Dreißigstes Kapitel

och lange stand Pfadfinder auf seine Büchse gelehnt, nachdem der Scud verschwunden war. Endlich stieß er einen tiefen Seufzer aus, verließ das Ufer und ging auf die Stelle zu, wo Juni noch immer am Grab ihres Mannes saß. Sie saß auf einem Stein über dem Grabe, das Haar fiel ihr über das Gesicht; sie hörte den geräuschlosen Schritt des Jägers nicht.

Mehrere Minuten lang sah Pfadfinder das Weib in stummen Gedanken an. Seine Vernunft sagte ihm, wieviel tiefere Gründe zum Leid die junge Frau hatte als er.

„Junitau,“ sagte er endlich feierlich in ihrer Sprache, „du bist nicht allein in deinem Leid. Wende deine Augen auf einen Freund!“

„Juni hat keinen Freund mehr,“ antwortete das Weib, „Pfeilspitze ist nach den glücklichen Jagdgründen gegangen und niemand ist da, der für Juni sorgt. Die Tuscarora würden sie aus ihrem Wigwam jagen, die Irokesen sind hassenswert in ihren Augen und sie könnte sie nicht ansehen. Nein, laß Juni auf dem Grab ihres Mannes verhungern!“

„Das geht nicht, das ist wider Vernunft und Recht. Du glaubst doch an den Manitou, Juni?“

„Er hat sein Gesicht vor Juni verborgen, weil er zornig ist. Er hat sie verlassen, daß sie sterbe.“

„Höre auf einen weißen Mann, der auch die rote Natur gut kennt. Wenn der Manitou der Bleichgesichter in einem Bleichgesichtherzen Gutes wirken will, dann schlägt er es mit Leid. Der Große Geist will dir wohl, darum hat er den Häuptling von dir genommen, daß seine arglistige Zunge dich nicht verführe . . .“

„Pfeilspitze war ein großer Häuptling!“ erwiderte das Weib stolz.

„Er hatte seine Vorzüge und seine Fehler. Aber Juni, du bist nicht verlassen! Laß nur deinem Schmerz freien Lauf, wie es die Natur will; wenn die rechte Zeit kommt, werde ich dir mehr sagen."

Damit ging Pfadfinder zu seinem Kanoe und verließ die Insel. Ein- oder zweimal im Lauf des Tages hörte Juni den Knall seiner Büchse; und als die Sonne sank, erschien er wieder und brachte ihr gebratene Vögel, die sie auch verzehrte. Dies ging einen ganzen Monat fort, Pfadfinder brachte ihr Nahrung, während Juni stets hartnäckig sich weigerte, das Grab ihres Mannes zu verlassen. Sie schlief in einer der Hütten, die stehen geblieben waren, Pfadfinder übernachtete auf einer andern Insel. Aber sie wußte, daß ein Freund in ihrer Nähe war, der sie beschützte, und gelegentlich trafen sie sich und sprachen ein paar Worte.

Gegen Ende des Monats hatten die Bäume all ihre Blätter verloren, und die Nächte wurden kalt und winterlich. Es war Zeit, die Insel zu verlassen. Da erschien eines Tages Chingachgook wieder. Er hatte eine lange Unterredung mit seinem Freund, und Juni sah, daß ihr Beschützer betrübt war. Sie kam leise heran und versuchte ihn sanft zu trösten.

„Danke, Juni, danke," sagte er, „es ist gut gemeint, aber es hat keinen Zweck. Morgen brechen wir auf, und du wirst mit uns gehen, du wirst vernünftig sein."

In der demütigen Weise der Indianerfrau fügte sich Juni; aber während der ganzen Herbstnacht bettete sie ihr Haupt nicht in der Hütte, sondern blieb an dem Grabe ihres Mannes sitzen und betete für seine Erfolge auf dem endlosen Pfad, den er zog, und für ihre Wiedervereinigung im Land der Gerechten.

Am Morgen brachen alle drei auf; Chingachgook in einem Kanoe, Pfadfinder und Juni folgten in dem andern. Zwei Tage ruderten sie westwärts und zwei Nächte lagerten sie auf den Inseln. Das Wetter war zum Glück wieder milder geworden, und als sie den See erreichten, fanden sie ihn spiegelglatt wie einen Teich. Der indianische Sommer war angebrochen und die neblige Luft war ruhig und beinah so mild wie im Juni.

Am Morgen des dritten Tages kamen sie an die Mündung des Oswego, wo das Fort und die schlaffe Flagge sie vergeblich anlockten. Ohne auch nur einen Blick zur Seite zu werfen, ruderte Chingachgook an den dunklen Wassern des Flusses vorüber, Pfadfinder folgte schweigend. Die Wälle waren mit Zuschauern besetzt, aber Lundie erlaubte nicht, daß man sie auch nur anrufe.

Zu Mittag fuhr Chingachgook in eine kleine Bucht ein, in welcher der Scud vor Anker lag. Eine kleine Lichtung lag am Ufer, die Bäume waren vor langer Zeit ausgerodet worden, und nahe dem Strand stand ein neu und rauh gezimmertes Blockhaus. Eine gewisse Grenzerbehaglichkeit und Fülle lag über dem Platz, obschon er wild und einsam schien; Jasper stand am Ufer und faßte Pfadfinders Hand, als er landete. Pfadfinder erwiderte den Druck, sonst wurde kein Wort gesprochen.

„Sie wartet im Haus, lieber Freund," sagte Jasper endlich, „Juni ist schon vorausgeeilt."

„Habt ihr den Kaplan in der Garnison getroffen, Junge? War alles bald in Ordnung?"

„Wir wurden eine Woche, nachdem wir euch verlassen, getraut, und Meister Cap reiste am nächsten Tag . . ."

„Ich weiß, die Schlange hat es mir erzählt. Nun, hat das Kind gelacht oder geweint, als die Trauung vorüber war?"

„Beides, Pfadfinder, aber . . .“

„Ja, das ist so ihre Natur; Tränen und Lachen. Und glaubt ihr, Jasper, daß sie an mich überhaupt noch gedacht hat?“

„Ich weiß es, Pfadfinder, sie denkt und spricht täglich von euch, ja stündlich. Niemand liebt euch, wie wir zwei euch lieben.“

„Ich weiß, wenige lieben mich mehr als ihr, Jasper. Chingachgook ist wohl der einzige, von dem ich das sagen kann. Nun, Jasper, geht voran, und ich folge euch.“

Jasper ging voran, und Mabel trat ihrem ehemaligen Freier mit hellem Erröten entgegen und ihre Glieder zitterten so, daß sie kaum stehen konnte. Pfadfinders Besuch dauerte eine Stunde und nicht länger. Er aß im Hause seiner Freunde und beobachtete sie. Ein zärtlicher Glanz war in Mabels Augen, und die Glut auf ihren Wangen, wenn sie nach Jasper sah, verriet, daß die neuen Empfindungen noch nicht zur Ruhe des Alltags gekommen waren. Bald kam der Augenblick des Abschieds.

Chingachgook hatte die Kanoes bereits verlassen und stand am Rande des Waldes. Hier wartete er gelassen auf den Freund. Dieser sah ihn stehen und erhob sich.

„Ich habe manchmal gedacht,“ sagte er, „daß mein Schicksal ein wenig hart wäre; aber dieses Weib, Mabel, hat mich zur Vernunft gebracht . . .“

„Juni bleibt hier bei mir,“ unterbrach ihn Mabel eifrig.

„Das dachte ich mir. Wenn jemand sie aus ihrem Leid reißen und dem Leben zurückbringen kann, so seid ihr es. Obschon ich nicht recht dran glaube. Das arme Geschöpf hat keinen Stamm und keinen Gatten mehr, und das ist schwer zu verwinden. Aber ich habe ja selbst genug zu tragen! Redet nichts, Mabel, redet nichts, Jasper, laßt mich meinen Weg in Frieden gehen und wie ein Mann. Ich habe euer Glück gesehen, und das ist viel. Nein, ich küsse euch nicht mehr, Mabel. Hier ist meine Hand, Jasper, drückt sie, Junge, sie ist nicht empfindlich, und nun, Mabel, nehmt ihr sie — — nein, das müßt ihr nicht tun,“ denn Mabel wollte sie küssen —, „nein, das müßt ihr nicht!!“

„Pfadfinder,“ fragte Mabel, „wann sehen wir euch wieder?“

„Ich habe auch daran schon gedacht. Wenn die Zeit je kommt, wo ich auf euch als eine Schwester sehen kann, Mabel, oder als ein Kind, dann komme ich zurück; denn es täte meinem Herzen wohl, eure Fröhlichkeit zu sehen. Wenn nicht, so lebt wohl, lebt wohl — der Sergeant war im Unrecht — ja, der Sergeant war im Unrecht!“

Dies waren die letzten Worte, die Jasper Western und Mabel Dunham je von des Pfadfinders Lippen vernahmen. Er kehrte sich ab und war rasch an der Seite seines Freundes. Sowie dieser ihn kommen sah, schulterte er sein Gepäck und glitt, ohne zu warten, in den Schatten der Bäume. Mabel, ihr Mann und Juni, alle blickten Pfadfinder nach, um noch einen Gruß, einen Blick zu erhalten, doch er sah sich nicht um. Ein- oder zweimal sahen sie ihn das Haupt schütteln, aber er schritt kräftig aus und verschwand bald in den Tiefen des Waldes. Weder Jasper noch seine Frau sahen ihn jemals wieder. Sie blieben noch ein Jahr an den Ufern des Ontario, dann folgten sie dem wiederholten Drängen Caps und übersiedelten nach New York, wo Jasper ein erfolgreicher und angesehener Kaufmann wurde. Dreimal im Laufe der Jahre erhielt Mabel wertvolle Geschenke von Pelzwerk, und ihr Herz sagte ihr, von wem sie kamen, obschon kein Name sie begleitete. Noch später einmal, als sie schon die Mutter erwachsener Söhne war, befand sie sich, von dem ältesten begleitet, an den Ufern des Mohawk. Da sah sie einen seltsam gekleideten Mann, der sie aus der Entfernung so intensiv betrachtete,

daß sie sich nach ihm erkundigte. Sie hörte, daß es der berühmteste Jäger in diesem Teile des Staates war — es war bereits nach der Revolution — und ein eigentümlicher Mensch, dessen Charakter sehr geachtet wurde. Man kannte ihn in der Gegend unter dem Namen „Lederstrumpf". Mehr konnte Frau Western nicht erfahren. Aber irgendeine Erinnerung, etwas in der Haltung des unbekannten Jägers verursachte ihr eine schlaflose Nacht und warf einen Schatten von Traurigkeit über ihr noch immer hübsches Gesicht, der manchen Tag nicht schwand.

Juni hatte den doppelten Verlust nicht überlebt. Sie war noch in Mabels Hütte am See gestorben, und Jasper hatte ihren Leib nach der Insel überführt und an der Seite Pfeilspitzes bestattet.

Lundie lebte noch lange genug, um seine alte Liebe zu heiraten und sich als ein kriegsmüder, schlachtenverwitterter Veteran zurückzuziehen; aber sein Name ist in unserer Zeit durch die großen Taten seines jüngeren Bruders*) berühmt geworden, der seinen Titel erbte, um ihn allerdings bald mit einem größeren, auf dem Meer erworbenen zu vertauschen.

---

*) Lord Duncan of Camperdown.